<36604471860013

<36604471860013

Bayer. Staatsbibliothek

A

B. L. Franç. pag. 139.
P. o. gall. 1117
La Bruyère

Jc. 505.

Armer Diogenes — du suchest Menschen?

La Brüyere's
Sittengemälde.

Für
die Deutschen.

Leipzig
in der Weygandschen Buchhandlung
1790.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Seiner

Wohlgebohrnen Herrlichkeit

Herrn

Christoph Heinrich Besserer

von und zu Thalfingen auch Hausen,

Burgermeister ꝛc.

der Reichsstadt Ulm

ehrerbietigst und gehorsamst zugeeignet.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Es sollte mir leid thun, wenn man diese Arbeit den unnützen Modeprodukten, die jetzt täglich wie Pilzlinge hervorschiessen, an die Seite setzen wollte — nicht sowohl meinetwegen, sondern vielmehr des treflichen Brüyeres wegen, der gewiß viele Jahre beobachtete und dachte, ehe er sein Buch zur Welt brachte. So lange Pope's Ausspruch aufrecht steht:

The proper study of Mankind — is Man,

so lange verdient Brüyeres Sittengemälde von Gelehrten und Ungelehrten gelesen und beherzigt zu werden. Der Mann malte das Thun und Lassen der Menschen in den

verschiedensten Lagen und Verhältnissen mit den treffendsten Farben; nicht oberflächliche Beobachtungen, in einem leeren Wortgepränge eingehüllt, sinds, mit denen er die Damen auf dem Sopha, und den Stutzer in einer müßigen Stunde amüsiren wollte, sondern reife, durchdachte, auf langes Menschenstudium gegründete Züge, so kurz und präcis entworfen, daß der Geist Stoff genug findet, weiter darüber nachzudenken. Ich glaube, Voltaire sagt ganz richtig von diesem Buche *): On peut compter parmi les productions d'un genre unique les *Caracteres* de *la Bruyère*. Un style rapide, concis, nerveux, des expressions pittoresques, un usage tout nouveaux de la langue, mais qui n'en blesse pas les règles, frappèrent le public; et les allusions qu'on y trouvait en foule achevèrent le succès. Ce livre baissa dans l'esprit des hommes, quand une génération entière, attaquée dans l'ouvrage fut passée. *Cependant, comme il y a des choses de tous les tems et de tous les lieux, il est à croire, qu'il ne sera jamais oublié.*

*) Siecle de Louis XIV. T. II. nach der Thurneyserschen Ausgabe Seite 259.

Es sollte mir nicht schwer werden, manchem großen und kleinen Gelehrten zu zeigen, daß er einen Theil seiner Weisheit, mit der er sich vor dem Publikum traun! so ungeberdig stellte, und auf die er sich so viel zu Gute that, aus Brüyeres reichen Fundgrube schöpfte, und sie dem Publikum auftischte, so wie er's da vorfand, ohne es erst vorher bei sich so recht in succum et sanguinem zu vertiren. Aber exempla sunt odiosa, deswegen mag's jetzt auf sich beruhen; ich werde aber den Beweis nicht schuldig bleiben, wenn er von mir gefodert wird.

Manche der Schilderungen **Brüyere's** sind freilich auf unsere Zeiten nicht mehr passend; sie hatten eine individuelle Beziehung, die wir nicht mehr wissen. Aber die meisten können doch auch größtentheils auf unsere Zeiten angewandt werden. Denn wenn sich gleich Tugend und Laster in einem Zeitalter anders zeigen als in dem andern, und jedes Decennium seine eigenen Modetugenden und Modelaster hat, so ist der Grundstoff derselben doch immer der nämliche, und nur die Verzierungen — das Ausserwesentliche — hat sich geändert. Das letztere nun hab' ich entweder ganz weggeschnitten, oder so geformt, daß es unsern

heutigen Sitten und Gewohnheiten anpaßt. Nichts was nur den Franzmann interessirt, habe ich beibehalten, sondern ich versuchte das Buch in ein deutsches Nationalprodukt umzuschaffen. Ein schweres Unternehmen, das vielleicht einen zweiten Brüyere erfoderte, und bei uns um so schwerer, da Deutschland die Einheit in Sitten und Charakteren nicht hat, die bei den Franzosen bei aller Mannigfaltigkeit so sichtbar ist. Wir haben kein Paris, das den Ton angiebt, und Dank sei es dem Genius Deutschlands, daß wir keines haben! —

Da ich den Brüyere nicht für den eigentlichen Gelehrten bearbeitete, sondern ein angenehmes und nützliches Lesebuch für die gesittetern Stände liefern wollte, so blieb nach diesem Plane alles blos trockene, nicht allgemein interessante Raisonnement, alle die Reflexionen, die nur den Gelehrten interessiren, kurz, was nicht möglichst allgemeines Interesse hat, weg. Nach diesem Plane blieb wenigstens die Hälfte vom la Brüyere unübersetzt, ich denke aber, das Publikum, für das ich arbeitete, hat dabei nichts verloren, sondern vielmehr gewonnen. Nicht viele Bogen zu füllen, sondern das lesende Publikum angenehm und nützlich zu unter-

halten, war meine Absicht, und Kenner mögen entscheiden, ob ich ihr treu geblieben bin.

Außer mehrern einzelnen Stücken, die in Wochenschriften, Lesebüchern 2c. von Brüyere übersetzt stehen, kenne ich nur eine vollständige Uebersetzung desselben. Sie kam zuerst im Jahre 1754. unter dem Titel: Theophrasts Kennzeichen der Sitten. Nebst des Herrn Johann de la Brüyere moralischen Abschilderungen der Sitten dieser Zeit heraus, und wurde 1772. ohne alle Verbesserungen neu aufgelegt. Nach Uebersetzersitte sollte ich nun auf diese Uebersetzung weidlich losschimpfen, und ihr alles Verdienst absprechen. Aber nein! mit Dank gestehe ich, daß mein Vorgänger mir manchen guten Wink gegeben habe, wenn auch gleich seine Uebersetzung jetzt nicht mehr viel taugt, weil es ihr an Feinheit, Politur, kurzer und treffender Darstellung des Sinnes fehlt. Auch war es gewiß kein glücklicher Gedanke, den la Brüyere ganz zu übersetzen, nicht nur alle seine Schilderungen und Reflexionen, sondern auch den von ihm übersetzten Theophrast, von dem wir doch die griechische Urschrift haben. —

Nun habe ich Dir das nothwendigste gesagt, lieber Leser, und wünsche nichts mehr, als daß meine Arbeit deine Menschenkenntniß vermehren, und dich angenehm unterhalten möge. Im May des Jahrs 1789.

S. B.

Vom Frauenzimmer.

Schade, daß viele Frauenzimmer ihren wahren Vortheil so sehr verkennen! Eine künstliche Größe ist ihnen alles. Geschickte Bewegung der Augen, abgemessenes Kopfdrehen, ein reizender Gang — das sind alle ihre Vorzüge. Ihr Witz blendet, aber man schätzt ihn nur, weil er nicht tief eindringt. Andere sind groß durch Einfalt und Natur. Bewegung und Gang hat an dieser Größe keinen Antheil. Sie thront im Herzen, und ist gleichsam eine Folge ihrer hohen Geburt. Das Verdienst dieser Frauenzimmer betäubt nicht, aber es ruht auf festen Gründen. Tausend Tugenden sind seine Geleite, die die Holde mit all ihrer Bescheidenheit nicht bedecken kann; sie entwischen ihr, und zeigen sich jedem, der Augen hat.

Ich hörte den Wunsch, ein Mädchen — aber ein recht schönes Mädchen — zu seyn, vom dreizehnten bis ins zwei und zwanzigste Jahr, und dann — — ein Mann.

Mädchen! ihr wißt nicht, was eine glückliche Natur vermag, und wie viel besser es wä-

re, wenn ihr damit zufrieden wäret. Durch affektirte Sitten, und die Nachahmung übel gewählter Muster, verderbt ihr dieses seltene und zerbrechliche Geschenke des Himmels. Eure Stimme und euer Gang sind entlehnt; alles ist abgemessen und geziert, und ihr betrachtet euch im Spiegel, um zu sehen, ob ihr auch alles, was euch natürlich war, weit genug weg geschaft habt. Wahrlich es kostet euch viele Mühe, bis ihr weniger gefallet.

Wer auf den Ball geht, verkleidet sich, giebt sich aber nicht für das aus, was er zu seyn scheint, sondern will nur jezt verborgen bleiben. Aber Ihr Puz und Ihre Schminke, meine Damen, die sollen mich mit sehenden Augen hintergehen? ich soll Sie — der Wahrheit zum Troz — nach dem äußern Schein beurtheilen? — Wahrlich Puz und Schminke sind eine Lüge.

Vom Fuß bis zum Kopfe — aber die Coeffure ausgenommen — muß man ein Frauenzimmer beurtheilen, so wie man einen Fisch zwischen Kopf und Schwanz mißt. — Wollen Sie, meine Damen, nur in Ihren eigenen Augen schön seyn, und nur sich selbst gefallen, so mögen Sie immerhin in Ihren Verschönerungsmitteln, in Puz und Anzug, ganz Ihrem eigenen Geschmacke und Ihrem kleinen Eigensinne folgen: Wollen Sie aber die Herzen der Männer dadurch gewinnen, schmin-

ken und bemalen Sie sich denen zu lieb: o so kann ich Ihnen im Namen aller, oder doch der meisten Männer — ich habe die Stimmen gesammelt — sagen: Weiß und roth macht Sie widerlich und abscheulich, meine Damen; roth allein verstellt Sie, und — macht Sie alt; Bleiweiß auf dem Gesichte mißfällt uns eben so sehr, als falsche Zähne im Munde, und Wachskugeln auf den Kinnbacken. Wir protestiren also in allem Ernst gegen alle die Künsteleien, die Sie häßlich machen, und die oft nur noch das einzige und untrüglichste Mittel sind, uns Männer aus Ihren Schlingen zu ziehen.

Wären die Frauenzimmer von Natur so, als sie sich durch Kunst machen, würden sie in einem Augenblicke ihre frische blühende Farbe verlieren, und wäre ihr Gesicht von Natur so roth und bleiweiß, als sie es durch Schminke machen, — gewiß sie wären untröstlich.

Die Cokette will immer gefallen, und glaubt zeitlebens schön zu seyn. Zeit und Jahre, denkt sie, machen nur andere Frauenzimmer alt und häßlich, wenigstens vergißt sie, daß das Alter auf ihrem Gesichte geschrieben steht. Eben der Putz, der ihre Jugendschönheit erhob, entstellt endlich ihre Person, und setzt die Gebrechen ihres Alters in das klarste Licht. Zärtlichkeit und Ziererei verläßt sie bei Unpäßlichkeiten, ja beim Fieber selbst nicht: Sie stirbt geputzt und in bunten Bändern.

Christine — die Cokette von vierzig Jahren — hört sagen, für eine Frau von wenigstens vierzig Jahren schicke sich jugendlicher Putz gar nicht mehr. Vollkommen wahr, sagt sie, aber — ihre Jahre haben nicht zwölf Monate, und ihr Alter kommt nie. Wenigstens glaubt sie es, und während sie vor dem Spiegel steht, die Schminke und Schönpfläſterchen auflegt, denkt sie, für ein gewisses Alter schicke es sich doch nicht mehr, jung zu thun, und Clarissen machen ihre Schönpfläſterchen und ihre Schminke wirklich lächerlich.

Erwartet ein Frauenzimmer ihren Geliebten, so putzt sie sich: überfällt er sie aber, so vergißt sie Putz und Anzug, denn sie sieht nicht mehr auf sich. Kommt aber ein Gleichgültiger, so hat sie mehr Muße, sie bemerkt ihre Unordnung, zieht sich in dessen Gegenwart an, oder verschwindet auf einen Augenblick, und kommt geputzt zurück.

Ein schönes Gesicht ist der schönste Anblick, und die Stimme der Geliebten der reizendste Wohlklang.

Es giebt Frauenzimmer, die so außerordentlich schön sind, und so viele Vorzüge besitzen, daß man schon zufrieden ist, wenn man sie nur sieht, und mit ihnen sprechen kann.

Leicht entschlüpfen einem Mädchen gewisse Kleinigkeiten, die viel zur Ueberzeugung beitragen, und dem Manne sehr schmeichelhaft sind.

Sel-

Selten aber entschlüpft dem Manne so etwas: seine Schmeicheleien sind freiwillig: er spricht, handelt, ist eifrig, aber überzeugt weniger.

Schön und eigensinnig — das ist bei Frauenzimmern nicht selten beisammen. Der Eigensinn eines Frauenzimmers hat schon manchen Mann geheilt, den ihre Schönheit Zeitlebens in Fesseln gehalten hätte.

Viele Mädchen glauben ihre Liebhaber weit fester an sich zu knüpfen, wenn sie ihnen gewisse Freiheiten erlauben; aber dies gerade ist es, wodurch schon mancher liebekranke Jüngling genesen ist.

Die Schöne, die nur einen Anbeter hat, glaubt nicht coket: die aber, die viele hat, glaubt nur coket zu sein.

Suschen hängt mit Leib und Seele an ihrem Geliebten, und nur an ihm allein, um ja nicht für coket gehalten zu werden. — Schade daß man sie wegen ihrer schlechten Wahl überall für eine Thörin hält.

Wenig Galanterien oder Liebesverbindungen bleiben verborgen: manche Frau kennt man eben so gut nach den Namen ihrer Liebhaber, als nach dem Namen ihres Mannes.

Ein galantes Frauenzimmer will geliebt sein, eine Cokette ist zufrieden, wenn man sie nur liebenswürdig und schön findet. Jene sucht den Mann an sich zu ziehen, diese ist zufrieden, wenn sie ihm gefällt. Jene fällt von einer

Verbindung auf die andere: diese unterhält mehr Bekanntschaften auf einmal. Bei jener herrscht Leidenschaft und Vergnügen, bei dieser Eitelkeit und Leichtsinn. Die Galanterie ist eine Schwachheit des Herzens, oder ein Temperamentsfehler: die Coketterie entspringt aus einer Unordnung des Verstandes. Ein galantes Frauenzimmer macht sich furchtbar, und eine Cokette verhaßt.

Schwach nennt die Welt die Schöne, der man einen Fehler vorwerfen kann, den sie sich schon selbst vorwirft; deren Herz den Verstand überwältigt; die gern gesund sein möchte, aber es nie, oder doch nur sehr spat werden wird.

Das unbeständige Mädchen
liebt nicht mehr,
Die Leichtsinnige
liebt schon den zweiten,
Die Flatterhafte
weiß nicht, ob und wen sie liebt,
Die Gleichgültige
liebt gar nicht.

Die Treulose ist eine Betrügerin, die mit Worten spielt, und Schwüre und Versprechungen eben so leicht bricht, als sie sie da, wo sies für nöthig hält, ohne Bedenken anwendet.

Auch die Treulosigkeit der Frauenzimmer hat ihren Nuzen, — der Mann geneßt dadurch von seiner Eifersucht.

Gewisse Frauenzimmer müssen ihr ganzes Leben hindurch zwei Verbindungen unterhalten, die schwer zu brechen, und zu verbergen sind: der einen fehlt der Contract, der andern nur das Herz.

Seht doch die junge schöne Dame, wie stolz ihr Fuß die Erde betritt, und wie ihr Blick alles, was sie umgiebt, verkleinert und herabwürdigt. Gewiß! nur ein Held kann einmal ihr Herz fesseln! — Aber seht ihr nicht die kleine, verstandlose Mißgeburt neben ihr? — Das ist ihr Liebhaber.

Der Auswurf des Hofes ist bei den Frauenzimmern in der Stadt wohlgelitten und hochgeschäzt. Hier ist ein solcher verworfener Hofmann auf dem Kampfplatze, wo ihm alles weichen muß; der Senator mit der Stuzperücke und der steifen Halsbinde, und der Bürger im Degen; alle sticht er aus, und ist — Hahn im Korbe. Ihn hört man, ihn liebt man. Aber wer sollte auch länger als einen Augenblick einem Manne widerstehen können, der mit einer goldenen Scherpe und weissen Feder geschmückt ist, und der noch überdieß mit dem König spricht, und die Minister sieht? Alles ist auf ihn eifersüchtig; man bewundert und beneidet ihn, und vier Meilen von hier erregt er Mitleiden.

Was den Stadtdamen der Hofmann ist, das ist dem Landmädchen der Städter.

Herr von Sikko ist eitel, unbesonnen, der erste Schwäzer, und der ärmlichste Spaßmacher. Von sich spricht er voll Zuversicht, und von andern mit Verachtung; er ist ungestüm, trozig, kühn, ohne Sitten, Rechtschaffenheit und Beurtheilungskraft, und hat eine zügellose Imagination. Schade daß ihm eine gute Bildung und schöne Larve fehlt, gewiß würden ihn dann viele Frauenzimmer anbeten.

Ists hypochondrische Grille, oder die Vorsicht, das Geheimniß desto besser zu bewahren, daß diese Dame ihren Lakayen, eine andere ihren Beichtvater, und eine dritte ihren Arzt liebt?

Für die Weltdame ist ein Gärtner nicht mehr und nicht weniger als ein Gärtner, und ein Maurer ebenfalls nur ein Maurer, das heißt, ein Mensch, der weit unter ihr steht, und mit dem sie kaum von einem Adam abstammen möchte. Nicht so aber die eingezogene Dame, die denkt toleranter, und sagt: er ist doch ein Mensch, und hat auch Fleisch und Blut ꝛc. — Wahrlich! wer die Versuchung fürchtet, kann leicht darein fallen.

Zuweilen fallen gewisse Menschen, besonders aber Frauenzimmer mit leidenschaftlicher Hize aufs Beten. Dies scheint die Schwachheit eines gewissen Alters, oder eine Mode, der man folgen muß, zu sein. Ehemals berechneten sie eine Woche nach den Spiel-Comödien-Con-

cert= Ball= und Feiertagen. Montags verlohren sie ihr Geld bei Ismenen, Dienstags ihre Zeit bei Klimenen, und Mitwochs ihren guten Namen bei Celimenen. Sie wußten schon den Abend vorher, was sie morgen und übermorgen für Vergnügen haben würden, und bedauerten nur, daß sie nicht alles Vergnügen auf einen Tag genießen konnten. Dieß war damals ihre größte Sorge, und die einzige Ursache ihrer Zerstreuung; und wenn sie in der Oper waren, so bedauerten sie die Comödie. — Andere Zeiten, andere Sitten. Sie übertreiben nun die Strenge und Eingezogenheit. Sie öfnen die Augen nicht, die sie doch zum Sehen haben, sie gebrauchen ihre Sinne nicht mehr, und, unglaublich! sie sprechen wenig. Sie denken noch recht gut von sich selbst, aber desto schlimmer von andern. Sie suchen es einander in der Tugend und Bekehrungssucht zuvor zu thun, und sind darauf eifersüchtig. Eben so wie sie es bei der Lebensart machten, die sie aus Politik oder Ueberdruß verlassen haben, suchen sie sich jezt den Vorrang streitig zu machen. Ehemals verloren sie sich in Wollust und Ausschweifungen, jezt in Stolz und Haß Ehemals waren sie lustig, jezt aber sind sie traurig.

Eine Frau ist sehr leicht zu regieren, wenn der Mann es anders geschickt anzugreifen weiß. Ja, ein einiger kann wohl mehrern befehlen: er

bildet ihren Verstand und ihr Gedächtniß, ordnet ihre Religionsbegriffe, und unternimmt es sogar, ihrem Herzen Geseze vorzuschreiben. Sie billigen und mißbilligen, loben und tadeln erst dann wann sie kein Gesicht und seine Augen um Rath gefragt haben. Sie sind ihm ganz ergeben, und erzählen ihm ihre Freude und Verdruß, ihre Begierde und Eifersucht, ihren Haß und ihre Liebe; auf seinen Rath brechen sie mit ihren Geliebten, zanken oder versöhnen sich mit ihren Männern, und die Zwischenzeit wendet er zu seinem Vortheil an. Er besorgt ihre Geschäfte, betreibt ihre Processe und geht zu ihren Richtern; er giebt ihnen seinen Arzt, seinen Kaufmann und seine Handwerksleute; er besorgt Wohnung, Hausgeräthe und Bediente; er fährt mit ihnen in der Kutsche spazieren; er sizt in der Kirche in ihrem Stuhle, und im Schauspiel in ihrer Loge. Er giebt mit ihnen Besuche, begleitet sie ins Bad und auf Reisen, und auf ihren Landgütern werden ihm die bequemsten Zimmer eingeräumt. Er wird alt, ohne etwas von seinem Ansehen zu verlieren. Ein wenig Verstand und viele Zeit, die er zu verlieren hat, sind hinreichend, ihn darinn zu erhalten. Kinder, Erben, Schwiegertochter, Nichte, Bedienten — alles hängt von ihm ab: er brachte es so weit, dadurch, daß er sich erst Hochachtung, und dann Furcht verschafte. Dieser so alte und nothwendige Freund stirbt, ohne

daß man ihn beweint, und zehen Frauenzimmer, deren Tyrann er war, erben durch seinen Tod die Freiheit.

Heurathe ich eine geizige Frau, so wird sie mich nicht in Armuth stürzen; eine Spielerin, so kann sie mich reich; eine Gelehrte, so kann sie mich verständiger machen; eine Spröde, so wird sie nicht zu hizig sein; eine Zornige, so wird sie meine Gedult üben; eine Cokette, so wird sie mir gefallen wollen; eine Galante, so ist sie vielleicht so galant, mich zu lieben; eine Scheinheilige — — ach! was kann ich doch von der erwarten, die Gott zu betrügen sucht, und sich selbst betrügt?

Nicht immer gelingt es, eine ausgelassene Aufführung mit dem Mantel der Sittsamkeit zu bedecken. Merken Sie das, meine Damen. Zuweilen macht man Uebel dadurch nur noch ärger, und wenn man die Rolle auch immer ganz vortreflich gespielt hätte, und der Zuschauer sieht nur einmal hinter die Coulisse, so heißt's, und das ist noch sehr gelinde: man hätte die Dame für eine Vestalin halten sollen.

Hat ein Frauenzimmer Umgang mit Personen, die nicht ihres Charakters sind, und schreibt man diesen Umgang, bei aller Neigung zu schiefen Erklärungen, einer ganz andern Ursache, als der Aehnlichkeit der Gesinnungen zu, so ist das der offenbarste Beweis, daß dieses

Frauenzimmer in einem sehr guten Rufe und Ansehen steht.

Warum mißt man den Männern die Schuld bei, daß die Frauenzimmer nicht gelehrt sind? Durch was für Geseze, Befehle, Verordnungen ist ihnen verboten worden, die Augen zu öfnen und zu lesen? das, was sie gelesen haben, zu behalten, und davon vernünftigen Gebrauch zu machen? Haben sie nicht vielmehr sich selbst in den Besiz, nichts zu wissen, gesezt? Entweder wegen ihrer schwächlichen Leibesbeschaffenheit, oder wegen der Trägheit ihres Geistes; oder wegen der Sorge für ihre Schönheit, oder wegen einer gewissen Leichtsinnigkeit, die sie verhindert, einem langen Studieren nachzuhängen; oder wegen ihrer Neigung und Geschicklichkeit zu Handarbeiten, oder wegen der Zerstreuung, die die häuslichen Geschäfte veranlassen; oder wegen des natürlichen Widerwillens gegen ernsthafte und mühsame Dinge; oder wegen einer Neugierde, die ganz verschieden von der ist, die den Geist befriedigt; oder weil sie an ganz andern Dingen Geschmack finden, als ihr Gedächtniß in Uebung zu erhalten. Mögen aber die Männer an der Unwissenheit der Frauenzimmer immer Ursache sein, so sind sie doch glücklich, daß sie die Frauenzimmer, die ihnen in so manchen Stücken überlegen sind, hierinn übertreffen.

Die Prüde will, ich soll mich mit ihrem Anblick und ihren Worten begnügen, die kluge Dame aber belohnt mich mit einer vernünftigen Unterredung und Aufführung: jene folgt ihrer Laune und ihrem Temperament, diese aber der Vernunft und ihrem Herzen: die eine ist ernsthaft und starrköpfig, die andere aber an jedem Orte gerade das, was sie sein soll. Die erstere verbirgt ihre Schwächen unter einem äußern scheinbaren Ansehen, diese aber verhüllt tiefe Einsichten unter einem freien und natürlichen Wesen. Die Sprödigkeit martert den Verstand, und kann weder Alter noch Häßlichkeit verbergen, sondern zeugt öfters von beiden. Die Weisheit hingegen bedeckt die Mängel des Körpers, adelt den Verstand, macht die Jugend reizender, und die Schönheit gefährlicher.

Eine gelehrte Frau betrachtet man wie ein künstliches Gewehr, es ist fein gearbeitet, gut polirt, und überhaupt sehr fleissig gemacht: es ist ein Cabinetsstück, das man den Neugierigen zeigt, das aber weder im Kriege, noch auf der Jagd, noch zum täglichen Gebrauche taugt, so wenig als ein schulgerechtes Pferd, wenn es auch noch so gut zugeritten ist.

Es ist fast mehr als nur schwer, der Freund zweier Frauenzimmer zu sein, die nicht mehr Freundinnen sind, mögen sie auch wegen einer Sache mit einander gebrochen haben, an der

wir gar keinen Theil haben: oft muß man eine wählen, oder beide verlieren.

Gewisse Frauenzimmer lieben ihr Geld mehr als ihre Freunde, und ihre Liebhaber mehr als ihr Geld.

Nichts ist unerträglicher und abscheulicher als ein Weib, in der Stolz und Spielsucht jeden Keim zur Männerliebe erstickt hat: solche Weiber setzen die Keuschheit des Mannes keiner Gefahr aus, denn sie haben von ihrem Geschlechte nur die Kleidung.

Die wenigsten Frauenzimmer haben Grundsätze; sie richten sich nach ihrem Herzen, und ihre Sitten bestimmt ihr Liebhaber.

Die Frauenzimmer lieben länger und stärker als die Männer: aber die leztern schließen daurendere Freundschaften.

Die Männer sind Ursache, daß die Frauenzimmer sich nicht lieben.

Es ist gefährlich, jemand nachzuäffen. Lise, die längst über die Jugendjahre hinaus ist, will ein junges Mädchen lächerlich darstellen, aber wahrlich, sie wird dadurch selbst so ungestaltet, daß ich sie fürchte. Ihre Verdrehungen und Grimassen machen sie so abscheulich, daß die junge Person, der sie nachäfft, immer mehr in meinen Augen gewinnt.

Männer verwahren anvertraute Geheimnisse treuer, als ihre eigenen: bey Frauenzimmern

aber sind keine Geheimnisse besser verwahrt, als ihre eigenen.

Auch sogar die reichsten Mädchen müssen bey Zeiten wählen. Lassen sie die ersten Gelegenheiten ungenuzt entschlüpfen, so bereiten sie sich gewöhnlich eine lange Reue. Mit ihrer Schönheit verliert sich auch der Werth, den man auf ihr Vermögen sezt. Ein junges Mädchen aber begünstigt alles, auch sogar die Meinung der Mannspersonen, die ihr gerne alle die Vortheile zuschreiben, wodurch sie noch wünschenswerther wird.

Schöne Mädchen sind der Gefahr ausgesezt, ihre mißhandelten Liebhaber durch ungestaltete, alte oder unwürdige Ehemänner zu rächen.

Die meisten Frauenzimmer beurtheilen das Verdienst und das gute Aussehen eines Mannes, nach dem Eindrucke, den er auf sie machte, und der, für den sie nichts empfinden, hat weder Verdienst noch Schönheit.

Wenn der Mann nicht weiß, ob er sich verändert, und alt zu werden anfängt, so darf er nur die Augen eines jungen Mädchens, die er anredt, und ihre Stimme zu Rathe ziehen: er wird mehr erfahren, als ihm lieb ist. Scharfe Schule!

Meine Damen! Ich möchte Ihnen rathen, nicht immer nach der nemlichen Person zu sehen, noch immer die Augen von ihr wegzuwen-

den. In beiden Fällen möchte man sonst das nemliche von Ihnen denken.

Zuweilen verbirgt ein Frauenzimmer einem Manne ihre Liebe ganz, er aber schwazt ihr täglich von einer Neigung vor, von der er nichts empfindet.

Der Mann lärmt und klagt öffentlich über ein Frauenzimmer, das ihn zu lieben aufhört, und — tröstet sich: ein verlassenes Mädchen macht dagegen weniger Geräusch, ist aber lange untröstlich.

Eitelkeit oder Liebe weckt die Frauenzimmer aus ihrer Trägheit auf. Dagegen ist die leztere bey muntern Frauenzimmern eine Vorläuferin der Liebe.

Julie liebt die Frauenzimmer nicht; ihr Umgang und ihre Besuche sind ihr zuwider, öfters ist sie für sie nicht zu Hause, auch nicht für ihre Freunde, deren Anzahl nicht groß ist, und die sie mit aller Strenge in den Schranken der Ordnung und der Freundschaft hält: sie ist zerstreut, antwortet ihnen einsilbig, und sucht sich von ihnen los zu machen. In ihrem eigenen Hause ist sie einsam und leutschen, und ihre Thüre und ihr Zimmer sind aufs engste verwahrt. Nur Corinna wird da erwartet, und zu allen Stunden eingelassen: nur dieser Busenfreundin entdeckt man sein ganzes Herz, raunt ihr auch ein Cabinet unter vier Augen ins Ohr, und möchte selbst mehr als zwey Ohren haben,

um ja alle ihre Worte aufzufangen: man beklagt sich bey ihr über andere Personen, erzählt ihr alle Umstände, sagt ihr aber damit doch nichts neues, denn sie ist beider Vertraute. Man sieht Julie in Gesellschaft zwoer Damen und zwoer Herren auf dem Ball, im Schauspiel, in den öffentlichen Gärten, und auf dem Wege nach Vincienes, wo die ersten Jahresfrüchte wachsen; zuweilen läßt sie sich allein in der Sänfte nach der großen Vorstadt tragen, wo sie einen angenehmen Garten hat, und zuweilen sieht man sie vor der Thüre Candiens, die so schöne Geheimnisse weiß, und die den jungen Damen eine zwote Ehe, mit Bestimmung der Zeit und der Umstände, voraussagt. Sie erscheint gemeiniglich unaufgesetzt, im Nachtkleide, ohne Schnürleib und mit Pantoffeln: recht gut stünde ihr dieser Anzug, wenn sie nur eine frischere Farbe hätte. Ihre reiche Schleiffe sucht sie vor den Augen ihres Mannes sorgfältig zu verbergen, sie schmeichelt und liebkost ihm: täglich erfindet sie neue zärtliche Namen für ihn, und sie schläft nirgend anders, als in dem Bette ihres lieben Gemahls. Des Morgens ist sie mit ihrer Toilette und mit der Ausfertigung einiger Liebesbriefchen beschäftigt. Parmenio, ihr Bedienter und — Vertrauter, hat ihr etwas allein zu sagen. Weder ihr Gemahl, noch die andern Bedienten können ihn leiden, aber gewiß nicht ohne Ursache, denn wer kann besser

Absichten errathen und Antworten bestellen, als Parmenio? Wer kann besser schweigen, und die heimliche Thür mit weniger Geräusch öfnen? Wer bringt den Liebhaber durch die geheime Treppe geschickter hinein und heraus?

Ich begreife nicht, wie ein launischer und eigensinniger Mann, der keinen seiner Fehler verbirgt, sondern sich im Gegentheil immer nur auf der schlimmsten Seite zeigt, der geizig, nachläßig in seinem Anzuge, trozig in seinen Antworten, unhöflich, kalt und still ist, hoffen kann, das Herz seiner jungen Frau gegen die Anfälle ihres Galans, der sie mit Puz, Pracht, Gefälligkeit, Sorgfalt, Eifer, Geschenken und Schmeicheleien angreift, zu vertheidigen.

Selten hat der Mann einen Nebenbuhler, den die Frau nicht aus seiner Hand gleichsam zum Geschenk erhalten hätte. Er lobt ihn in ihrer Gegenwart wegen seiner reizenden Bildung, seine Bemühungen sind ihm angenehm, und seine Besuche willkommen. Nichts, außer dem was er selbst hat, schmeckt ihm besser, als das Wildpret und die Trüffeln, die sein Freund ihm schickt. Er bittet Gäste, spricht ihnen zu, und sagt zu ihnen: „nehmen Sie einmal das, es ist von Leander, und kostet mich nur ein Dank dir."

Manche Frau begräbt ihren Mann bey lebendigem Leibe. Man spricht nichts von ihm, lebt er noch, oder ist er todt? — Man weiß

es nicht. In der Familie taugt er zu weiter nichts, als zu einem Beyspiel eines furchtsamen Stillschweigens, und einer gänzlichen Unterthänigkeit. Es ist ihm zwar kein Leibgeding, und kein Gegenvermächtniß ausgemacht, allein dies, und daß er nicht in's Kindbette kommt, ausgenommen, ist er die Frau und sie der Mann. Sie wohnen ganze Monate in einem Hause beysammen, ohne daß sie befürchten dürften, inander zu nahe zu kommen. Sie sind gleichsam Nachbarn. Der Herr bezahlt den Koch und Pastetenbecker, bey der gnädigen Frau aber wird gespeißt. Oft haben sie weder Bette, noch Tisch, noch Namen gemeinschaftlich. Sie leben nach Art der Griechen und Römer. Jedes hat das Seinige für sich, und nur durch die Länge der Zeit, und wenn man mit dem Gewäsche der Stadt bekannt worden ist, erfährt man endlich, daß der Herr B*** seit zwanzig Jahren der Mann der Frau L*** sey.

Gewisse Frauenzimmer, die ihre Männer nicht durch Ausschweifungen quälen können, quälen sie mit ihrem Adel und ihren ausgebreiteten Verbindungen, mit ihrem großen Heurathgut, mit dem Reiz ihrer Schönheit, mit ihrem Verdienste, und mit dem, was einige Tugend nennen.

Leider sind wenige Frauenzimmer so vollkommen, daß es den Mann nicht wenigstens des Tages einmal reuen sollte, geheurathet zu

haben, und daß er diejenigen nicht glücklich preisen sollte, die unverheurathet sind.

Stiller und düsterer Kummer ist nun außer der Mode: man weint, erzählt, wiederholt, und ist überhaupt über den Tod des Mannes so betrübt, daß man nicht einmal den geringsten Umstand in seiner Erzählung vergißt.

Zu Smyrna lebte ein Mädchen von ganz ausserordentlicher Schönheit; aber nicht sowohl wegen dieser, sondern vielmehr wegen ihrer strengen Sitten und ihrer gänzlichen Gleichgültigkeit gegen das männliche Geschlecht, war sie in der ganzen Stadt bekannt. Kein Jüngling rührte sie, und sie empfand für keinen mehr als für ihre Brüder, oder ihre Freundinnen. Was man ihr von den Thorheiten, die die Liebe zu allen Zeiten angerichtet hatte, erzählte, hielt sie größtentheils für erdichtet, und selbst was unter ihren Augen vorgieng, konnte sie nicht begreifen: — sie kannte nur die Freundschaft in dem Umgange mit einer jungen, liebenswürdigen Freundin, und dieses Gefühl war ihr so süß, daß sie nur auf seine ununterbrochene Dauer bedacht war, und sich gar nicht einbilden konnte, was einmal die freundschaftliche Zuneigung und Achtung, mit der sie so zufrieden war, in ihrem Busen ersticken könnte. Sie sprach nur von Euphrosinen, — dies war der Name ihrer treuen Freundin, — und ganz Smyrna sprach nur von ihr und Euphrosinen: ihre Freundschaft

wurde zum Sprichworte. Emire hatte zwey Brüder von ausgezeichneter Schönheit, auf die alle Stadtdamen aufmerksam waren; diese beiden liebte sie mit aller schwesterlichen Zärtlichkeit, aber auch nur diese beiden. Ein Priester des Jupiters, der öfters in das Haus ihres Vaters kam, wurde von ihren Reizen gefesselt; er gestand ihr seine Liebe, wurde aber mit Verachtung abgewiesen. Das nemliche Schicksal hatte ein Greis, der im Vertrauen auf seine Geburt und auf sein großes Vermögen um ihre Hand anhielt. Emire triumphirte, und behauptete mitten unter ihren Brüdern, dem Priester und dem Greise, daß sie unempfindlich wäre. Es schien, der Himmel wollte sie auf noch größere Proben setzen, die sie aber nur noch eitler machten, und den Ruf bestärkten, daß die Liebe über dieses Mädchen keine Gewalt habe. Drei Jünglinge schmachteten nach einander unerhört zu ihren Füßen. Der erste durchstach sich in einem heftigen leidenschaftlichen Anfalle zu ihren Füßen die Brust, der zweite suchte voll Verzweiflung seinen Tod im Kriege, und der dritte grämte sich zu tode. Der Rächer aller dieser Unglücklichen war noch nicht gekommen. Den Greis, dessen Anträge verachtet worden waren, hatte das Nachdenken über sein Alter und über den Charakter der Person, der er zu gefallen gesucht hatte, von seiner Liebe geheilt. Er bat aber doch um die Erlaubniß, sie zuwei-

len zu besuchen, und sie erlaubte es. Der Greis hatte einen Sohn, von einer edlen liebenswürdigen Bildung, diesen brachte er zu Emiren, und — sie blieb nicht gleichgültig. Da er im Beisein seines Vaters wenig sprach, so glaubte sie, es fehle ihm an Kopf, und sie wünschte, er möchte mehr haben. Er besuchte sie allein, sprach viel, und sehr verständig. Mit Verwunderung und Verdruß bemerkte sie aber, daß ein so verständiger und galanter Jüngling sie nicht einmal recht ansah, geschweige denn von ihr und ihrer Schönheit sprach. Sie erzählte seinen Besuch ihrer Freundin, und diese wünschte ihn auch zu sehen. Sie sahen sich, und seine Augen hiengen nur an Euphrosinen. Er sagte ihr, daß sie schön wäre, und die kalte Emire wurde — eifersüchtig, denn sie sah, daß Ctesiphon aus dem Herzen sprach, und nicht blos galant, sondern auch zärtlich wäre. Von dieser Zeit an verschwand die Vertraulichkeit aus dem Umgange mit ihrer Freundin. Sie sah sie zum zweitenmal mit Ctesiphon in Gesellschaft, und — sah mehr als sie zu sehen befürchtete; ihre Zweifel verwandelten sich nun in Gewißheit. Sie entfernte sich von Euphrosinen, sah nichts mehr von den Verdiensten, die sie vorher entzückt hatten, fand ihre Gesellschaft unerträglich, kurz, sie liebte sie nicht mehr, und diese Veränderung ließ sie bemerken, daß die Liebe stat der Freundschaft in ihrem Herzen Platz genommen habe.

Ctesiphon und Euphrosine sahen sich täglich, liebten sich, — und verbanden sich am Altare. Die Nachricht verbreitete sich in der ganzen Stadt; man erzählte einander, daß die Liebe zwey zärtliche Herzen vereinigt hätte. Emire hörte es, und war untröstlich. Ihre Liebe erwachte in ihrer ganzen Stärke, und sie erneuerte ihre Bekanntschaft mit Euphrosinen, nur um das Vergnügen zu haben, den Ctesiphon zu sehen. Aber dieser junge Mann liebte seine Frau, und sah in Emiren nur die Freundin seiner Einzigen. Das unglückliche Mädchen verlohr alle Ruhe, den Schlaf, und wollte nicht mehr essen, wurde krank und wahnwitzig. Sie sah ihren Bruder für den Ctesiphon an, und sprach mit ihm, als mit ihrem Geliebten. Sah sie ihren Irrthum ein, so erröthete sie über ihre Verwirrung; bald gerieth sie in größere Verwirrungen, und erröthete darüber nicht mehr: sie kannte sie nicht. Nun fürchtete sie sich vor den Männern, aber zu spät. Dies war ihrer Thorheit Schuld. Zuweilen hatte sie den freien Gebrauch ihrer Vernunft, und seufzte. Selbst die smyrnische Jugend, die Emirens Stolz und Unempfindlichkeit gesehen hatten, fand, daß die Götter sie zu hart gestraft hätten. —

Von Gesellschaft und Umgang.

Leander, der gesellschaftliche Leander, dem's nie so recht wohl ist, als wenn er den Umgang seiner guten Freunde, wie er euch nennt, genießen kann, quält euch mit seinen Besuchen; er sieht nicht, daß er euch lästig ist, wie sollt er's auch, da er andere nach sich beurtheilt? Ihr mögt ihm nur mit halben Worten, oder gar nicht antworten, ihr mögt auf euer verlassenes Geschäft sehnend zurücksehen, und man mag euch das Misbehagen aus Worten, Stellung und Gang absehen können, — er siehts nicht, oder schreibts wenigstens einer ganz andern Ursache zu: aber verzeiht ihm, denn es ist ein wesentliches Stück eines Thoren, beschwerlich zu fallen: nur ein vernünftiger Mann weiß, ob er angenehm ist, oder Langeweile macht: er verschwindet den Augenblick vorher, ehe er zur Last fallen würde.

Unberufene und unzeitige Spaßmacher giebts überall, jedes Land ist mit der Art Insekten gestraft. Aber ein glücklicher und treffender Spaßmacher ist traun ein seltenes Ding. Es gehört viel Witz, Artigkeit, und eine große Fruchtbarkeit an Einfällen dazu, wenn man mit Anstand

scherzen, und auch an den geringsten Gegenständen sein Talent zeigen will. Der wahre Spaßmacher ist eigentlich ein Schöpfer: er kann aus nichts etwas machen. Wen die Natur schon dazu erkieste, der vergesse nie, daß es eine delicate Sache ist, diese Rolle lange zu spielen: gewönlich kann sich der keine Hochachtung verschaffen, der andere immer zu lachen macht.

Wollte man auf all' die abgeschmackten Possen, die Pinseleien, Eitelkeiten und Kindereien, die gewönlich in Gesellschaften abgesetzt werden, strenge Achtung geben, so müßte man sich schämen, zu sprechen oder zu hören: man würde sich vielleicht zu einem unausgesetzten Stillschweigen verdammen, und das wäre der gesellschaftlichen Unterhaltung gewiß noch weniger zuträglich, als leere Worte. Willst du also auf den Umgang mit Menschen nicht ganz Verzicht thun, so lerne dich in alle Leute schicken, und sieh's als ein nothwendiges Uebel an, wenn der eine halbwahre Mährchen auskramt, der andere alltägliche Reflexionen über die Regierung auf's Tapet bringt, ein dritter das wahre Staatsinteresse entdeckt, und ein vierter schöne Gedanken ausspendet, die leider immer wieder kommen. Laß Herrn Arancus in Sprichwörtern reden und Welinden von sich selbst, ihren Vapeurs, Kopfschmerzen und schlaflosen Nächten erzählen.

Es giebt Menschen *), deren Gesellschaft und Umgang beschwerlich fällt, so wenig man auch mit ihnen zusammen kommt. Ihre Ausdrücke sind gar lächerlich, denn sie schieben den Worten neue oder uneigentliche Begriffe unter, und bringen sie in eine Verbindung, in die sie nur in ihrem Munde kommen. Sie folgen in ihrer Sprache weder dem Gebrauch, noch dem Verstande der Worte, sondern ihrem eigenen Genie. Da sie immer wizig seyn, und immer glänzen wollen, so verfallen sie in einen Jargon, der nur ihnen eigen ist, und der zulezt ihr ordentlicher Ausdruck wird. Diese neue Sprache begleiten sie mit affektirten Gebehrden, und einer ganz verstellten Aussprache. Mit sich und ihren glücklichen Talenten sind sie selbst am meisten zufrieden. Man kann ihnen zwar den Verstand nicht ganz absprechen, aber man klagt, daß sie nur so wenig haben, und — was noch ärger ist — daß man darunter leidet.

Was sagen Sie Accis? Wie? — Ich versteh's nicht. Wollten Sie's nicht wiederholen? — — — Aber nun versteh ichs noch weniger — doch ja, jetzt errath ich's: Sie wollten sagen, daß es kalt Wetter ist; aber warum sagten Sies nicht gerade heraus: es ist kalt? Wollen Sie mir berichten, daß es schneit oder regnet, so ist's ja am besten, wenn Sie sagen:

*) Contre les Précieuses.

es schneit, es regnet, und wollen Sie mir wegen meines guten Aussehens zu meiner Gesundheit Glück wünschen, so ist's genug, wenn Sie sagen: Sie sehen recht gut aus. Aber, antworten Sie, das ist ja so gar einfach und deutlich, wahrlich, das kann ja ein jeder sagen. Aber was thut denn das zur Sache, Accis? Ist's denn ein so großes Uebel, verstanden zu werden wenn man spricht, und zu sprechen, wie andere Menschen sprechen? Eins nur fehlt Ihnen, mein Herr, Ihnen und ihren Freunden, den Phöbussprechern; Sie werdens zwar nicht vermissen, und sich groß wundern, wenn ich sage, daß Ihnen — Verstand fehlt: doch das ist noch nicht alles; Sie haben auch etwas zu viel, nemlich, Sie glauben weiser zu sein als andere Menschen. Dies ist die Ursache ihres pomphaften Galimathias, ihrer verwirrten Ausdrücke, und ihrer hochtrabenden Worte, die nichts sagen wollen. Sie reden Jemand an, oder treten in ein Zimmer, ich zupfe Sie am Aermel, und sage Ihnen leise ins Ohr: Lassen Sie ihren erhabenen Geist in Ruhe, und sprechen Sie nur ganz natürlich, gerade wie die, denen Sie den Verstand absprechen — dann wird man vielleicht glauben, daß Sie Verstand haben.

Wer kann sich versprechen, in Gesellschaften nicht eitlen, leichtsinnigen und unbescheidenen Menschen zu begegnen, die immer das Wort

führen, und denen die andern zuhören müssen? Man hört sie, noch ehe man ins Zimmer tritt, und man darf gar nicht befürchten, sie durch seine Ankunft zu unterbrechen: sie fahren in ihrer Erzählung fort, ohne auf die Ankommenden oder Abgehenden zu merken, und sich an den Rang oder die Verdienste der Gesellschaft zu kehren. Sie bringen jeden zum Schweigen, der eine Neuigkeit erzählen will, um sie nach ihrer Art vorzubringen. Sie habens aus der ersten Quelle, von Zamet und Burfit — Männern, die sie nicht kennen, mit denen sie nie gesprochen haben, und bei denen sie mit Excellenzen um sich werfen würden, wenn sie das Glück hätten, sich ihnen zu nähern. Sie zischen dem angesehensten in der Gesellschaft ins Ohr, um ihn mit einem Umstand zu beschenken, den Niemand weiß, und den auch sonst Niemand erfahren soll: sie verschweigen gewisse Namen, um die Geschichte unkenntlich zu machen, und Anwendungen auszuweichen; man mag sie bitten und in sie dringen — vergebens; es sind Sachen, die sich nicht sagen lassen, und Personen, die sie nicht nennen dürfen; sie haben ihr Wort darauf gegeben, es muß verschwiegen, es muß das größte Geheimniß bleiben. Gebt euch doch keine Mühe, es von ihnen zu erfahren — sie wissen weder die Geschichte noch die Personen.

Arrias hat alles gelesen, alles gesehen, wenigstens will er's den Leuten weis machen; er

ist ein Universalmann, und giebt sich dafür aus: — lieber gelogen, als geschwiegen und seine Unwissenheit an Tag gelegt, ist sein Grundsatz. Man spricht an der Tafel eines Großen von einem nordischen Hofe. Er fängt sogleich an, und läßt die nicht zu Worte kommen, die sagen, was sie davon wissen. Er ist mit dieser fremden Gegend so gut bekannt, als mit seinem Vaterlande. Er spricht von den Sitten des dasigen Hofes, dem Frauenzimmer, den Sitten und Landesgewohnheiten; er debitirt Histörchens, die da vorfielen, er findet sie allerliebst, und belacht sie aus vollem Halse. Einer aus der Gesellschaft wagt es, ihm zu widersprechen, und ihm zu beweisen, daß er offenbare Unwahrheiten vorbringe. Arrias kommt gar nicht ausser Fassung, sondern fängt Feuer, und sagt seinem Gegner in voller Hitze, daß er nichts erzähle, was er nicht aus der ersten Quelle wisse. Ich hab's von Sethon, dem französischen Gesandten an diesem Hofe, der seit einigen Tagen zurück gekommen ist; ich kenne ihn sehr genau, und er hat mir nicht den geringsten Umstand verborgen, um den ich ihn fragte. Eben wollte er mit noch größerer Dreustigkeit fortfahren, als ihm einer aus der Gesellschaft erwiderte: Sie sprechen gerade mit Sethon, der vor kurzem von seiner Gesandtschaft zurück gekommen ist.

Wer in Gesellschaften ganz träg und lahm seine Sache vorbringt, oder solchen Gedanken nachhängt, die ihn weit vom Gegenstande des Gesprächs abführen, daß er einfältig fragt, und noch einfältiger antwortet; oder wer mit gespannter Aufmerksamkeit auf jedes Wort merkt, und sobald eins vorkommt, das ihm unschicklich dünkt, es wiederholt, darüber spaßt, und ein Geheimniß darinn findet, das sonst Niemand sieht, oder Zweideutigkeiten und Scharfsinn darinn sucht, nur um seinen eigenen leuchten zu lassen — wahrlich der wird sein Glück in Gesellschaften nicht machen. — *Medio* tutissimus ibis.

In sich selbst vernarrt sein, und fest glauben, daß man viel Verstand besitze, begegnet meistens Leuten, die wenig oder gar keinen haben. Wehe dem, den ein solcher Mensch mit seiner Unterhaltung martert! Wie viel allerliebste Ausdrücke muß er nicht anhören? wie viel nagelneue Worte, die schnell erscheinen, kurze Zeit dauren, und dann nie wieder gesehen werden! Weiß er was neues, so erzählt ers — nicht, damit man es erfahre, sondern damit er die Ehre es zu erzählen, und zwar recht vortreflich zu erzählen, habe. Unter seinen Händen wird die Geschichte zum Roman; er läßt die Leute denken wie's ihm beliebt, legt ihnen seine Lieblingsausdrücke in den Mund, und läßt sie immer lange plaudern. Er bringt Paren-

thesen an, die sich aber zu Episoden ausdehnen, so daß der Erzähler und der bedaurenswürdige Zuhörer die Hauptgeschichte darüber vergessen: wie übel wären beide daran, wenn nicht zum Glück ein Dritter dazu käme, und die Erzählung vergessen machte.

Theodect ist noch nicht im Zimmer, und schon hör' ich ihn; je näher er kommt, desto lauter läßt er seine Stimme schallen: seht ihr ihn, wie er schreit, lacht und lärmt: man hält die Ohren zu, denn — er donnert. So schröcklich seine Stimme ist, so unerträglich ist sein Gespräch. Kaum läßt das lermende Getümmel nach, und noch ist er nicht recht ruhig, so gehts schon an ein Prahlen und Possenreissen. Zeit, Personen und Wohlstand bekümmern ihn so wenig, daß jeder seinen Theil von ihm kriegt, ohne daß es gerade seine Absicht ist. Noch ehe man sich sezt, ist schon jedermann über ihn unwillig. Ist die Tafel servirt, so sezt er sich zuerst oben an, und hat zur rechten und linken Frauenzimmer: er ißt, trinkt, erzählt, scherzt, fällt andern ins Wort — alles auf einmal. Wirth und Gäste sind ihm eins; er mißbraucht den tollen Vorzug, den man ihm einräumt. Giebt er oder Eutidem das Mahl? Er ist Herr bei Tafel, und es ist noch am besten, wenn man ihm dies Recht nicht streitig macht. Wein und Speise stimmen seinen Charakter nicht um: wenn man spielt, gewinnt er: indem er mit dem, der

verliert, scherzen will, beleidigt er ihn. Die Lacher sind auf seiner Seite, und man hält ihm alle Unbesonnenheiten zu Gute. Wahrlich ich muß gehen, denn ich kann weder den Theodect, noch seine Kreaturen ausstehen.

Troilus kann allen nüzlich sein, die zu reich sind. Er überhebt sie der Mühe, für ihren Ueberfluß zu sorgen, Geld zu sammeln, Contracte zu schliessen, Coffers zuzuschliessen, Schlüssel bei sich zu tragen, und einen Hausdieb zu befürchten; er befördert ihre Vergnügungen, und weiß es so zu leiten, daß er zur Befriedigung ihrer Leidenschaften nöthig ist: bald wird er nun Herr ihres ganzen Betragens. Er ist das Orakel des Hauses: man erwartet seine Befehle nicht, man erräth sie, und kömmt ihnen zuvor. Er wünscht einem Bedienten Schläge, und er bekommt sie, ein anderer soll aus dem Hause, und er wird fortgejagt: kann ein Schmarozer sein Zwerchfell nicht erschüttern, und mißfällt er ihm, so wird er abgedankt: der Haußherr ist glücklich, wenn Troilus ihm seine Frau und Kinder läßt. Behauptet er bei Tische von einem Gerichte, daß es delicat sei, so finden Herr und Gäste es eben so, wenn sie bisher auch gar nicht daran dachten: erklärt er aber ein anderes für geschmacklos, so wagens die Gäste nicht mehr, den Bissen, den sie im Munde haben, zu essen, wenn sie das Gericht auch vorher recht gut fanden: alle sehen nach ihm

hin, und beobachten sein Gesicht, und sein ganzes Bezeugen, ehe sie es wagen, über den Wein oder die Speisen ein Urtheil zu fällen. Man suche ihn ja nirgend anders, als in dem Hause des Reichen, den er beherrscht: da ißt, schläft und verdaut er: da zankt er mit seinem Bedienten, dahin bescheidet er die Handwerksleute und seine Gläubiger. Hier herrscht er in einem Saale, und nimmt die schuldigen Besuche aller derjenigen an, die die Bekanntschaft des Herrn durch den Troilus suchen. Hat einer zum Unglück eine Bildung, die ihm nicht gefällt, so runzelt er seine Stirne, und wendet sein Gesicht weg: man redt ihn an, aber er steht nicht auf: man sezt sich zu ihm nieder, aber er rückt weg: er antwortet auf keine Frage: macht mans ihm zu lange, so geht er in ein anderes Zimmer: folgt man ihm, so gehts die Treppe hinunter, und eher würde er das ganze Haus auslaufen, oder sich durchs Fenster retiriren, ehe er sich von jemand einhohlen ließe, dessen Bildung oder Stimme ihm zuwider ist: denn er selbst sieht gut aus, und spricht angenehm, und hat eben dadurch sein Glück und seine Eroberungen gemacht. Aber mit der Zeit wird ihm alles zu gering, und er ist viel zu groß, als daß er sich die Mühe geben sollte, durch die geringste der Gaben, die ihm im Anfang forthalfen, ferner zu gefallen, und sich in Ansehen zu erhalten. Es ist schon viel, wenn er nur zu-

weilen seine stillen Meditationen einstellt, um zu widersprechen, und wenn er nur einmal des Tages durchs Critisiren zeigt, daß er Verstand habe. Erwarte nicht, daß er dir recht geben, daß er gefällig sein und dich loben werde. Du bist nicht sicher, ob ihm dein Beifall allemal lieb, und deine Höflichkeit allemal angenehm ist.

Laß den Unbekannten, der auf dem Postwagen, bei einem Fest oder Schauspiele von ohngefehr dir zur Seite sizt, auch zu Worte kommen, und es soll dir dann nicht viel Mühe machen, ihn kennen zu lernen. Bald wirst du ihn von seinem Nahmen, von seiner Wohnung, seinem Vaterlande, Vermögen, seinem und seines Vaters Amte, seiner Mutter Familie, seinen Anverwandten, Verbindungen und seinem Wapen reden hören, und dann siehst du leicht, daß er ein Edelmann mit einem gut meublirten Schlosse, Bedienten und Carossen ist.

Es giebt Menschen, die erst sprechen, und dann denken: andere merken mit der unerträglichsten Aufmerksamkeit auf alles, was sie sagen, und ihre sorgenvollen Geistesanstrengungen und Arbeiten machen ihre Gesellschaft eben nicht zu einem Orte des Vergnügens. Sie sind gleichsam aus Ausdrücken, und schönen abgerundeten Wendungen zusammen gesezt, ihr Gang und ganzes Betragen ist abgezirkelt, und sie sind so eifrige Puristen, daß sie auch nicht das geringste fremde Wort brauchen, wenn es auch die treflichste

Wirkung thun sollte; kein gewagter, freier Gedanke kommt über ihre Lippen; sie sprechen künstlich; so recht eigentlich, und ach! — — entsezlich langweilig.

Nicht der ist ein guter Gesellschafter, der seinen Verstand immer zur Schau bietet, sonders der's so einzurichten weiß, daß andere sich für verständig halten. Wer zufrieden mit sich und seinem Verstande die Gesellschaft verläßt, ist gewiß auch mit dir zufrieden. Die Menschen bewundern nicht gerne, sie wollen gefallen: sie suchen selten Belehrung, und auch nicht immer Belustigung, sondern sie wollen lieber gelobt und wohl gelitten sein. Das süßeste Vergnügen ist, den andern vergnügt zu machen.

Es ist traurig, daß so wenig Menschen gut zu sprechen, und zu rechter Zeit zu schweigen wissen. Daher tausend Unbesonnenheiten.

Nichts ist verwerflicher und unanständiger, als wenn man in Gesellschaften allen seinen Behauptungen, seien sie auch noch so gleichgültig, durch lange Schwüre das Siegel der Wahrheit aufdrücken will. Wenn ein gutdenkender Mann Ja oder Nein sagt, so verdient er Glauben: sein Charakter ist Betheurung genug, er bürgt für die Wahrheit seiner Behauptung, und verschaft ihm in allen Stücken uneingeschränktes Zutrauen.

Herr Sambold möchte gern jedermann glauben machen, er sei ein rechtschaffener Mann.

Aber ich werd's ihm nie glauben, denn wer immer Ehre und Rechtschaffenheit im Munde führt, wer unaufhörlich betheurt, daß er Niemand Schaden zufüge, und daß er wünsche, alles Böse, das er andern anthue, möchte ihn selbst treffen, der versteht nicht einmahl die Kunst, den Charakter des rechtschaffenen Mannes zu heuchlen.

Cleon thut nichts zu rechter Zeit; er nimmt weder auf Personen, noch auf Umstände Rücksicht. Dürftigen Personen, die ihr Brod kümmerlich essen müssen, erzählt er, was er für ein prächtiges Mahl gegeben; gegen Kranke macht er sich mit seiner Gesundheit groß; einem Menschen, der weder Geld noch Einkünfte hat, erzählt er von seinen Reichthümern und treflichen Gebäuden; mit einem Worte, er spricht mit Unglücklichen von seinem Glücke. Diese Unterredung ist für sie zu demüthigend, und die Vergleichung, die sie zwischen sich und andern anstellen, ist ihnen verhaßt.

Sie, sagt Eutiphron, ja Sie sind reich, oder sollten es wenigstens sein. Zehentausend Thaler Einkünfte, und zwar von liegenden Gründen, das läßt sich hören, das ist süß, und man könnte wohl noch mit wenigerem zufrieden sein. — Solltet ihr nicht glauben, meine Leser, die Einkünfte des Mannes, der so spricht, belaufen sich gewiß nicht auf Tausende? Aber ihr irrt: er hat funfzigtausend Thaler Einkünfte,

und

und glaubt doch nur die Hälfte von dem zu haben, was er verdient. Er schäzt den Aufwand des andern nach dem Verdienst, das er an ihm findet, und wenn er glaubte, daß er ein größeres Glück, ja selbst das, nach dem er trachtet, werth wäre, so würd' er's ihm zum wenigsten wünschen. Er ist nicht der einzige, der den Werth anderer so unrichtig taxirt, und so unvortheilhafte Vergleichungen anstellt. Die Welt ist voll von Euiphrone.

Simbold ist ein Mann, wie's die Welt wünscht; er schmeichelt allen, lobt alle, und durch lange Uebung hat er sich sehr darinn vervollkommenet, an jeder Sache etwas zu finden, woran er Schmeicheleien verschwenden kann, sie sei ihm nun bekannt oder nicht. „Aber gewiß, Theodon, sagt er, die Rede, die Sie hielten, war vortreflich. Ich weiß nicht, soll ich mehr ihr Genie, ihr glückliches Gedächtniß, oder den musterhaften Anstand, mit dem Sie perorirten, bewundern." — Schade daß er die Rede nicht hörte, und ihm noch Niemand sagen konnte, daß Theodon dabei verstummt sei.

Es giebt rasche und unruhige Menschen, die an keinem Orte lange aushalten können, und sich so viel Wichtigkeit zu geben wissen, daß man glauben sollte, sie wären voller Geschäfte, ob sie gleich den ganzen Tag lang — nichts thun. Sie geben kurzen Bescheid, und suchen sich sogleich wieder los zu machen; man muß

ihnen noch auf dem Wege nachrufen. Diese Leute sind eben so unerträglich, als die, die einen anhalten, um ihm Langeweile zu machen; nur sind sie nicht so beschwerlich.

Reden und beleidigen ist bei gewissen Menschen einerlei. Sie sind beißend und höhnisch, und ihre Feder ist in Galle und Wermuth getaucht. Spott, Ungerechtigkeit und Beleidigung fließt von ihren Lippen wie ihr Speichel. Es wäre gut für sie, wenn sie dumm oder stumm gebohren wären. Ihre Lebhaftigkeit und ihr Verstand schadet ihnen mehr als andern ihre Dummheit. Nicht zufrieden, beissende Antworten zu geben, fallen sie andere auch auf die ungezogenste Weise an. Sie schimpfen auf alles, was ihnen vorkommt, auf Anwesende und Abwesende: wie Böcke stoßen sie von vorne und von der Seite. So wenig Böcke ihre Hörner ablegen, so wenig ändern diese wilden ungeselligen und ungelehrigen Menschen ihre Natur. Das beste was man thun kann ist, aus Leibeskräften, und ohne umzuschauen, zu fliehen, sobald man solche Menschen von ferne erblickt.

Zwischen zwo Personen entsteht ein heftiger Streit, die eine hat Recht, die andere Unrecht. Die Zuschauer — entweder um schnell von der Sache zu kommen, oder aus einem Temperamentsfehler, der aber nie zur Tugend wird — verdammen beide. Eine wichtige Lehre, und ein dringender Beweggrund, gegen Morgen

zu fliehen, wenn der Thor gegen Abend ist, um nur nicht, so wie er, Unrecht zu haben.

Der Mann ist mein Freund nicht, den ich nicht zuerst anreden kann, und der mit erhabenen Augen auf mich herab sieht, und Nahrung für seine grundlose Eigenliebe darinn findet, wenn mein Gruß dem seinen zuvorkommt. Montagne würde sagen: „Ich will meine Arme frei haben, und nach meiner Art höflich und gesprächig sein, ohne Vorwurf oder Consequenz. Ich kann meiner Neigung nicht entgegen handeln, und treffe ich meinen Freund auf der Strasse, so muß ich zu ihm hin, mein Herz zwingt mich dazu. Ist er meinesgleichen, und nicht mein Feind, so grüß ich ihn zuerst, frag ihn nach seinem Befinden und nach seiner Gesundheit, und biete ihm meine Dienste an, ohne mich um das plus oder minus zu bekümmern. Der ist nicht mein Mann, der mir diese Offenheit und Freimüthigkeit übel nimmt, weil er denkt, ich sollte ihn und seine Handlungsart besser kennen. Wie kann ich sogleich ein ernsthaftes und wichtiges Wesen annehmen, sobald ich ihn von ferne erblicke, um ihm zu verstehen zu geben, ich habe so viel oder vielleicht noch mehr zu bedeuten, als er. Soll ich meine guten und seine schlimmen Eigenschaften in Vergleichung sezen? — nein, das wäre mir zu beschwerlich, und ich bin zu einer so strengen und schleunigen Aufmerksamkeit nicht

geschickt: ja wenn mirs auch das erstemal gelänge, so würde ich mich doch das zweitemal Lügen strafen: kurz, ich kann mich nicht zwingen, einem Menschen zu lieb stolz zu sein."

Auch mit Tugend, Fähigkeit und einer guten Aufführung kann man ein unerträglicher Mensch sein. Gewisse Manieren, die man als Kleinigkeiten verachtet, bestimmen das Urtheil der Menschen über uns, und wahrlich man muß sich eines sanften und gesitteten Betragens befleissigen, um ihr Wohlgefallen zu gewinnen! Es ist sehr leicht, für stolz, ungesittet, verächtlich und unfreundschaftlich gehalten zu werden, aber noch leichter ist es, um für das Gegentheil von allen diesen Eigenschaften angesehen zu werden.

Artigkeit sezt zwar nicht immer Güte, Billigkeit, Gefälligkeit und Dankbarkeit voraus, sie trägt aber doch den Schein dieser Tugenden, und macht, daß man den Menschen für das hält, was er sein sollte. Im allgemeinen kann man wohl sagen, was Artigkeit ist, aber ihre Ausübung läßt sich nicht bestimmen: sie richtet sich nach der Gewohnheit und den angenommenen Gebräuchen. Zeit, Ort und Personen bestimmen sie, und sie ist nach Geschlechtern und Ständen verschieden: Verstand allein ist dazu nicht hinreichend, er macht aber, daß man sie nachahmt und sich darinn vollkommener macht. Gewisse Menschen sind nur artig, und andere ha-

ben nur große Talente oder standhafte Tugenden. Gewiß ist es, daß Artigkeit das Verdienst empfiehlt und angenehm macht, und daß man sehr hervorstechende Eigenschaften haben muß, um sich ohne Artigkeit in Ansehen zu erhalten. Und worinn besteht denn diese Artigkeit? — Ich glaube, der Mann besizt diese gesellschaftliche Tugend, welcher sich so beträgt, und so spricht, daß andere mit ihm und mit sich selbst zufrieden sind.

Pollio wird zu Tische gebeten. Die Mahlzeit behagt ihm bas, und er läßt kein Gericht unversucht vorbeigehen. Doch muß er zur Steuer der Wahrheit gestehen, nie seien so delicate und ausgesuchte Speisen aufgetragen worden, als jüngst bei Sipho: So habe ich in meinem Leben nicht gespeist. Ein Frauenzimmer sezt sich ans Clavier und singt: Recht brav, ruft er, aber jüngst hört' ich Mara; ach! darüber geht nichts; nein, so singt nur Mara! — Die Gesellschaft wird ihm für seine Vergleichungen gewiß nicht danken.

Willst du jemand zu Tische bitten, ein Geschenk machen, oder ein anderes Vergnügen bereiten, so sieh nicht blos auf das, was gut ist, sondern, was nach seinem Geschmack ist: das leztere verdient allemal den Vorzug.

Der Mann von Verdienst, der von Natur stolz ist, läßt nicht von seinem Stolz und seiner Unbeugsamkeit, wenn er auch in Dürf-

tigkeit schmachtete: eher können ihn glückliche Aussichten freundschaftlicher und gesellschaftlicher machen.

Wer nicht alle die schlechten Charaktere, von denen die Welt voll ist, ertragen kann, hat gewiß selbst nicht den besten Charakter. Im Handel braucht man Gold und Scheidemünze.

Eugen hat sich mit seinem Nachbar entzweit, und nun trägt er mir seine und seines Gegners Klagen der Länge nach vor. — Bei solchen Leuten ist's, als ob man vor Gericht säße; man hört beide Partheien aus einem Munde.

Kummer und Homberg verlebten ihre Tage in der engsten Freundschaft mit einander: gemeinschaftlich war ihr Vermögen und ihre Wohnung, und nie verloren sie sich aus den Augen. Nach mehr als achtzig Jahren bemerkten sie, daß sie sich trennen, und ihre Gemeinschaft aufheben müßten: sie hatten nur noch einen Tag zu leben, und getrauten sich nicht, ihn mit einander zuzubringen: in aller Eile entzweiten sie sich noch vor ihrem Tode: ihre Gefälligkeit gieng nicht weiter. Sie lebten zu lange, um ein gutes Beispiel abzugeben: einen Augenblick früher wären sie als Freunde gestorben, und hätten ein seltenes Muster einer dauerhaften Freundschaft hinterlassen.

Oft herrscht im Innern der Familien Mißtrauen, Eifersucht und Abneigung, wenns auch

dem Schein nach noch so zufrieden, ruhig und vergnügt zugeht, daß man da den ewigen Frieden suchen möchte. Wenige Familien dürften dabei gewinnen, wenn man so recht auf den Grund schauen könnte. Dein Besuch unterbricht eben einen Hauszwist, und man erwartet nur deinen Abzug, um wieder von vorne anzufangen.

Nur die, welche alte Verwandten, die sie erben wollten, gehabt haben, oder noch haben, können sagen, wie viel solche Erbschaften kosten.

Cleanth ist ein sehr braver Mann. Er wählte sich das beste und vernünftigste Mädchen zur Frau. Beide bringen in jede Gesellschaft, in der sie sich befinden, Freude und Vergnügen, und jedermann lobt sie wegen ihrer Rechtschaffenheit und Artigkeit, und doch trennen sie sich Morgen; ihre Ehescheidung ist schon gerichtlich ausgefertigt. Zuverläßig giebt es gewisse Verdienste, die nicht bei einander bestehen können, und gewiße Tugenden, die unverträglich sind.

Gewöhnlich kann man sich auf den Brautschaz, das Leibgeding, und die übrigen Verträge sichere Rechnung machen, nicht aber auf freien Tisch und freie Wohnung: diese beruhen auf der zerbrechlichen Einigkeit zwischen Schwiegermutter und Schwiegertochter, und die geht öfters schon im ersten Jahre zu Ende.

Was eine Stiefmutter am wenigsten liebt, sind die Kinder ihres Mannes. Jemehr sie in ihn vernarrt ist, desto härter ist sie gegen seine Kinder. Solche Stiefmütter veröden Stadt und Land, und bevölkern das Land mit Bettlern, Bedienten, Landstreichern und Sklaven, so gut als Armuth.

Rumberg und Hemmel sind Gränznachbarn. Ihre Güter liegen dicht bei einander. Da sie von Städten und Gesellschaften weit entfernt sind, so sollte man glauben, die beständige Einsamkeit und die dem Menschen angebohrne Neigung zum gesellschaftlichen Leben hätte sie zu den besten Freunden gemacht. Indessen ist es schwer, die Kleinigkeit anzugeben, die es bei ihnen zum Bruch brachte, und sie zu so unversöhnlichen Feinden machte, daß sie auf ihre Nachkommen noch ihren Haß forterben werden. Nie entzweiten sich Verwandte oder Brüder wegen einer unbedeutendern Kleinigkeit.

Wenn auch nur zwei Menschen auf der Erde wären, und sie dieselbe allein besäßen, und sie unter sich theilten, so würden sie doch bald mit einander in Streit verwickelt werden, wär's auch nur wegen der Gränzen.

Ich nähere mich einem kleinen Städtchen, und erblicke es schon von einem Hügel. Es liegt auf einer Anhöhe, ein Bach benezt seine Mauern, und schlängelt sich hernach durch eine schöne Wiese: es ist durch einen dichten Wald

vor Kälte und Nordwind gesichert. Ich sehe es an einem so heitern Tage, daß ich alle seine Thürme und Spitzen zählen kann; es scheint am Hügel herab gemalt zu sein. Ich rufe: welch Vergnügen unter einem so schönen Himmel, und in einem so angenehmen Orte zu wohnen! Ich gehe in's Städtchen hinab, und noch hab' ich nicht zwei Nächte da geschlafen, so geht mirs wie den Einwohnern — ich will wieder weg.

Das, was man noch nicht unter dem Himmel gesehen hat, und wahrscheinlich auch nie sehen wird, ist — ein kleines Städtchen, das in keine Partheien getheilt ist, wo die Familien in Einigkeit leben, und die Verwandten offen mit einander umgehen, wo eine Heurath keinen bürgerlichen Krieg nach sich zieht, wo nicht alle Augenblicke beim Abendmahl, Taufe, Hochzeit und Leichen Rangstreitigkeiten entstehen, wo Klatschereien, Lügen und Verleumden verbannt ist, wo der Amtmann mit dem Präsidenten, und die Rathmänner mit den Schöppen reden, wo der Dechant mit den Kanonicis zufrieden lebt, diese die Kapelläne nicht hassen, und die letztern den Kantor leiden können.

Landleute und Thoren glauben sogleich, man mache sich über sie lustig, oder verachte sie, und werden darüber böse. Nie muß man mit solchen Leuten Spaß treiben, sei's auch noch

so höflich und erlaubt, sondern nur mit gesitteten oder verständigen Menschen.

Wer von Geburt über andere so sehr erhaben ist, daß man ihm nie in dem Ton antworten kann, sollte niemals beissend scherzen.

Ueber verständige Männer lachen ist das Privilegium der Thoren: sie sind, wie die Narren am Hofe — sine consequentia.

Oft zeugt Spötterei von Geistesarmuth.

Man gebe Achtung, wer die Leute sind, die nichts loben können, sondern die alles tadeln, und mit keiner Sache zufrieden sind, und man wird finden, daß es gewöhnlich solche Menschen sind, mit denen vorher Niemand zufrieden ist.

Wer sich in Gesellschaften Achtung verschaffen will, der hüte sich vor dem vornehm thun, und verachte Niemand: er kommt sonst immer weiter vom Ziel.

Jeder hat Säcke voll schöner und unnüzer Gründe, um den unglücklichen zu trösten und zu beruhigen. Aber die Begegniße dieses Lebens würken oft stärker, als Vernunft und Natur. „Iß, trink, laß dem Kummer nicht so viel Gewalt, sei vergnügt" — leere Worte, die oft etwas unmögliches begehren. Ist deine Unruhe wohl vernünftig? heißt eben so viel als: Bist du närrisch geworden, seitdem du unglücklich bist?

Man spricht in Gesellschaften heftig, oft aus Eitelkeit oder Gewohnheit, selten aber

mit der gehörigen Aufmerksamkeit. Man beantwortet Sachen, die man nicht gehört hat, man folgt seinen Ideen, und erklärt sie, ohne auf die Beweisgründe des Gegners Rücksicht zu nehmen: man bemüht sich um nichts weniger, als um's Wahrheit finden, man ist noch nicht einmal im Reinen, welche man suchen wolle. Wer dergleichen gesellschaftliche Unterhaltungen hören oder geschrieben lesen könnte, müßte öfters recht schöne Sächelgen erfahren, wo der Zusammenhang das lustigste wäre.

Eine zeitlang herrschte ein gewißer fader und kindischer Umgang, der auf Fragen hinauslief, die das Herz, und das, was man Leidenschaft oder Zärtlichkeit nennt, betrafen. Das Lesen gewißer Romane hatte diese Seuche unter die angesehensten Familien in der Stadt und am Hofe gebracht, sie haben sich davon geheilt, und die niedern Volksklassen damit angesteckt, bei denen man das Uebel noch antrift.

Sie wissen doch auch von der Schlägerei, die jüngst auf dem Scheidhammer vorfiel? — Ich? — Schlägerei — Scheidh — in der That, der Nahme ist mir nicht einmahl bekannt. — Aber wie kann Ihnen das fremd sein, da die Stadt davon voll ist? — Das ich nicht wüßte; auf Ehre, Ort und Nahme sind mir unbekannt. — Der Mann hat nun eine so vortheilhafte Meinung von seinem Namen, daß er ihn für beschimpft hielte, wenn man ihn

überführen könnte, er wisse, wo der Scheidhammer liege, wo er sich ehemals ach! so manches Haarbeutelchen geholt hat.

„Lucan, in seiner pharsalischen Schlacht, hat gar eine artige Stelle: Claudian hat einen wirklich wizigen Einfall: Seneka sagt gar schön:“ — und so gehts fort mit dem Citiren lateinischer Stellen vor Leuten, die's nicht verstehen, und sich doch so stellen, als ob sies verstünden. Lieben Freunde, merkt es euch, der wahre Gelehrte citirt in Gesellschaften höchst selten, er hat eigenen Wiz und Verstand genug, und braucht nicht fremde Hülfe. Aber der Halbgelehrte und der Ignorant, das sind die Zwittergeschöpfe, die überall gelehrte Brocken einmischen, und von Homer bis zum Eulenspiegel herab kein Buch unangetastet lassen, um die Armseligkeiten ihres eigenen Geistes damit zu verkleistern.

Arists erhabenes Genie betrachtet die Menschen, und erschrickt fast über ihre Winzigkeit in der großen Entfernung, in der er sie erblickt. Gelobt, gepriesen und bis in Himmel erhoben von Menschen, die sich gegenseitige Bewunderung versprachen, glaubt er, bei einigem Verdienst, alles Verdienst zu haben, das man haben kann, das er aber nie haben wird: voll von seinen erhabenen Ideen nimmt er sich kaum Zeit, einige Orakelsprüche zu thun: durch seinen Charakter über die Urtheile der Menschen erha-

ben, überläßt er das Verdienst eines ordentlichen und übereinstimmenden Lebens gemeinen Seelen, und seine Unbeständigkeit vertheidigt er nur im Cirkel seiner Freunde, die ihn deswegen vergöttern. Sie allein können urtheilen, denken, schreiben und müssens thun. Sei ein Werk auch noch so wohl aufgenommen, noch so allgemein gelobt worden, er liest es nicht einmal, geschweige daß er es loben sollte. Deswegen wird ihn auch meine*Schilderung nicht bessern, denn er wird sie nicht lesen.

Dürfte man einigen feurigen und entscheidenden Köpfen glauben, so wären Worte zu viel, um Gedanken auszudrücken, man sollte mit ihnen durch Zeichen reden, oder sich ohne Worte verständlich machen können. Giebt man sich auch alle Mühe, gedrängt und concis zu schreiben, und hälts jedermann dafür — sie finden's weitschweifig. Man soll sie alles hinzu denken lassen, und nur für sie allein schreiben: sie verstehen einen Perioden durch das Anfangswort, und ein ganzes Kapitel durch einen Perioden. Sie brauchen nur eine Stelle eines Werks zu lesen, um es ganz zu kennen. Ein Gewebe von Räthseln wäre für sie die angenehmste Lektüre, und es ist Schade, daß der zerstümmelte Stiel, der ihnen so wohl gefällt, gar selten ist, und daß sich wenig Schriftsteller darnach bequemen. Die natürlichsten und ungezwungensten Gleichnisse gefallen ihnen nicht, zeigt man

ihnen aber ein Kunstfeuer, das sie überrascht, und einen Bliz, der sie blendet, so schenken sie einem alles, was gut und schön ist.

Dogmatismus ist Folge einer tief gehenden Unwissenheit. Wer nichts weiß, glaubt andere zu lehren, was er eben erst gelernt hat: wer viel weiß, denkt kaum, daß das, was er sagen könnte, unbekannt sei, und spricht deswegen gleichgültiger.

Sachen von Wichtigkeit und natürlicher Größe brauchen nicht in einen Schwall von Worten und hochtrabende Ausdrücke gehüllt zu werden. Simpel erzählt wirken sie am Besten. Sachen von wenig innerer Wichtigkeit dagegen muß man auf eine edle Art vorbringen. Ausdruck, Ton und Erzählungsart müssen ihnen einen Werth beilegen.

Halbes Zutrauen ist gefärlich: gewöhnlich wäre es besser, wenn man entweder alles sagte, oder alles verschwiege. Man hat schon zuviel von seinem Geheimniß entdeckt, wenn man einen Umstand weglassen zu müssen glaubt.

Sei mit deinem Geheimniß vorsichtig, besonders vertrau es keinem Einfältigen an, er entdeckt es wider sein Wissen und Willen: er bewegt die Lippen noch nicht, und man versteht ihn schon: man liest auf seiner Stirne, in seinen Augen, und in seinem Herzen, denn — er ist durchsichtig. Ein anderer sagt zwar nicht gerade, was man ihm anvertraut hat, aber

er spricht und handelt so, daß man es von selbst errath. Ein dritter geht mit Geheimnissen verächtlich um, so wichtig sie auch sein mögen. „Es ist ein Geheimniß, Kriton hat mir's erzählt, und mir verboten, es zu sagen — und er erzählt es.

Nikander erzählt Elisen, wie friedlich und freundschaftlich er mit seiner seeligen Frau, von der ersten Bekanntschaft an, bis an ihren Tod, gelebt habe: er hat es schon gesagt, wie sehr er bedaure, daß sie ihm keine Kinder hinterlassen habe, und er sagt es noch einmal. Er spricht von seinen Häusern in der Stadt, und bald darauf von seinem Landgute. Er berechnet, was es ihm jährlich einträgt, beschreibt die Gebäude, ihre Lage, rühmt die Bequemlichkeit der Zimmer, und das geschmackvolle, niedliche Hausgeräthe. Er versichert, daß er gerne was gutes essen und trinken möge, und Kutsche und Pferde halte. Er beklagt sich, daß seine Frau keine Freundin von Spiel und Gesellschaften gewesen sei. „Warum kaufen Sie nicht diese Bedienung, sagte einer meiner Freunde zu mir, da Sie so reich sind? Warum erstehen Sie nicht dieses Gut, um ihre Ländereien zu vergrößern?“ Aber nein, das kann nicht sein, sezt er hinzu, man hält mich für reicher als ich bin. Er vergißt weder seine Herkunft noch Verwandtschaft. Mein Vetter der Staatsminister; die Frau Kanzlerin

meine Verwandtin; so spricht er. Er erzählt gewisse Umstände, um zu verstehen zu geben, daß er mit seinen nächsten Anverwandten und sogar mit seinem vermuthlichen Erben, unzufrieden sei. Hab ich Unrecht? sagt er zu Elisen, hab ich Ursache ihnen wohlzuwollen? Elise muß Nein sagen. Er giebt zu verstehen, daß er kränklich und schwach sei; ja! er erwähnt bereits des Gewölbes, in dem er begraben werden will. Er liebkost, schmeichelt und entbietet seine Dienste allen, die um die Gebieterin seines Herzens sind. Aber Elise mag durch eine Heurath mit ihm nicht reich werden. Indem er noch spricht, meldet man einen Cavalier, dessen Gegenwart allein schon hinreichend ist, die Bemühungen Nikanders zu vereiteln. Verdrüßlich und verwirrt steht er auf, um an einem andern Orte zu sagen, daß er wieder heurathen wolle.

Theokrin treibt viel unnüzes Zeug, hegt immer sonderbare Meinungen, ist mehr methodisch als gründlich, und übt nur sein Gedächtniß. Er ist tiefsinnig und hämisch, und scheint immer über die zu lächeln, die, seiner Meinung nach, unter ihm sind. Von ohngefähr lese ich ihm mein Werk vor, er hörts, und wenns aus ist, spricht er von dem seinen. Und was von dem vorgelesenen? Nichts. Er spricht von dem seinen.

Herma-

Hermagoras weiß nicht, wer König von Ungarn ist: er wundert sich, daß man gar nicht vom König von Böhmen spricht. Von den in Flandern und Holland geführten Kriegen muß man nicht mit ihm sprechen oder ihn wenigstens mit einer Antwort verschonen, denn er verwechselt die Zeit, und weiß nicht, wann diese Kriege anfiengen, und wann sie geendigt wurden. Schlachten, Belagerungen — alles ist ihm neu. Aber den Krieg der Riesen weiß er vollkommen; da entgeht ihm nichts; er erzählt dessen Anfang, Fortgang und Ende nach allen Umständen. Er entwickelt das fürchterliche Chaos der Geschichte des assyrischen und babylonischen Reichs. Egypten und dessen Dynastien kennt er vollkommen. Sansouci, Berlin und Potsdamm hat er nie gesehen, auch in Nicolais Beschreibung nie beschrieben gelesen; aber den babylonischen Thurm hat er beinahe gesehen. Er zählt die Stuffen desselben; er weiß, wie viel Baumeister dieses Werk regiert, und wie sie geheissen haben. Sollte man wohl glauben, daß er Heinrich den Vierten für einen Sohn Heinrich des Dritten hält? Die Geschichte Frankreichs, Oesterreichs und Baierns achtet er für nichts. Das sind ihm Kleinigkeiten. Lieber sagt er die Nahmen der Könige der Meder oder der Babylonier am Finger her, und Apronal, Herigebal, Noesnemordach, Mardokempad sind ihm eben so geläufig, als uns die Nah-

men Roßbach und Höchstädt. Er fragt, ob der Kaiser je vermählt gewesen sei, aber daß Ninus zwo Frauen gehabt habe, das darf man ihn nicht lehren. Er hört, daß der Kaiser sich nicht recht wohl befinde, und sogleich fällt ihm bei, daß Thermosis, König in Egipten, beständig kränklich gewesen sei, und daß er diese Kränklichkeit von seinem Großvater, Aliphatmutosis geerbt habe. Aber was sollte er auch nicht wissen, und welcher Umstand aus dem ehrwürdigen Alterthume sollte ihm unbekannt sein? Er kann dir sagen, daß Semiramis, oder nach andern Serimaris, wie ihr Sohn Ninias gesprochen, und daß man sie an der Sprache von ihm nicht hätte unterscheiden können. Ob sie aber eine so männliche Stimme wie ihr Sohn, oder ob dieser eine so weibische, wie seine Mutter, gehabt habe, — ja das ist ein schwieriger Punkt, und den wagt er nicht zu entscheiden. Er weiß, daß Nimrod links gewesen ist, und Sesostris sich der rechten Hand so gut habe bedienen können, als der linken. Er kann dir sagen, daß es falsch sei, wenn man glaube, Artaxerxes habe deswegen den Zunahmen, mit der langen Hand, bekommen, weil ihm die Hände bis an die Knie reichten, sondern weil eine Hand länger gewesen sei, als die andere. Er sezt hinzu, daß zwar glaubwürdige Schriftsteller versichern, daß die rechte Hand die längere gewesen sei,

daß er aber doch aus triftigen Gründen die linke für die längere halten müsse.

Eidias treibt das Handwerk der Belletristerei. Er hat einen Schild ausgehangen, eine Werkstatt, bestellte Arbeit, und Gesellen, die bei ihm arbeiten. Vor einem Monat kann er Ihnen das versprochene Gedicht nicht liefern, wenn er anders Dositheen Wort halten will, die eine Elegie bei ihm bestellt hat. Eine Idille ist in der Arbeit, er macht sie für Cranton, der ihn darum drängt, und ihm eine reiche Belohnung verspricht. Prosa oder Verse? Sie dürfen nur befehlen. Wollen Sie ein Trostschreiben, oder eine Entschuldigung wegen langer Abwesenheit? Er wird die Ehre haben aufzuwarten. Sie finden dergleichen bei ihm schon fertig. Wenn Sie sich in sein Waarenlager bemühen wollen, so haben Sie die Auswahl. Er hat einen Freund, dessen einziges Geschäfte es ist, gewissen Leuten lange Zeit seine Bekanntschaft zu versprechen, und ihn endlich, als einen Mann von den seltensten Talenten und als den besten Gesellschafter in gewissen Häusern vorzuführen. So wie ein Sänger singt und ein Clavierspieler spielt, bringt Eidias vor Personen, denen er sich versprochen hat, wenn er sich erst geräuspert, seine Manschetten vorgezogen, seinen Arm ausgestreckt, und die Hand geöfnet hat, seine quintessentiirten Einfälle und sophistischen Urtheile gravitätisch zu

Markte. Er ist weit verschieden von denen, die zwar in Grundsäzen einig sind, sich aber doch in die Rede fallen, um ihre Einstimmung zu erkennen zu geben. So oft er den Mund öfnet, widerspricht er. „Meiner Meinung nach gerade das Gegentheil, sagt er, oder: hierinn kann ich Ihnen nicht beistimmen, oder: Sonst dacht' ich hierüber gerade wie Sie, aber ... hiebei muß man auf dreierlei Achtung geben", sezt er hinzu, und fügt wohl auch noch einen vierten Grund bei. Abgeschmackter Schwäzer! Kaum hat er den Fuß ins Zimmer gesezt, so sucht er sich einige Damen aus, um sich bei Ihnen einzuschmeicheln, seinen Wiz oder seine Gelehrsamkeit zu zeigen, und mit seinen eigensten Gedanken zu glänzen, denn er mag reden oder schreiben, so bekümmert er sich weder um Wahrheit noch Unwahrheit, weder um Vernunft noch Lächerlichkeit; sondern er will nur nicht in die Fustapfen eines andern treten, und ihm beistimmen. Daher sagt er in einer Gesellschaft seine Meinung erst, wenn alle Anwesende ihre Gedanken über die Materie eröfnet haben, die ohngefähr vorkam, oder die er selbst aufs Tapet brachte, um im Lehrtone ein neues, entscheidendes und unwidersprechliches Urtheil zu fällen. Cidias stellt sich dem Lucian und Seneka an die Seite, erhebt sich über Plato, Virgil und Theokrit, und sein Schmeichler sucht ihn alle Morgen in dieser

Meinung zu bestärken. Mit den Verächtern Homers ist er vollkommen einig, und er wartet es ruhig ab, bis die Welt diesen Irrthum ablegt, und diesem Graubarte die neuern Dichter vorzieht, unter welchen er der vornehmste ist. Mit einem Wort, er ist eine Composition von Pedanterie und Eigendünkel, und dazu gemacht, von Bürgern und Bauern bewundert zu werden. Nichts ist an ihm groß, als sein Eigendünkel.

Emil sucht uns nun nicht mehr mit seinen Versen heim, denn Erinnerungen und Kritiken von Kennern und Freunden sind ihm lange nicht so lieb, als der Weihrauch, den ihm der Pöbel streut, und der seine dichterische Ader noch ergiebiger macht. Er ist übrigens ein Poet nach der Mode. Seine Gedichte sind voll pompöser Verse, die stark, erhaben, und voll großer Gedanken zu sein *scheinen*. Der Pöbel hört begierig zu, sperrt Mund und Augen auf, glaubt, daß ihm das gefalle, und bewundert um so mehr, je weniger er versteht, er hat nicht Zeit sich zu besinnen, kaum so viel, um seinen vollen Beifall zu bezeugen. Ehemals glaubte ich, daß diese Stellen für derlei Leute klar und verständlich wären, daß der Verfasser sich selbst verstünde, und daß ich Unrecht hätte, wenn ich bei der angestrengtesten Aufmerksamkeit nichts verstand: — jetzt weiß ichs besser.

„Aber Sie lassen sich doch auch in gar keiner Gesellschaft mehr sehen, liebster Berger. Schon dreimal haben wir Sie erwartet, und immer vergebens. Ich glaube, Sie werden noch zum Einsiedler. Nein! ich bin auch zuweilen gerne allein, aber lange kann ichs doch nicht aushalten. Da lob ich mir hübsche Gesellschaften; man hört und sieht immer was neues, und kann allen häuslichen Verdruß vergessen. Ach! jüngst war's eine wahre Freude, da brachten Rumberg und Henne ihre Frauen mit. Wie die zwei sich anschauten! Rumbergs Frau hätte bersten mögen über der Henne's neues englisches Kleid, nach der neuesten Pariser Mode. Endlich konnte sie's" — doch, halt ein, armseliger Schwäzer! ich hab dich vielleicht schon zu viel plaudern lassen. Schon hat Berger den Entschluß gefaßt, deine und deiner Freunde Gesellschaft gänzlich zu meiden, denn der Weise muß öfters die Welt mit ihren Gesellschaften meiden, sonst überfällt ihn Langeweile — ein Uebel, das er zu Hause nicht kennt.

Von den Glücksgütern.

Ein reicher Mann kann kostbar speisen, Zimmer und Alkoven prächtig austapeziren lassen, einen Pallast in der Stadt und auf dem Land besizen, große Equipage halten, seine Tochter einem Herzog geben, und aus seinem Sohn einen großen Herrn machen. Aber das Vergnügtsein überläßt er vielleicht andern.

Ich entschuldige den stolzen Thoren wegen seines Stolzes, denn giebt sich nicht jeder Mühe, sobald er ein großes Glück macht, an ihm Verdienste zu finden, die er nie hatte, und zwar, so groß es der reiche Thor haben will? Jemehr aber das Glück von ihm weicht, und sein Vermögen aufs gewönliche herabkommt, desto mehr Unvollkommenheiten und Flickwerk erblickt man nun da, wo ehemals alles vollkommen und ganz war.

Wenn man's nicht mit leiblichen Augen sähe, sollte man's wohl glauben, daß das mehr oder weniger Gerundete eine so seltsame Ungleichheit unter Menschen hervorbringt? — Dies mehr oder weniger ruft dich zum Degen, zur Feder oder zur Kutte; andere Berufungen sind seltener.

Zwei Kaufleute wohnten nahe bei einander. Sie trieben die nemlichen Geschäfte, hatten aber in der Folge ein ganz verschiedenes Glück. Jeder hatte eine einige Tochter: sie wurden zusammen erzogen, und lebten lange in der süssen Traulichkeit, die Gleichheit des Standes und des Alters geben: eine von ihnen, durchs äusserste Elend dahin gebracht, sucht in Dienst der ersten Hofdame zu kommen, und die Dame ist — ihre ehemalige Freundin.

Scheitern des Financiers Spekulationen, dann sagen die Hofkavaliere: eine bürgerliche Seele, ein nichtswürdiger Mensch, ein armer Stümper: hats aber geglückt, so freien sie um seine Tochter.

Ich sehe einen Mann, häßlich, klein und schwach am Verstand. Man sagt mir ins Ohr: er hat funzig tausend Thaler Einkünfte. Meinetwegen; das ist für ihn gut, und er ist in meinen Augen weder besser noch schlechter. Ist es nicht einfältig, wenn ich mich nicht enthalten kann, ihn deswegen mit andern Augen anzusehen?

Einen reichen Thoren lächerlich zu machen ist nicht wohl thunlich: die Lacher sind auf seiner Seite.

Nüber ist zwar ein unbedeutendes Alltagswesen, man wird ihn aber doch, mit seinem rohen, groben Schweizerbedienten im Vorsaale, für einen Mann von Bedeutung halten, wenn er

nur die, so ihn sprechen wollen, warten und frieren läßt, endlich mit ernstem Gang und abgemessenen Schritten zum Vorschein kommt, sie kurz abfertigt, und, ohne sie zu begleiten, entläßt.

Ich gehe zu dir Klitiphon; ich verlasse Bett' und Zimmer, weil ich dich nothwendig sprechen muß. Wie sehr wünscht' ich, daß ich deiner nicht nöthig hätte, und dich nicht beunruhigen dürfte. Deine Bedienten sagen mir, du habest dich eingeschlossen, und ich könne dich vor einer Stunde nicht sprechen: ich komme vor der bestimmten Zeit wieder, aber du seist ausgegangen, sagen sie nun. Was hast du denn in deinem abgelegensten Zimmer für ein Geschäfte, Klitiphon, daß du mich nicht anhören kannst? Du verfertigst Bittschriften, vergleichst gerichtliche Verhöre, unterschreibest, oder bezeichnest. Ich wollte dich nur um etwas bitten, und du dürftest nur Ja oder Nein sagen. Willst du dich rar machen? Aber du bist es gewiß mehr, wenn du gegen Hülfsbedürftige dienstfertig bist, als wenn du dich einschließest. O wichtiger und mit Geschäften überhäufter Mann, bedarfst du meiner Hülfe; so komm auf mein einsames Zimmer. Der Philosoph weist keinen ab, und ich werde dich nicht auf einen andern Tag bestellen. Du wirst mich bei Plato's Schriften, die von der Geistigkeit der Seele und ihrem Unterschiede vom

Körper handeln, antreffen, oder ich werde die Entfernung Saturns vom Jupiter berechnen. Ich bewundere Gott in seinen Werken, und suche durch die Erkenntniß der Wahrheit meinen Geist zu bilden, und meinen Willen zu bessern. Komm unangemeldet zu mir, alle meine Thüren sind offen, und mein Vorzimmer ist nicht dazu da, daß man auf mich warten, und Langeweile haben soll. Verschaffst du mir Gelegenheit dir zu dienen, so ist mir's lieber, als wenn du mir Gold und Silber bringst. Rede, womit kann ich dir dienen? Soll ich meine Bücher, mein Studiren, mein angefangenes Geschäfte, und die Zeile, die ich noch nicht geendigt habe, liegen lassen? — Glückliche Unterbrechung, wenn ich dir damit nüzlich sein kann. Ein Wechsler, ein Geschäftsmann gleicht einem Bären, den man nicht zahm machen kann. Nur mit Mühe kann man ihn sehen und sprechen, oder vielmehr gar nicht, denn in dem einen Augenblicke ist er noch nicht da, und in dem andern ist er schon wieder weg. Der Gelehrte hingegen ist so bekannt, wie der Eckstein auf der Strasse. Alle können ihn sehen und sprechen, wann und wie sie wollen, er mag bei Tische oder im Bett, angekleidet oder unangekleidet, gesund oder krank sein. Er kann und will kein Mann von Wichtigkeit sein. —

„Aber man möchte unsinnig werden, was der Mann für Aufwand macht, und wo er all' das Geld hernimmt! Erst noch sah's ganz gemein aus; ach da war des Bittens und Bettelns gar kein Ende, wenn man nur einige Tage seine Kaffeprovision anderswo hatte holen lassen. Jezt aber? Sollte man's nicht noch für eine große Gnade halten, wenns ihm gefällt, einen ehrbaren Knix mit einem hochadelichen Kopfnicken zu beantworten? Aber wart' nur, das wird nicht lange so währen; es wird eine Zeit" — Langsam, gute Frau, und beneide den Mann seines Glücks wegen nicht. Bedenke, daß ers auf Kosten seiner Ruhe, Gesundheit, Ehre und seines guten Gewissens erkaufte, und das ist doch ein Bischen theuer. Glaubst du wohl, daß man bei einem solchen Kaufe gewinne?

Sosias ward aus einem Lakeien Thorschreiber, und aus diesem Unterpachter; durch Erpressungen, Gewaltthätigkeiten und Mißbrauch seiner Gewalt schwung er sich auf den Trümmern mehrerer Familien empor. Eine Bedienung machte ihn zum Edelmann. Alles gut, wenn er nur ein rechtschaffener Mann wäre; — doch ja, er ist's worden — der Küsterdienst, den man ihm in Gnaden angedeihen ließ, wirkte dieses Wunder.

Sophie gieng sonst allein und zu Fuß in die Kirche, hörte den Prediger nur von ferne,

konnte ihn nur von der Seite sehen, und schlecht verstehen. Ihre Tugenden waren unbekannt, und ihre Frömmigkeit kannte man so wenig als ihre Person. Ihr Mann nahm Antheil an den Pachtungen. Welch' erstaunliches Glück hat er nicht in weniger als sechs Jahren gemacht! Sophie kömmt jezt nach der Kirche gefahren; man trägt ihr eine lange Schleppe nach, und der Prediger wartet, bis sie sich niedergelassen hat. Sie sizt ihm gerade gegen über, sieht jede seiner Bewegungen, und hört alle seine Worte. Jeder Prediger will sie absolviren, und sie zanken sich darum — doch behält der Pfarrer den Vorzug.

Filling wird ohne Sang und Klang eingescharrt. Von den unermeßlichen Reichthümern, die er durch Raub und Erpressungen zusammen scharrte, und in Saus und Braus durchbrachte, ließ er nichts mehr zur Bestreitung der Leichenkosten übrig. Er starb mit Schulden belastet, und also hülflos: Man sah bei ihm weder einen Kühltrank noch eine Herzstärkung, weder den Arzt noch den Geistlichen, der ihn zu einem seligen Ende bereitet hätte.

Roßfik steht eben von einer köstlichen Tafel auf, wo sein Magen weidlich proviantirt worden ist. Sein Athem duftet Malaga und Champagner, und eben jezt giebt man ihm einen Befehl zu unterschreiben, der einer ganzen Pro-

ihm das Brod entzöge, wenn er nicht widerrufen würde. Aber ich entschuldige ihn vollkommen, denn wer sollte in der ersten Dauungsstunde begreifen können, daß anderswo Menschen Hungers sterben können?

Silvan kauft sich um sein Geld, Geburt und einen andern Nahmen. Er ist Herr des Kirchspiels, wohin seine Voreltern den Zehenten bezahlten. Ehemals hätte er beim Cleobul nicht Page werden können, jezt ist er sein Tochtermann.

Dorus läßt sich in einer Sänfte über den Appischen Weg tragen. Seine Freigelassenen und Sklaven gehen vor ihm her, um das Volk aus einander zu treiben, und Plaz zu machen: es fehlt ihm nur ein Liktor. Mit dieser Begleitung zieht er in Rom ein, und scheint über die Niedrigkeit und Armuth seines Vaters Sanga zu triumphiren.

Periander benuzt sein Glück soviel als möglich. Es gab ihm Rang, Ansehen und Gewalt, und nun darf man ihn nicht mehr um Freundschaft bitten, sondern man muß um seinen Schuz flehen. Ehemals sagte er: Ein Mensch, wie ich, jezt aber: ein Mann von meinem Stande, denn dafür giebt er sich aus, und keiner seiner Gläubiger oder der Schmarozer, die an seiner delicaten Tafel speisen, wagt es, ihm zu widersprechen. Seine Wohnung ist prächtig nach dorischen Bauart

erbaut; sie hat keine Thüren, sondern Portale. Wohnt hier ein Privatmann, oder ist's ein Tempel? das Volk irrt hierinnen. Er ist der Herr des ganzen Reviers: ihn beneidet, und seinen Fall wünscht man, und seine Frau hat sich durch ihre Perlenschnur allen Damen in der Nachbarschaft zu Feindinnen gemacht. Alles athmet Größe, und diese Größe hat er bezahlt. Wenn nur sein alter abgelebter Vater vor zwanzig Jahren gestorben wäre, noch ehe man Perianders Nahmen hörte! Wie wird er es mit den verhaßten Trauerbriefen machen, die die Herkunft entziffern, und öfters der Witwe und den Erben eine Schamröthe abjagen? Soll er sie vor den Augen einer eifersüchtigen, boshaften und scharfsichtigen Stadt, und zum Nachtheil einiger tausend Leute unterdrücken, die durchaus der Beerdigung beiwohnen wollen? Soll er aus seinem Vater einen Edelmann oder einen angesehenen Mann machen, er, den man gnädiger Herr titulirt?

Wenn mancher Mann aus dem Grabe aufstünde, und seinen großen Nahmen, seine Standes-Herrschaften, Schlösser, Stammhäuser in den Händen solcher Menschen sähe, deren Väter vielleicht ihre Meier waren, was würde er wohl von unserm aufgeklärten achtzehnten Jahrhundert denken?

Dieser frische, blühende, und von Gesundheit strozende Jüngling besizt eine Abtei und zehen andere Pfründen, die zusammen jährlich sechzig tausend Thaler in Gold einbringen. Es giebt aber auch sechzig Familien, die im Winter keine warme Stube, und keine Kleider zur Bedeckung ihrer Blößen, ja nicht einmal Brod haben, kurz, deren Armuth aufs äußerste geht. Sollte das nicht schon hinreichend sein, ein zukünftiges Leben zu beweisen?

Chrisipp, ein unadelicher, und der erste seines Geschlechts, wünschte vor ohngefähr dreissig Jahren nichts mehr, als einmal ein paar tausend Thälerchen jährlicher Einkünfte zu besizen, wodurch alle seine Wünsche erfüllt würden. Nun kann er, ich weiß nicht wie er dazu gelangte, eben so viel einer seiner Töchter zur Aussteuer geben, und seine andern Kinder — er hat deren viele — werdens auch kriegen. Und das ist noch nicht alles, denn nach seinem Tode wird's erst recht hinters Erben gehen. Indessen lebt er noch ganz bürgerlich, und arbeitet auch in seinen alten Tagen unaufhörlich, um sich Reichthümer zu sammeln.

Sezt doch Ergasten ans Staatsruder. Wer Wasser aus dem Flusse trinkt oder auf dem festen Lande geht, wird ihm dafür Abgaben bezahlen müssen. Er kann sogar Schilf, Rohr und Nesseln in Gold verwandeln. Alle Projekte sind ihm willkommen, und alle bringt er

in Vorschlag. Was der König andern schenkt oder bewilligt, geschieht auf seine Unkosten, und hätte eigentlich ihm gehört. Seine Habsucht ist unersättlich. Er würde mit Künsten und Wissenschaften Handel treiben, und die Tonkunst verpachten. Um seinen Reichthum, seine Koppel Jagdhunde, und seinen Marstall zu sehen, müßte das Volk das Andenken an Orpheus Musik verlieren, und sich mit der seinigen begnügen.

Laßt doch den Criton gehen, der Mann ist ganz Eigennuz. Er hat seine Schlingen für den schon gelegt, der seine Bedienung, sein Landgut, oder sonst etwas von seinem Eigenthum kaufen will. Er macht unsinnige Foderungen. Man erwarte keine Schonung, und keinen billigen Vergleich von einem Manne, der ganz allein auf seinen Nuzen sieht, und fremdes Glück anfeindet. Ein Einfaltspinsel ist sein Mann.

Brontin, hör ich vom Volk, ist ganz unsichtbar worden, und hat sich schon vor acht Tagen mit seinen Heiligen eingeschlossen: ich glaube, die Heiligen halten ihre eigenen Meditationen, und er auch.

Fromberg machte viele Menschen glücklich, er half auch dir empor, aber für sich, seine Frau und Kinder sorgt er nicht am besten: sie schmachten nach seinem Tode unbekannt in Dürftigkeit. Ihre unglückliche Lage ist dir zwar wohl bekannt,

kannt, aber es kann nicht wohl sein, nein! du kannst ihrem Elende ohnmöglich abhelfen, du hälst offene Tafel und bauest: undankbar bist du aber doch nicht, denn ob du gleich das Bild deines Wohlthäters aus dem Zimmer wegnehmen ließest, so ließest du es doch im Vorzimmer aufhängen. Nur ein Wort von dir — und es läge in der Rüstkammer.

Fliehe, eile, du bist noch nicht weit genug weg. Ich bin, sagst du, unter einem andern Sonnenzirkel: geh unter den Pol, in eine andere Welt, oder steige, wenn du kannst, zu den Sternen empor: — hier bin ich: gut, nun bist du sicher: ich sehe einen habsüchtigen, unersättlichen und unerbittlichen Mann; er will sich auf Kosten eines jeden, der ihm in Wurf kommt, bereichern: mag der andere auch darüber zu Grunde gehen, thut nichts, — wenn nur sein Vermögen recht groß wird.

Sein Glück machen ist ein so schöner Ausdruck, und er sagt so was gutes, daß ihn jedermann gebraucht. Man kennt ihn in allen Sprachen: er gefällt den Fremden und den Barbaren, am Hof und in der Stadt, er drang in Klöster und durch die Mauern der Altäre, kein Ort ist so heimlich, an den er nicht drang, und keine Einöde so wüste, wo er nicht bekannt wäre.

Wer viel Contracte schließt, und sein Geld sich immer mehren sieht, glaubt zulezt wohl gar

ein scharfsinniger Kopf, ja wohl zum Regieren geschaffen zu sein.

Ein Männchen, schwach von Verstande, hat sich in's Köpfchen gesezt, sich empor zu schwingen: nun denkt er sonst an nichts mehr. Von Morgen bis an Abend, und bei Nacht im Traume beschäftigt ihn nur sein Avancement. Schon von seiner ersten Jugend an hat er sich auf den Weg gemacht, der zum Glücke führt. Kommt ihm ein Hinderniß in Weg, so beugt er aus, zur rechten oder zur linken, wo es ihm am besten dünkt. Stößt er auf neue Hindernisse, so geht er auf den vorigen Weg zurück. Je nachdem die Schwierigkeiten beschaffen sind, übersteigt er sie entweder, oder er weicht ihnen aus, oder er ergreift neue Maaßregeln. Eigennuz, Gewohnheit und Umstände leiten ihn. Braucht ein Reisender so vorzügliche Talente, und einen so ausgebildeten Verstand, um zuerst auf der Landstraße fortzuwandeln, wenn sie aber zu voll oder verfahren ist, quer über das Feld fortzugehen, endlich aber wieder auf den ersten Weg zu kommen, und so sein Ziel zu erreichen? Ist es also ein Wunder, wenn man einen reichen und angesehenen Gecken findet?

Es giebt einfältige und blödsinnige Menschen, die in angesehenen Aemtern stehen und im Reichthume sterben. Ihr Fleiß oder ihre Betriebsamkeit haben gewiß nichts dazu beigetragen. Ein anderer, wahrscheinlich das blin-

de Ohngefähr, führte sie an eine Quelle, mit den Worten: Brauchst du Wasser? Schöpfe — — und sie schöpften.

In der Jugend ist man oft arm: entweder hat man nichts erworben, oder noch nicht geerbt. Man wird alt und reich zu gleicher Zeit, — so selten haben Menschen alle Vortheile beisammen: und wenn das auch ist, so möchte ich doch diesen glücklichen nicht beneiden. Er hat durch seinen Tod so viel zu verlieren, daß er beklagenswerth ist.

Das kürzeste und beste Mittel, sein Glück zu machen ist, andere zu überreden, daß es ihr eigener Nutzen erfordere, uns wohl zu thun.

Aus Gewinnsucht, Ehrsucht, oder um des lieben Brodes willen, legen sich die Menschen zuweilen auf unerlaubte und zweideutige Gewerbe, deren Gefahr und Folgen sie sich aber lange selbst verbergen. Endlich verlassen sie diese Gewerbe, und werden fromm. Es geschieht aber gewöhnlich nicht eher, als bis sie eingeerndtet haben, und im Besize eines dauerhaften Glückes sind.

Es giebt Unglückliche, bei deren Anblick das Herz beklommen werden muß: sie haben kein Brod, fürchten sich vor dem Winter, und verwünschen ihr Leben. Anderswo ißt man frühreife Früchte, man trozt der Erde und der Jahrszeit, um seinem Gaumen zu schmeicheln,

und selbst Bürger sind blos wegen ihres Reichthums so fürchterlich wollüstig, daß sie auf einen Bissen verschlingen, was hundert Familien hätte nähren können. Wohl dem, der große Dürftigkeit, und ein großes Glück ertragen kann; ich will keines von beiden, sondern werfe mich in einen glücklichen Mittelstand.

Die Armen sind bekümmert, weil ihnen alles mangelt, und Niemand sich ihrer annimmt: die Reichen aber sind oft verdrüßlich, weil ihnen eine Kleinigkeit fehlt, oder ihnen jemand zuwider handeln will.

Der ist reich, der mehr einnimmt, als er ausgiebt: der ist arm, dessen Ausgabe seine Einnahme übersteigt.

Mancher kann mit zwei Millionen Einkünften jährlich um fünfhunderttausend Thaler zu arm sein. — Nichts dauert länger als ein mäßiges Glück, und nichts ist hinfälliger als große Reichthümer.

Wenn der reich ist, der wenig braucht, so ist ein Weiser ein sehr reicher Mann, und wenn der arm ist, der alles begehrt, so lebt der Ehrsüchtige und Geizige in der äußersten Armuth.

Die Leidenschaften tyrannisiren den Menschen, aber der Ehrgeiz herrscht über alle, und macht, daß man den Schurken eine zeitlang für einen ehrlichen Mann hält. Ich hielt den lasterhaften und ausschweifenden Triphon für

nüchtern, keusch, freigebig, demüthig, ja gar für fromm, und würde ihn noch dafür halten, wenn er nicht endlich sein Glück gemacht hätte.

Es giebt in der Welt nur zwei Wege, sich empor zu schwingen, seinen eigenen Fleiß, oder die Schwäche anderer.

Krisat, ein reicher unverschämter Mann, meidet den verdienstvollen, aber armen Eugen auf alle Weise, um nicht, wie er meint, seiner Ehre einen Schandfleck anzuhängen. Eugen denkt von Krisat eben so: sie werden sich wohl also nie zu nahe kommen.

„Dero ergebener Diener. O schon lange hatte ich nicht mehr das unschäzbare Vergnügen Hochdieselben" — So fängt Emberg an, mich mit einer Kononade von Komplimenten zu betäuben. Aber — wunderbar! seit vierzehn Tagen hat sich das Blätchen gewendet, nun wartet er erst meinen Gruß ab, um mir mit der stolzen Miene des Gönners zu danken, und mich dabei seine neue Wichtigkeit fühlen zu lassen. Ich weiß zwar noch nicht, worauf der Mann pocht, und was ihm so viel Wichtigkeit giebt, aber ganz gewiß hat er sich nun ein Hauß mit gutem Haußgeräthe gekauft, oder er hält nun bessere Tafel, oder er ist in ein Gewerbe getreten, wo er schon einen ansehnlichen Gewinn gemacht hat. — O mein Herr, ich wünsche von Herzen, daß Sie bald so weit kömmen mögen, daß Sie mich verachten können.

Wären Gedanken, Bücher und deren Verfasser in den Händen der Reichen, oder derjenigen, die erst ihr Glück machten, ach welche Verbannung; da wäre keine Begnadigung zu hoffen. In welchem Ton, und wie großgünstig sprechen sie nicht von Gelehrten. Vorzüglich lassen sie die niedrigen Menschen ihre ganze Größe fühlen, die durch ihr Verdienst weder vornehm noch reich geworden sind, aber sich noch immer damit abgeben, edel zu denken, und scharfsinnig zu schreiben — Gewiß ist es, die Gegenwart ist für die Reichen, die Zukunft für die Tugendhaften und Geschickten. Homer lebt noch, und wird beständig leben: Einnehmer und Zöllner sind nicht mehr. Waren sie? Ist ihr Vaterland, oder auch nur ihr Nahme bekannt? Gab's in Griechenland auch Finanzpachter? Wo sind die hochansehnlichen Personen, die den Homer verachteten, seinen Umgang vermieden, seinen Gruß nicht erwiederten, oder ihn nur beim Nahmen nannten, die es für Schande hielten, ihn an ihre Tafel zu ziehen, und die ihn blos als einen armen Mann betrachteten, der ein Buch geschrieben hätte? Wer wird an Männer denken, die nur adelich waren? Wird man sie noch mit Descartes nennen, einem Franzosen, der in Schweden starb?

Der Mann, der's den Armen so grausam fühlen läßt, daß er viel Geld hat, und der

stolz über ihn weg sieht, ist gewönlich eine kriechende Seele bei denen, die reicher sind als er. Stolz gründet sich nicht auf persönliches Verdienst und auf Tugend, sondern auf Reichthümer, Würden, Ansehen, und andere leere Vorzüge. So verächtlich der Stolze auf die herabsieht, die ihm in den ebengenannten Glücksgütern nachstehen, so unbegränzt ist seine Hochachtung derjenigen, die reicher sind als er.

Es giebt schmuzige, aus Koth und Unflath zusammengesezte Seelen, die durch Gewinn und Eigennuz, so wie edle Seelen durch Ehre und Tugend, gerührt werden. Sie kennen nur eine Wollust, nemlich immer zu gewinnen, und nie zu verliehren. Sie nehmen zehen von hundert, und stehen ihrer Schuldner wegen beständig in Sorgen. Immer befürchten sie, die Münzen möchten herabgesezt oder verrufen werden. Sie wühlen in Kontrakten, Urkunden und alten Papieren, und sind darinn vergraben. Solche Menschen kennen weder Freunde noch Verwandte, sie sind weder Bürger noch Christen, vielleicht nicht einmal Menschen. Sie haben Geld.

Während Oronts Jahre und Reichthümer zunehmen, wird in einer Familie ein Mädchen gebohren, es wächst heran, blüht wie die Rose, und tritt eben in sein sechszehentes Jahr: der fünfzigjährige Oront läßt sich noch bitten, das junge, schöne und sinnreiche Mädchen zu heu-

rathen: dieser Mann, ohne Geburt, Kopf, und alles Verdienst, wird allen seinen Rivalen vorgezogen.

Die Ehe, die für den Mann die Quelle alles Guten sein sollte, wird ihm oft, durch die tückischen Stöße des Schicksals, eine schwere Bürde, unter der er erliegt. Dann sind Frau und Kinder eine heftige Versuchung zu Betrug, Lügen und unerlaubtem Gewinn. Entweder Schurke oder Bettler — welche mißliche Wahl!

Eine Witwe heurathen heißt, en bon François: sein Glück machen — aber dies Glück ist oft sehr unschmackhaft.

Klearch, laß dirs bei Tische wohl sein, des Mittags und Abends, wirf Holz ins Feuer, kauf dir ein reiches Kleid, tapezier deine Zimmer; du bist deinem Erben nicht gut, du kennst ihn nicht, du hast keinen.

Der verschwenderische Erbe bezahlt ein prächtiges Leichenbegängniß, und verschluckt das Uebrige.

Der Geizige verzehrt nach seinem Tode in einem Tage mehr, als bei seinen Lebzeiten in zehen Jahren; und sein Erbe in zehen Monaten, als er in seinem ganzen Leben zu verdienen wußte.

Wer erben will, wird gefällig. Niemand schmeichelt, gehorcht, folgt, umgiebt, pflegt, schont, und liebkost uns mehr, als der bei un-

ſerm Tode zu gewinnen glaubt, und ihn ſehnlichſt herwünſcht.

Alle Menſchen betrachten ſich als Erben der Bedienungen, Titel und des Vermögens Anderer. Daher kommts, daß ſie ihr ganzes Leben über eine geheime und verborgene Begierde nach dem Tode des Andern hegen. Der wird in allen Ständen für den glücklichſten gehalten, der durch ſeinen Tod das meiſte zu verlieren und ſeinem Nachfolger zu hinterlaſſen hat.

Man ſagt, das Spiel mache alle Stände gleich, aber ſie ſind oft ſo ungleich, und es iſt zwiſchen ihnen eine ſo tiefe und unermeßliche Kluft, daß das Auge ſich nur mit Mühe daran gewöhnen kann, ſolche Extremen beiſammen zu ſehen. Es iſt ſo unangenehm als eine unharmoniſche Muſik, eine ſchlechtgewählte Farbenmiſchung, als Schwüre und ein Geſchrei, vor dem man ſich entſezt, mit einem Worte, es iſt eine gänzliche Zerſtöhrung des Wohlſtandes. Wenn man mir einwirft, daß dies bei allen civiliſirten Nationen gewönlich iſt, ſo antworte ich, daß es vielleicht mit zu den Dingen gehört, die uns in den Augen der übrigen Bewohner des Erdbodens zu Barbaren machen, und welche die Morgenländer, die bis zu uns kommen, in ihren Schreibtafeln notiren. Ich zweifle auch nicht, daß ihnen dieſe Vertraulichkeit eben ſo ungereimt vorkommt,

als uns ihre abergläubischen Verehrungen. Eine Versammlung der Landstände, oder eine Rathsstube, wo man sich wegen einer sehr wichtigen Sache berathschlagt, stellt dem Auge des Zuschauers lange keinen so ehrbaren und ernsthaften Anblick dar, als ein Spieltisch, der mit Geründerten besät ist. Düstrer Ernst steht auf den Gesichtern der Spieler geschrieben: so lange das Spiel daurt, sind sie gegen einander unbarmherzig, und die unversöhnlichsten Feinde. Sie vergessen Freundschaft, Verwandtschaft, Geburt und Vorzüge. Das Ohngefähr, diese blinde und wilde Gottheit, präsidirt bei der Versammlung, und entscheidet unumschränkt. Sie verehren sie durch tiefes Stillschweigen und durch eine Aufmerksamkeit, deren sie sonst unfähig sind. Alle Leidenschaften werden hier unterdrückt, und gehorchen dieser einzigen. Der Höfling ist hier weder freundlich noch schmeichlerisch, weder höflich noch andächtig.

Wer durch Spiel und Gewinn reich geworden ist, verläugnet seinen vorigen Stand ganz. Seine ehemaligen Freunde vergißt er, und machts den großen Herren nach. Doch der Würfel oder die Karte sezen ihn oft wieder in seine alte Stelle.

Oeffentliche Spielhäuser sind Schlingen, die man dem Geiz der Menschen legt, Abgründe, in denen das Geld der Spieler unwiderbringlich verlohren ist, fürchterliche Klippen,

an denen der Unglückliche, der ihnen zu nahe kommt, scheitert und untergeht. Daß es solche Häuser giebt, darüber wundere ich mich nicht, und auch darüber nicht, daß man aus diesen Häusern Spionen aussendet, um sogleich zu erfahren, wer mit einem frischen Geldbeutel angekommen ist, wer im Proceß eine große Summe gewonnen, wer glücklich gespielt, ein Geschenk bekommen, welcher Sohn eine reiche Erbschaft gehoben hat, und welcher Rentmeister so unbesonnen ist, um die Gelder der ihm anvertrauten Kasse auf eine Karte zu sezen. Betrügen ist zwar ein schändliches und unwürdiges Handwerk, das ist wahr, aber es ist alt und bekannt, und wurde von jeher von Hauptspielern getrieben. An ihrem Schilde kann mans beinahe lesen: Hier betrügt man mit gutem Gewissen: denn sollten sie sich wohl für untadelhafte Menschen ausgeben wollen? Wer weiß nicht, daß diese Häuser besuchen, und in sein Verderben rennen, einerlei ist? Aber wie dergleichen Leute noch so viele Einfaltspinsel finden, um sich fortzubringen, das begreife ich nicht.

Tausend Menschen ruiniren sich im Spiel, und sagen doch noch gerade zu, sie können das Spiel nicht lassen. Welche Entschuldigung! Könnte man nicht auf die Art die heftigsten und schändlichsten Leidenschaften entschuldigen? Könnte man nicht eben so wohl sagen, man

müsse stehlen, morden, und sich von einer Höhe herunter stürzen? Ist ein beständiges und fürchterliches Spiel, ohne Maaß und Schranken, wo man auf den gänzlichen Ruin seines Gegners bedacht ist, über den Gewinn in Entzücken geräth, und wegen des Verlusts verzweifelt, wo man nur dem Geize fröhnt, wo man auf eine Karte, oder auf einen Wurf sein eigenes, seiner Frau und Kinder Glück sezt — ist ein solches Spiel erlaubt, oder muß man sich desselben enthalten? Ist es nicht viel härter, ohne Nahrung und Kleider für die ersten Bedürfnisse seiner Familie zu sorgen, wenn das Spiel einen ganz ruinirt hat?

Ich erlaube keinem, ein Schurke zu sein, aber dem Schurken erlaube ich, hoch zu spielen: dem rechtschaffenen Mann verbiete ichs. Es ist gar zu kindisch, sich einem großen Verluste muthwillig auszusezen.

Nur die Bekümmerniß wegen des Verlusts seiner Güter dauert immer; jede andere hört mit der Zeit auf. — Bei jeder Gelegenheit sehen wir, daß uns unser Vermögen fehlt.

Mit dem ist gut umgehen, der sein Vermögen nicht zur Aussteuer seiner Töchter und zur Bezahlung seiner Schulden anwendet, nur möchte ich weder seine Frau noch sein Kind sein.

Dieser Pallast, diese Zierrathen, diese Gärten und Springbrunnen entzücken dich so sehr, daß du beim ersten Anblick dieser Herr-

lichkeiten den Besizer derselben glücklich preisest. Er ist nicht mehr, und nie genoß er derselben ruhig und zufrieden: kein heiterer Tag, keine ruhige Nacht ward ihm zu Theil. Er steckte sich in große Schulden, um dieses Gebäude zu dem Grade der Vollkommenheit zu bringen, der dich entzückt: seine Gläubiger haben ihn daraus vertrieben. Er mußte es verlassen; noch einmal blickte er aus der Ferne darnach hin, und der Schmerz tödtete ihn.

Man muß sich oft über den Wechsel und Eigensinn des Glücks wundern, das besonders mit gewissen Familien zu spielen scheint. Vor hundert Jahren dachte man gar nicht an sie. Plözlich war ihnen der Himmel günstig: Vermögen, Ehre und Würden strömten auf sie zu. — Sie schwammen im Glück. — Ekmolz hatte keinen Großvater, aber sein Vater hatte sich so hoch geschwungen, daß er nicht mehr wünschen konnte, als ihm gleich zu werden. Er wurd's auch. Waren es vorzügliche Geistesfähigkeiten, oder die damaligen Umstände, die diese Menschen so empor brachten? Das Glück lacht ihnen nun nicht mehr, es treibt mit andern seinen Spott, und machts mit ihren Nachkommen, wie mit ihren Vorfahren.

Warum hat sich jener Titular-Rath in eine Schuldenlast gestürzt, aus der er sich nie als ein ehrlicher Mann wird heraushelfen kön-

nen, und warum darf jenes ehrsame Raths-glied nicht mehr über die Strasse gehen, aus Furcht, von seinen Gläubigern angepakt zu werden? — deswegen, meine Leser, weil sie ihre Ausgabe nach ihrem Stande, und nicht nach ihrer Einnahme einrichteten.

Giton hat eine gesunde Gesichtsfarbe, ein volles Gesicht, und Backen, die ihr Gewicht fast bis zu den Schultern herunter drückt. Sein Blick ist starr und fest, seine Schultern breit, seine Brust hoch, und sein Gang fest und steif. Er spricht mit großer Zuversicht. Die nemliche Sache muß man mehrmals sagen, und er interessirt sich für nichts viel. Sein Schnupftuch entfaltet er, daß es jedermann sehen kann, und er schneuzt mit großem Geräusche: wenn er nießt, so bebt das Haus, und er spuckt weit aus. Er schläft bei Tag und auch bei Nacht, und in Gesellschaft schnarcht er. Bei Tafel und auf einem Spaziergange nimmt er mehr Plaz ein, als ein anderer, und geht mit seines gleichen in der Mitte. Er steht still, und die andern bleiben auch stehen; er geht weiter, und sie folgen ihm. Alle richten sich nach ihm. Er unterbricht und belehrt jeden, der spricht. Ihn unterbricht keiner, und man hört ihm zu, so lange er reden mag; man ist seiner Meinung, und glaubt die Mährchen, die er erzählt. Wenn er sich sezt, so wirft er sich in einen Lehnstuhl, schlägt die Füße übereinander, und run-

zelt die Stirne. Den Hut drückt er tief ins Gesicht, damit er Niemand sehen darf, und wenn er ihn in die Höhe rückt, und seine Stirne zeigt, so geschiets nur, um seinen Stolz und Troz auszudrücken. Er ist lustig, lacht hoch auf, ist ungeduldig, zornig, mißtrauisch, aufgeblasen, staatsklug, und weiß alles, was geschieht, ganz genau. Seiner Meinung nach hat er viel Verstand und Talente. — Er ist reich.

Phedon hat tief im Kopfe liegende Augen, eine ungesunde rothe Farbe, einen ausgedörrten Körper, und ein hageres Gesicht. Er schläft wenig und sehr leise. Er ist tiefsinnig, nachdenklich, und sieht bei all' seinem Verstande einfältig aus. Er vergißt zu sagen, was er weiß, oder von Vorfällen zu reden, die ihm bekannt sind, und wenn er es ja zuweilen thut, so geschiets auf eine ungeschickte Art. Er wiegt alle seine Worte, erzählt kurz, aber kalt; man mag ihn nicht hören, und kann nicht lachen: allem, was man sagt, giebt er Beifall, und lächelt dazu: er läuft und fliegt, um andern kleine Gefälligkeiten zu erweisen: er ist gefällig, schmeichlerisch und dienstfertig. Seine eigenen Angelegenheiten hält er geheim, lügt auch wohl zuweilen, ist abergläubisch, allzugewissenhaft und furchtsam. Er geht leise und behende, und scheint sich zu fürchten, den Erdboden zu berühren: er geht mit niedergeschlagenen Augen,

und wagt es nicht, die Vorübergehenden anzublicken. Er kommt nicht in die Gesellschaft, um mitzusprechen, sondern stellt sich hinter den, der spricht, lauscht, und geht fort, sobald man ihn erblickt. Nie bleibt er lange an einer Stelle, sondern läuft mit gebückten Achseln, und den Hut tief ins Auge gedrückt, (damit man ihn nicht sehe) umher, und hüllt sich in seinen Mantel. Keine Straße und keine Gallerie kann so gedrängt voll von Menschen sein, daß er nicht noch durchdringen und sich plaziren könnte, ohne wahrgenommen zu werden. Bittet man ihn, sich niederzusezen, so sezt er sich kaum auf die Spize des Stuhls. In Gesellschaften spricht er leise und unverständlich, aber wenn von öffentlichen Geschäften die Rede ist, so ist seine Zunge gelöset. Mit dem Jahrhundert ist er unzufrieden, und über Minister und Regierung weiß er allerhand zu sagen. Er öfnet den Mund nur um zu antworten: wenn er hustet oder schneuzt, so hält er den Hut vor, er spuckt ins Schnupftuch, und mit dem Niesen wartet er, bis er allein ist, oder wenn es ihn ja überfällt, so thut ers ganz in der Stille, damit es Niemand eine Verbeugung oder ein „Wohlbekomms“ koste. — Er ist arm.

Stadtsitten.

„Ohnmöglich kann ich mehr bleiben, ich muß fort, es ist bald sieben Uhr, und mit dem Glockenschlag sieben muß ich am Eingange der öffentlichen Promenade stehen, denn von Günzberg wird heute mit seiner neuen Equipage erscheinen; ich bin äußerst begierig, also — Adieu — auf Wiedersehen“ — und nun gehts in Eile nach der Promenade hin, wo schon viele seiner müssigen Freunde stehen und gaffen, um die Stunden zu tödten. Jeder Vorübergehende wird gemustert, und nichts entgeht ihnen. Kutschen, Pferde, Wagen, Livrei, — alles wird mit kritischen Augen betrachtet, und sie begegnen dem Mann ehrerbietig oder verächtlich, je nachdem seine Equipage prächtig oder schlecht ist.

An öffentlichen Orten, wo die Frauenzimmer sich versammeln, um ein neues Kleid zu zeigen, und die Früchte der Toilette einzuärndten, nehmen sie eine Freundin mit sich, nicht um etwas zu plaudern zu haben, sondern um getrost auf die Schaubühne zu treten, sich mit der Welt bekannter zu machen, und sich gegen die Kritik zu schützen. Hier spricht man mit einander, ohne sich etwas zu erzählen, oder viel=

mehr, man spricht für die Vorübergehenden, und vorzüglich für die, bei deren Anblick man laut spricht, mancherlei Bewegungen macht, scherzt, nachläßig den Kopf sinken läßt, und hin und her geht.

Die Stadt ist in verschiedene Gesellschaften getheilt, die eben so viel kleine Republiken ausmachen; jede hat ihre Geseze, Gebräuche, ihren Jargon, und ihre Lachworte. Solang das Vorurtheil diese Gesellschaft einig erhält, findet man nichts gut gesagt oder gethan, als was daher kommt, allem andern fehlts an Geschmack, man kann's nicht wohl leiden: man verachtet alle, die nicht zu der Gesellschaft gehören. Der wizigste Kopf, der von ohngefehr in ihre Gesellschaft geräth, kommt ihnen sonderbar vor. Er befindet sich gleichsam in einem fremden Lande, dessen Wege, Sprache, Sitten und Gebräuche ihm unbekannt sind. Er sieht ein Volk, das plaudert, summet, sich in die Ohren zischt, hoch auf lacht, und dann in tiefes Stillschweigen versinkt. Er weiß nicht, wie er daran ist, er kann kein Wort mitsprechen, und hört nichts. Solchen Gesellschaften fehlts nie an einem ärmlichen Spaßmacher, der Represententant und Sprecher ist; er sorgt für das Vergnügen anderer, und lacht immer, eh' er spricht. Kommt eine Dame das erstemal in die Gesellschaft dieser lustigen Freunde, und bleibt sie ernsthaft, so begreifen sie's nicht,

wie sie über Sachen nicht lacht, die sie nicht versteht, und wie sie bei den Abgeschmacktheiten unempfindlich bleiben kann, die sie nur verstehen, weil sie von ihnen kommen. Sie halten sich über ihr Sprechen und Stillschweigen, über ihren Wuchs und Anzug, über ihre Ankunft und über ihren Abschied auf. Eine solche Gesellschaft dauert indessen höchstens ein paar Jahre. Schon im ersten Jahre wird der Saame der Zwietracht gestreut, damit er im folgenden reifen könne. Eifersucht auf anderer Schönheit, Spielzwiste, ausschweifende Schmausereien, die erst nach den Regeln der Sparsamkeit eingerichtet waren, bald aber in kostbare Gastmäler übergiengen, bringen diese Republik in Unordnung, und versezen ihr zulezt einen tödlichen Stoß. In Kurzem spricht man von diesem Völkchen eben so wenig, als von den Fliegen im vorigen Jahr.

Wie? bedenken Sie doch! in Ihrem Wagen wollen Sie schlafen oder ausruhen? Geschwind ein Buch oder Papiere in die Hand; lesen Sie; grüßen Sie die Vorübergehenden nur halb: das soll wirken: man wird Sie für sehr beschäftigt halten, und sagen: der Mann ist fleissig, unermüdet, er liest und arbeitet sogar auf der Straße und unterwegs. Lernen Sie von dem geringsten Notar, daß man sich immer mit Geschäften überhäuft stellen, die Stirne runzeln, an nichts sehr tiefsinnig den

ken, manchmal zur gelegenen Stunde Essen und Trinken vergessen, nur in seinem Hause sich einen Augenblick sehen lassen, aber geschwind sich wieder in sein finsteres Cabinet zurückziehen, sich aller Gesellschaft entziehen, das Theater meiden und vielmehr solchen Männern überlassen muß, die kaum Muße dazu haben, doch aber keine Gefahr laufen, wenn man sie da sieht.

Der Stadtpräsident wird an Hof gerufen. Er erschrickt, es bangt ihm, er läßt den Präsidenten zu Hauße, und kommt unter mancherlei furchtbaren Vorstellungen an Hof. Doch nur eine Kleinigkeit wars, weswegen er hingerufen wurde, man hat seine Schurkereien noch nicht entdeckt, und er kann nun getrosten Herzens nach Hause fahren. Aber nun ist er wieder auch ganz Präsident. Er nimmt seine vorigen Sitten, sein Amtsgesicht, und seine Gestalt wieder an, und kennt weder Verwirrung noch Höflichkeit mehr.

Die Franzmüller spannen ihre Pferde zusammen, um mit Sechsen fahren zu können. Geht einer von ihnen nach Hofe oder an einen andern Ort, wo er sich in seiner Größe zeigen will, so leihen ihm die andern ihre Bediente. Aber die boshafte Stadt läßt sich nicht betrügen, sie spottet des Mannes und seiner erborgten Größe. So gehts auch den Bognern. Alle aus dieser Familie führen einerlei Nahmen

und Wapen, das leztere von eben den Farben und eben dem Metall, als das Haus Bourbon. Sie führen, wie dasselbe, zwei und eins. Ihre Figuren sind zwar keine Lilien, doch darüber geben sie sich zufrieden; sie finden sie vielleicht eben so anständig, und haben sie mit großen Herren gemein. Man sieht ihr Wapen in der Kirche und auf den Fenstern derselben, an den Pfeilern ihrer hohen Gerichtsbarkeit, vor welchen sie erst kürzlich einen Menschen zum Strang verurtheilten, der nur die Landesverweisung verdient hätte, kurz überall ist ihr Wapen, auf all' ihrem Haußgeräthe, an allen Schlössern ihrer Zimmer, auf allen Kutschen, und sogar ihre Livrei ist dazu nicht zu schlecht. — Gerne möchte ich diesen eitlen Thoren zurufen: Eure Thorheit kommt zu früh, wartet doch wenigstens, bis euer Geschlecht hundert Jahr alt ist. Die Leute, die euern Großvater gesehen und gesprochen haben, sind alt, und können nicht mehr lange leben. Wenn diese todt sind, kann Niemand mehr sagen: „Da hatte er seinen Laden, und verkaufte seine Waaren sehr theuer.“ — Ueberdiß wollen die Franzmüller und Bogner, man solle von dem großen Aufwande sprechen, den sie machen, ohngeachtet das eben ihre Sache nicht ist. Sie erzählens bis zum Eckel, wie prächtig die Mahlzeit gewesen ist, die sie gegeben, und wie viel sie im Spiele verloren haben, wobei sie

dann noch bedauren, daß ihr Verlust nicht größer war. Von gewissen Frauenzimmern sprechen sie geheimnißvoll und räthselhaft — „o davon wüßt ich tausend lustige Anekdoten zu erzählen" — „ach! da habe ich erst eine schöne Entdeckung gemacht" — Sie vergeben einander ihre Windbeuteleien gerne. Einer von ihnen, der auf dem Lande spat zu Bette gieng, steht, weil er nicht schlafen kann, des Morgens früh auf, zieht seine Stiefeletten an, wirft sich in einen leinernen Kittel, hängt eine Jagdtasche um, steckt die Haare unter den Hut, nimmt eine Flinte, und wäre ein Jäger — wenn er träfe. Er kommt müde und durchnäßt bei Nacht nach Hause, ohne etwas geschossen zu haben. Den andern Tag geht er wieder auf die Jagd, und bringt den Tag damit zu, die Schnepfen und Rebhühner — zu verfehlen.

Ein Anderer hat einige schlechte Hunde, und sagt: meine Kuppel Jagdhunde. Er hört, daß irgendwo ein großes Jagen gehalten wird, er nimmt sein Jagdhorn, seine Hunde, und geht hin. Er vergißt Geseze und Processe, und wird ein zweiter Hypolit. Menander, der ihn gestern bei einem Stoße Acten fand, würde heute seinen Referenten nicht kennen. Sieht man ihn Morgen in der Gerichtsstube, wo Leben oder Tod über einen Unglücklichen beschlossen wird, so versammelt

er erst seine Freunde um sich her, und erzählt ihnen, daß er den angesezten Hirsch nicht aus den Augen verloren, und sich bald heiser geschrien habe, um die Hunde zurück zu rufen, die die Spur verloren hatten, und einen andern Hirsch verfolgten. Die Glocke schlägt; er sagt also nur noch ganz kurz, wie der Hirsch erlegt, und den Hunden preis gegeben worden sei; dann sezt er sich zu den andern, und hält Gericht.

Endlich ist Ebenbergs Vater todt. Der Mann hatte mässig gelebt, und seine fünfzigjährige Handelschaft hatte ihn zum ersten Kaufmann der Stadt gemacht. Kaum hat er die Augen zugedrückt, so ist's der Sohn müde, Tage lang ans Schreibpult gefesselt zu sizen, und den mühsamen Handelsgeschäften alle seine Stunden aufzuopfern. Er ist der reichste Mann in der Stadt, und als solcher ist er nicht zufrieden, alle seines Standes an Pracht und Hoheit zu übertreffen, sondern er will's dem Fürsten nachthun. Er glaubt die Stadt durch seinen unmäßigen Aufwand und seine lächerliche Pracht zu blenden, aber er zieht sich ihren Spott zu. Er treibt die Verschwendung so weit, bis er sich gänzlich zu Grunde richtet, um das Vergnügen zu haben, sich auslachen zu lassen. Ja einige haben nicht einmal den betrübten Vortheil, daß ihre Thorheiten ausser ihrem Reviere bekannt werden. Nur hier ist

der Schauplaz ihrer Eitelkeit. In einem Viertel der Stadt weiß man nicht, daß Andreas im andern sein Erbgut verschwendet. Wenn es in der ganzen Stadt und in den Vorstädten bekannt würde, so dürfte sich doch unter den vielen Bürgern, die nur nach dem Schein urtheilen, leicht einer finden, der von seiner Pracht und seiner kostbaren Tafel spräche: aber er ruinirt sich im Stillen. Um zwei oder drei Personen zu gefallen, stürzt er sich in Dürftigkeit. Heute fährt er in einem prächtigen Wagen, und in sechs Monaten wird er nicht so viel haben, um zu Fuße gehen zu können.

Narciß steht des Morgens auf, um sich des Abends niederzulegen. Er hat, wie die Damen, seine bestimmten Stunden zur Toilette. Alle Tage kann man ihn in der Spätmesse bei den Benediktinern oder Franziskanern sehen. Er ist ein angenehmer Gesellschafter. Alle Tage erwartet man ihn in einem gewissen Hauße als den dritten oder fünften Mann zum Lomber oder Reversis, und bei Friedriken sezt er sich vier Stunden in Lehnstuhl, und wagt jeden Tag fünf Pistolen auf's Spiel. Den Hamburger Correspondenten und das Journal der Moden läßt er nie ungelesen. Bürger und Blumauer hat er ganz gelesen, aber über Sophiens Reisen ist er eingeschlafen. Voß ist ihm auch bekannt, aber von seiner Odyße weiß er nichts. Die

Gedichte im Geschmack des Grecourt hat er in englischen Band binden und Venus mit ihrem Knaben dem Titel gegen über malen lassen. Hermann und Ulrike, und die Romane aus den Papieren des braunen Mannes stehen auch unter seinen Büchern, und jedes Jahr darf ihm der Buchhändler den Göttinger und Hamburger Musenalmanach ungefragt schicken. Mit den Frauenzimmern geht er auf dem Felde oder auf der Promenade spaziren. Seine Besuche stattet er mit der pünklichsten Genauigkeit ab. Morgen wird er eben das thun, was er heute thut, und gestern gethan hat, und so lebt er bis an seinen Tod.

„Den Mann sollt' ich doch kennen: ich hab' ihn irgendwo gesehen, aber wo? das erinnere ich mich nicht. — Sein Gesicht ist mir aber doch bekannt.“ Mir auch, und ich will Ihrem Gedächtnisse zu Hülfe kommen. Sahen Sie ihn auf dem Walle auf einer Bank sitzen, oder im königlichen Garten in der großen Allee? Im Schauspiele? In der Kirche? Auf dem Balle? Wo konnten Sie ihn nicht gesehen haben? Wo ist er nicht? Wird ein Verbrecher hingerichtet, oder ein Feuerwerk abgebrannt, so sieht er dem Schauspiel vom Rathhause herab zu. Hält man einen öffentlichen Einzug, so stellt er sich an einen erhöhten Ort. Bei Thierhezen steht er zuvorderst auf dem Amphitheater.

Giebt der König fremden Gesandten Audienz, so begaft er erst ihren Aufzug, wohnt dann der Audienz selbst bei, und wenn sie zurück kommen, steht er mit in dem Reihen, durch den sie gehen müssen. Bei der Huldigung ist er eben so nothwendig als der Monarch und die Abgeordneten der Stände. Man hat deswegen auch sein Gesicht erwählt, um im Kalender das Volk oder die Zuschauer vorzustellen. Bei einer öffentlichen Jagd und am Hubertsfeste ist er zu Pferd. Als ein Freund von Soldaten, Krieg und Truppen versäumt er keine Revüe, kein Sommerlager, alles muß er sehen, vom Anfang bis ans Ende, kurz, er ist ein Zuschauer von Profession, und ist dabei alt geworden. Er thut nichts von dem, was ein Mensch thun soll, und weiß nichts, was er wissen soll, aber gesehen hat er alles, was man sehen kann, er wird also wohl nicht ungerne sterben. Aber welcher Verlust für die ganze Stadt! Wer wirds nach ihm kund machen, daß die Promenade geschlossen ist, und man also nicht mehr dahin gehen kann, daß aber der Weg ins nächste Lustwäldchen ganz trocken ist? Wer wird wohl ein Concert und die Ankunft einer Bande Seiltänzer ansagen? Wo wird man's wohl so frühzeitig erfahren, daß Moser gestorben ist, und die erste Opernsängerinn wegen Schnuppen in den nächsten acht Tagen nicht singen wird? Wer wird, so wie er, einen bürgerlichen an

seinem Wapen und an seiner Livree erkennen? Wer wird sagen, Sammer führt Lilien im Wapen, und wer wird sich mehr dafür interessiren? Wer wird den Nahmen einer blosen Bürgersfrau mit mehr Eitelkeit und Nachdruck aussprechen? Von wem wird man mehr Modeliedchen erhalten können? Wer wird den Damen mit dem Damenjournal des neuadelichen von Großings, mit Taschenbüchern und Almanachen aufwarten können? Wer wird ihnen bei der Toilette aus Wielands comischen Erzählungen vorlesen, auch wohl vorsingen können? Und wie traurig wirds in Gesellschaften sein, wenn er nicht mehr die Liedchen aus der neuesten Oper vortrillert! Ueberhaupt, da die Zahl der müßigen und faden Leute überall so groß ist, wer wird seinen Verlust bei ihnen ersezen, und wer wird sie in Zukunft so gut amüsiren können?

Theramen hat Geld, also auch Verdienst; jezt hat sein Reichthum durch eine Erbschaft sehr zugenommen, und so mit auch sein Verdienst. Frauen und Mädchen haben ihr Nez nach ihm ausgeworfen, die ersten, um ihn zum Cicisbeo *) die andern, um ihn zum Mann

*) Daß auch bei uns Deutschen die Galanterie Cicisbeo's zu haben, immer allgemeiner werde, beweist unter andern folgende authentische Nachricht aus Wezlar. „Bei uns herrscht eine gesellige und dabei äußerst freie Lebensart. Was der Cicisbeo bei den italiänischen Damen ist, heißt bei uns der

zu bekommen. Er geht von Hauß zu Hauß, um die Mutter hoffen zu lassen, er werde heurathen: hat er sich gesezt, so entfernt sich die Mutter, damit ihre Tochter sich in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit zeigen, und Theramen sich frei erklären könne. Der Edelmann und der Cavalier muß ihm weichen. Ein blühender lebhafter, munterer und verständiger junger Mann ist kaum so willkommen und wird mit so viel Vergnügen aufgenommen. Man reißt sich um ihn, und wer sich mit ihm in Gesellschaft befindet, wird gar nicht gezählt, kaum angeschaut. Wie viel Galans hindert er an der Erfüllung ihrer Wünsche? Welche Anträge werden in Hofnung auf ihn nicht ausgeschlagen? Wie wird er all die Mädchen, die nach ihm — ich wollte sagen, nach seinem Vermö-

Knopfmacher. Jede Frau, die Welt hat, muß ihren Chapeau haben, der ihr den Knopf macht, welcher zu allen Zeiten freien Zutritt bei seiner Gebieterin hat. Sie fährt nie aus zum Ball, nie zu einer Assemblee, nie in die Komödie, nie spazieren, ohne einen sogenannten Knopfmacher an der Seite zu haben. Sie wird nie ohne ihn, und er nie ohne sie, weggebethen. Der Mann macht unterdessen den Knopf bei einer andern. Selbst ein Mädchen macht sich nicht gerne, ohne ihren Knopfmacher an der Seite zu haben, in eine öffentliche Gesellschaft. Ein Chapeau wird wenig bemerkt, der nicht dieses ruhmvolle Amt bei einer Dame verwaltet, und die Frau wird übersehen, von deren Winke nicht irgend ein artiger Knopfmacher abhängt." S. Fabris geographisches Magazin, zweiter Band, S. 510.

Anmerk. des Uebers.

gen trachten, befriedigen können? Er ist der Schrecken der Ehemänner und der Heurathslustigen, die durch eine vortheilhafte Verbindung ihren Beutel, den sie durch Bezahlung einer erkauften Bedienung ausgeleert haben, wieder anzufüllen hoffen. Männer, die ihr Geld so ausschließend glücklich macht, sollte man aus einer wohlpolizirten Stadt verbannen, oder dem weiblichen Geschlechte sollte man, bei Strafe der Thorheit oder Verachtung, befehlen, einem solchen Manne nicht mehr Vorzug einzuräumen, als wenn er blos Verdienste besäße.

Wie sinnreich unser Jahrhundert ist! Man macht prächtige Hochzeitgeschenke, die nichts kosten — — NB. man muß sie nach der Hochzeit in natura wieder zurück geben.

Wie nüzlich und löblich nicht die Gewohnheit ist, den dritten Theil des Brautschazes am Hochzeittage durchzubringen, durch eine Menge unnüzer Dinge den Grund zu seiner künftigen Armuth zu legen, und Toilette nnd Hausgeräthe vom Capital zu bezahlen!

Beschwerliche Gewohnheit, unbequemer Zwang! Mit scheinbarer Ungedult und sehnlichem Verlangen den aufzusuchen, den man lieber gar nicht antreffen möchte, oder, wenn man ihn zum Unglück antrift, sich von unbedeutenden Sachen, die noch dazu einer so gut weiß als der andere, mit ihm zu unterhalten, ins Zimmer zu treten, um wieder heraus zu gehen,

des Nachmittags von Hause weg zu gehen, um des Abends wieder zurück zu kommen, und zwar noch mit voller Zufriedenheit, wenn man in fünf kleinen Stündchen drei Bediente, ein Frauenzimmer, das man nicht kennt, und ein anderes, das man nicht wohl leiden kann, gesehen hat. Wer auf seine Zeit wohl acht hätte, und ihren unersezlichen Verlust bedächte, müßte bittere Zähren bei einem solchen Elende weinen.

Von Landwirthschaft und Feldbau hat man gewönlich in der Stadt sehr wenig Kentniß. Kaum weiß man den Hanf vom Flachs, und den Weizen vom Roggen zu unterscheiden: man ißt und kleidet sich, und ist damit zufrieden. Mit vielen Bürgern darf man weder von der Brache noch vom jungen Aufschlage, weder vom Weinbau noch vom Nachgras reden, das sind ihnen unbekannte Sachen. Man muß mit ihnen vom Ellenmasse, vom Zolltarif, von Rechtswegen, Appellationen, Gegenvorstellungen und Gebühren sprechen. Sie kennen die Welt, aber leider nur von ihrer schlimmsten und unvollkommensten Seite: die Natur, ihr Keimen, ihre Entwicklung und ihre reichen Geschenke sind ihnen unbekannt. An ihrer Unwissenheit sind sie gewönlich selbst Ursache: sie ist freiwillig, und gründet sich auf die übertriebene Schäzung ihrer eigenen Talente und Geschicklichkeit. Der niedrigste Notar, der all sein

Wissen aufbietet, um seinem Gegner tausend unnüze Händel zu machen, hält sich mit seiner unseligen Wissenschaft doch für einen weit wichtigern Mann, als der Bauer ist, der Gottes freie Luft genießt, die Erde pflügt, zu rechter Zeit säet, und dessen Arbeit eine reiche Aerndte krönt. Wenn er zuweilen von dem ersten Menschen, den Patriarchen und ihrem ländlichen und landwirthschaftlichen Leben sprechen hört, so wundert er sich, wie man zu einer Zeit habe leben können, da man von Vollmachten, Präsidenten, Commissionen und andern dergleichen gesellschaftlichen Unvollkommenheiten nichts wußte. Er kanns nicht begreifen, wie man jemals Gerichtsstuben, Kanzlei, Archiv und Registratur entbehren konnte.

Ein römischer Kaiser konnte nicht so sanft und bequem, und gegen Wind, Regen, Staub und Sonue so gut gesichert, im Triumph aufziehen, als die Bewohner großer Städte sich in jede Gegend ihrer Stadt führen lassen. Welcher Unterschied zwischen ihren prächtigen Wägen und den Maulthieren ihrer Väter. Diese wußten noch nicht sich das Nöthige zu entziehen, um das Ueberflüssige zu haben, und eitlen Staat nüzlichern Dingen vorzuziehen. Sie brannten keine Wachskerzen, und wärmten sich nicht am Kaminfeuer. Wachs war nur beim Altar und bei Hofe gewöhnlich. Sie sezten sich nicht nach einer dreistündigen Mahlzeit in Wagen, um die

Dauung zu befördern, sondern, da ihnen nicht unbekannt war, daß der Mensch die Füße zum Gehen habe, so giengen sie. Die Kunst war noch nicht erfunden, zween Menschen vor eine Sänfte zu spannen. Ja viele obrigkeitliche Personen giengen so gut zu Fuß nach der Gerichtsstube, als August ehemals auf das Kapitol. Zinn glänzte auf Tafeln und Schenktischen, wie Eisen und Kupfer in der Küche: Gold und Silber war in der Kasse. Frauenzimmer ließen sich von armen Mädchen bedienen. Die Ausgabe richtete sich nach der Einnahme. Bediente, Equipage, Hausgeräthe, Tisch, Wohn und Lusthäuser, — alles war nach ihrem Stande und nach ihren Einkünften abgemessen. Sie beobachteten einen gewissen äusserlichen Unterschied, damit man nicht die Advocatenfrau für eine geheime Räthin, und den Bürger für einen Edelmann ansah. Sie dachten weder auf die Vergrößerung noch auf die Verschwendung ihres väterlichen Erbgutes, sondern sie suchten es zu erhalten, hinterließen es ihren Erben unverkürzt, und giengen so aus einem mäßigen Leben in einen ruhigen Tod über. Sie sagten nicht „die Zeiten sind schlecht, die Armuth ist groß, das Geld ist rar". Sie hatten weniger als wir, aber doch genug. Oekonomie und Genügsamkeit ersezte ihnen große Reichthümer. Mit einem Worte! Man war damals von der Wahrheit überzeugt, daß das,

was

was bei den Großen Glanz, Pracht und Herrlichkeit ist, bei einem Privatmanne Verschwendung, Thorheit und Unverstand sei.

Hofsitten.

Gewissermassen kann man einem Mann keinen rühmlichern Vorwurf machen als den: er ist kein Hofmann. Hierdurch allein gesteht man ihm fast alle Tugenden zu.

Der Hofmann beherrscht seine Bewegung, seinen Anzug und sein Gesicht: er ist unerforschlich und unergründlich: daß er beleidigt worden sei, läßt er nicht merken, er lacht seinen Feinden zu, thut seiner Empfindung Gewalt an, verbirgt alle seine Leidenschaften, verläugnet sein Herz, und spricht und handelt seiner Neigung entgegen: alle diese Hofränke machen zusammen nur ein Laster aus — Falschheit, die dem Hofmanne aber zuweilen zu seinem Glücke eben so hinderlich ist, als Offenheit, Truglosigkeit und Tugend.

Bei Hofe wird auch der Angesehenste, Eitelste, und Größte — klein: zum Glück ein Uebel, das Alle trift.

In der Ferne muß man den Hof betrachten, um ihn bewundernswürdig zu finden: in

der Nähe verliert er — wie ein perspectivisches Gemälde zu nah am Auge.

Es kostet Mühe, bis man sich daran gewöhnt, sein Leben im Vorzimmer, Schloßhof und auf der Stiege zuzubringen.

Der Hof ist wie ein Marmorgebäude — er besteht aus harten, aber ganz polirten Menschen.

Goldsticker und Zuckerbecker wären unnüz und überflüßig, wenn die Menschen mässig, bescheiden, und frei von Eitelkeit und Eigennuz wären: die Höfe wären dann öde, und die Könige ganz verlassen. Aber die Menschen wollen auf einer Seite Sklaven sein, um zur Beherrschung anderer Stof zu sammeln. Es scheint, die Angesehensten am Hofe bekommen die hohe Mine, Stolz und Herrschsucht aus der ersten Quelle im Großen, um sie in den Provinzen im Kleinen, und in einzelnen Portionen zu vertheilen: sie machens gerade, wie mans ihnen macht — wahre königliche Affen.

Nichts macht gewisse Höflinge häßlicher, als die Gegenwart des Fürsten. Kaum kann man sie noch an ihrem Gesicht erkennen, es ist verzerrt, und ihre Fassung ist hin. Die Stolzen und Trozigen trift das am meisten, weil diese Fehler hier vorzügliche Demüthigung empfinden. Ein rechtschaffener und bescheidener

Mann verliert hiebei nichts, er bleibt, wie er ist.

Norbert kommt mit großem Geräusch an. Er stößt jederman aus dem Wege, läßt sich Plaz machen, pocht an die Thüre und nennt seinen Namen. Jezt erst erholt man sich — er mag mit dem Volke hereinkommen.

Zuweilen kommen an Hof Aventuriers und dreiste Menschen, die ohne das Formale zu beobachten, sich mit größter Vertraulichkeit selbst introduciren. Sie versichern heilig, daß sie in ihrer Kunst alle die Vollkommenheiten besizen, die andern fehlen und man glaubt ihnen auf ihr Wort. Sie benuzen die Leichtgläubigkeit der Menschen, oder ihre Liebe zu allem, was neu ist, so gut sie können. Sie drängen sich durch die Menge, bis zu dem Fürsten. Er schenkt ihnen sein Ohr, und der Höfling ist glücklich, wenn man ihn nur noch anblickt. Doch währt das Glück des Aventuriers nicht lange. Mit vollem Beutel, aber vom Monarchen und allen Höflingen verachtet, entfernt er sich im stillen. Die Menschen, die sich von ihm betriegen ließen, werden leicht wieder die Beute eines andern Betriegers.

Wenn Hans von Haubold in die Gesellschaft kommt, so warte nicht darauf, daß er deinen Gruß erwidere — doch ja! — vielleicht blickt er aus seiner Höhe auf dich armen Erdenwurm herab, und versichert dich seines

hohen Wohlwollens durch ein paar abgebrochene Worte. Er giebt sich ein Air wie eine Dame, die die Welt durch Toilettenkniffe zu betriegen sucht, und kaum blickt er dich an, wenn er mit dir spricht. Sein Ton ist sehr erhaben, und der läßt dichs recht fühlen, wie tief du unter ihm stehst. Wenn er stehen bleibt, so umringt man ihn: er führt das Wort, präsidirt im Cirkel, und verharrt in dieser lächerlichen und nachgeäfften Größe so lange, bis ein Größerer darzwischen kommt, der ihm seine Krähenfedern ausrauft, und ihn zwingt, natürlich zu sein, wobei die Gesellschaft nichts verliert.

Jeder Hof braucht Menschen, die sich aufs Schmeicheln verstehen, sich beliebt machen können, gefällig sind, ihre Dienste dem Frauenzimmer widmen, für dessen Vergnügen sorgen, und seine Schwächen studiren. Sie schmeicheln ihren Leidenschaften, flüstern ihnen wizig sein sollende und das sittliche Gefühl beleidigende Bemerkungen ins Ohr, scherzen mit ihnen wegen ihrer Männer und Liebhaber, errathen ihren Verdruß, ihre Unpäßlichkeiten, und bestimmen die Zeit ihrer Niederkunft. Sie erfinden Moden, sinnen auf neue Mittel, den Luxus und Aufwand höher zu treiben, und entdecken den Frauenzimmern die sichersten Mittel, auf Kleinigkeiten, Hausgeräthe, und Kutschen und Pferde große Summen zu verwenden. An ihren eigenen Kleidern bewundert man Pracht

und sinnreiche Erfindung, und sie beziehen einen alten Pallast erst, wenn sie ihn nach dem neuesten Geschmack verschönert haben. Ihre Tafel ist delikat und mit Nachdenken angeordnet, und nichts, was der Luxus erzeugt hat, ist ihnen unbekannt. Ihr Glück haben sie sich selbst zu danken, und so viel Geschicklichkeit sie anwandten, es sich zu verschaffen, so viel wenden sie auch an, sich darinn zu erhalten. Sie sind stolz und höhnisch, meiden den Umgang mit ihres gleichen, und grüßen sie kaum. Sie reden, wo alle übrigen schweigen, und dringen sich an solche Orte, und zu einer solchen Stunde, wo die Großen sich nicht sehen lassen dürfen. Die leztern sind, ohngeachtet ihrer langen Dienste, der vielen Narben, die sie an ihrem Körper tragen, und ihrer ansenlichen Bedienungen und Würden, weder so zuversichtlich noch so frei. Solche Menschen sind die Lieblinge der größten Fürsten, haben an allen ihren Vergnügungen und festen Antheil, und kommen nie aus dem königlichen Pallaste, gerade als ob sie da zu Hause wären. Es scheint, sie können sich vervielfältigen, und wer an Hof kommt, sieht sie gewiß zuerst. Sie umarmen und werden umarmt; sie scherzen, lachen, sind froh und erzählen. Sie sind bequem, reich und vielen Menschen willkommen. Sie leihen Geld aus, und haben im Grunde nicht viel zu bedeuten.

Aber Cimon und Clitander sind wichtige Männer, ihnen liegen alle Staatsgeschäfte ob, und von ihnen fodert man davon Rechenschaft: der eine besorgt gewiß allein alle Landsachen, und der andere das Seewesen — so sollte man denken, wenn man ihr Wesen betrachtet. Wer sie ganz schildern wollte, müßte ihren Eifer, ihre Unruhe, ihre Neugierde, ihre rastlose Thätigkeit, ja selbst ihre Bewegung schildern können. Nie sah man sie ruhig, still oder sizen: ja, wer hat sie nur gehen sehen? Sie laufen eiligst, sprechen im Vorbeirennen, und fragen, ohne die Antwort abzuwarten. Sie gehen an keinen Ort, kommen auch von keinem her, sondern laufen nur hin und zurück. Man halte sie ja in ihrem raschen Gang nicht auf, sonst kommt ihre Maschine ins Unordnung. Man frage sie nichts, oder warte wenigstens, bis sie sich erholt und bedacht haben, daß sie müßig sind, sich lange aufhalten, und gar dahin mitgehen können, wo man sie hin führen will. Sie sind nicht Jupiters Trabanten, oder: sie sind nicht immer um den Fürsten, sondern nur seine Vorläufer und Herolde. Mit Ungestüm dringen sie unter die versammelten Höflinge, und was ihnen im Wege steht, läuft Gefahr umgerennt zu werden. Ihr Geschäfte ist gesehen, und wieder — wieder — wieder — gesehen zu werden, und nie gehen sie zu Bette, ohne diese wichtige, und dem Staate so nüzliche Pflicht

erfüllt zu haben. Uebrigens wissen sie alle unbedeutende Neuigkeiten aufs genaueste, und erzählen bei Hofe alles, was man nicht zu wissen braucht. Es fehlt ihnen kein Talent, um ein mittelmäßiges Glück zu machen. Sie sind aufgeweckt, und hurtig zu allem, was ihnen zuträglich zu sein scheint, kühn, leichtsinnig, übereilt und voll Einbildung. Beide sind vor den Wagen des Glücks gespannt, aber sie werden sich nie auf denselben schwingen.

Ein Hofmann, der keinen schönen Nahmen hat, muß sich hinter einem solchen verstecken. Dann kann er sagen, daß sein Nahme der berühmteste, und sein Haus das älteste sei, und dann kann er mit Herzogen und Churfürsten verwandt sein, von Kardinälen und Staatsräthen sprechen, und überall seiner väterlichen und mütterlichen Ahnen, Hermanns und der Kreuzzüge erwähnen, seine Zimmer mit Stammbäumen, Ahnentafeln, und den Gemälden seiner Vorfahren und ihrer Verwandten ausschmücken; er kann sich rühmen, daß er noch ein altes Schloß mit Thürmen, Schießscharten und trockenen Gräben habe; er kann bei jeder Gelegenheit sagen „mein Geschlecht, meine Linie, mein Nahme, mein Wapen", kann von jenem sagen, er sei nicht von Adel, und von dieser Dame, sie sei nicht Fräulein, und, wenn er hört, daß jemand das große Loos gewonnen habe, fragen, ist er von Adel? Einige können

zwar über diese Kindereien lachen, und sie als Beweise seiner Einfalt und Verstandesschwäche erzählen; aber, mögen sie doch lachen und reden, was bekümmerts ihn? Er bleibt doch dabei, daß er gleich nach dem regierenden Hause der Vornehmste sei, und wenn er's nur recht oft sagt, so wird man's ihm wohl zulezt glauben.

Ein Einfaltspinsel gesteht am Hofe sein bürgerliches Herkommen; der Kluge ist — Edelmann.

Das mächtige Triebrad bei Hofe, das alle in Bewegung sezt, ist — Eigennuz, und die Begierde sein Glück zu machen. Damit steht man auf, und damit legt man sich zu Bette. Denken, sprechen, schweigen und handeln hat darauf Bezug; deswegen redt man den einen an, und verachtet den andern, und nach dieser Richtschnur mißt man seine Bemühungen, seine Höfligkeit, seine Hochachtung, seine Gleichgültigkeit und Verachtung ab. Will auch einer aus Liebe zur Tugend gut und edel handeln, so wird er doch vom Ehrgeize dahin gerissen, und die bösen Beispiele verderben ihn. Wie kann man da unbeweglich bleiben, wo alles geht und sich bewegt? Wie kann man da stehen bleiben, wo andere laufen? Man glaubt sichs selbst schuldig zu sein, für seine Beförderung und sein Glück zu sorgen, denn wer am Hofe sein Glück nicht macht, wird für einen Menschen gehalten,

ders nicht würdig ist sein Glück zu machen, und dabei bleibts. Soll man den Hof verlassen, ohne Vortheil davon gezogen zu haben, oder soll man immer da bleiben, ohne nach Gnade und Belohnung zu trachten? Diese Frage ist so schwierig, verwickelt, und schwer zu entscheiden, daß schon viele Höflinge bei dieser Untersuchung alt wurden, und in ihren lezten Augenblicken noch nicht wußten, ob sie auf diese Frage mit Ja oder Nein antworten sollten.

Am Hofe giebts nichts prächtlichers und unnüzeres, als einen Menschen, der zu unserm Glücke nichts beitragen kann. Ich wundere mich, daß er sich daselbst noch zeigen darf.

Wer weit hinter sich einen Mann seines Alters und Standes erblickt, mit dem er zu gleicher Zeit an Hof kam, glaubt es seinem Verdienste schuldig zu sein, sich höher zu achten als den andern, der auf halbem Wege stehen blieb: — er hat's ganz vergessen, was er vor seiner Erhöhung von sich und seinen Vorgängern dachte.

Wenn der Günstling des Fürsten die Gelegenheit benuzt, und den guten Wind nicht ungebraucht vorbeistreichen läßt, wenn er mit Luchsaugen nach allen entledigten Bedienungen und Pfründen sieht, um sie bittet und sie erhält, und wenn er sich mit Besoldungen, Versicherungen und Anwartschaften versieht, so wirft man ihm seine Habsucht und seinen Geiz vor,

man sagt, alles seze ihn in Versuchung, alles sei ihm, den Seinigen und seinen Creaturen anständig, und mit all den Gnadenbezeugungen, mit denen er allein überhäuft worden sei, hätten viele Menschen glücklich gemacht werden können. — Aber wie sollte er's anders machen? Wenn ich bedenke — nicht was andere reden, sondern was sie unter ähnlichen Umständen thun würden, so finde ich, daß er gerade handelte, wie sie handeln würden.

Wer bei einer schicklichen Gelegenheit sein Glück macht, zieht sich das Mißfallen derer zu, die aller Wahrscheinlichkeit nach nie in die kritische Lage kommen dürften, aus ihrem Mittelstande herauszutreten, und sich diesen Vorwurf zuzuziehen. Könnte ein solcher Mißgünstiger sich nur Hofnung machen, dem Gegenstande seines Neides in seinem Glücke zu folgen, so würde er allmählich einsehen, daß die Sache sich wohl vertheidigen ließe, und er wäre behutsamer in seinem Urtheile, um sich nicht im Voraus zu verdammen.

Verlaß dich nicht auf den Fürspruch eines Hofmannes, und bedenke wohl, daß dieses Gebäude — zur Gründung deines Glücks erbaut — auf Sand ruht, und vom Winde umgeblasen wird. Einer meiner Freunde, der mir versprach, auf meine Beförderung bedacht zu sein, hat sein Versprechen ganz vergessen, ein anderer thuts, aber frostig genug, ein dritter spricht,

aus Unbedachtsamkeit und gegen seine Absicht, zu meinem Nachtheil, ein vierter mag nicht, und einem fünften fehlt es an Geschicklichkeit und Klugheit; allen fünfen aber ists kein wahrer Ernst mich glücklich zu sehen, um alles dazu beizutragen, was in ihren Kräften steht. Jeder von ihnen erinnert sich gar wohl noch, wie viel Mühe es ihn kostete, sein Glück zu machen, und welche Wege er dazu einschlagen mußte. Gerne würden die Herren sich anderer annehmen, wie man sich ehemals ihrer annahm, wenn nur nicht ihre erste und einzige Sorge wäre, da sie jezt ihr Glück gemacht haben, an sich selbst zu denken.

Die Höflinge wenden ihre Talente, ihre Geschicklichkeit und Verschlagenheit nicht zum Dienste und zur Unterstüzung ihrer Freunde an, sondern um Ausflüchte, Entschuldigungen, und das, was sie eine Unmöglichkeit nennen, zu ersinnen, und damit haben sie den Pflichten der Freundschaft und Erkenntlichkeit ein Genüge gethan.

Bei Hofe will keiner den Anfang machen, für einen Hülfsbedürftigen zu bitten, beistehen aber, und das beste zur Sache zu reden — o ja! das wollen sie alle. Das können sie aber auch sehr leicht versprechen, denn sie wissen zum voraus, daß keiner den Anfang machen wird. — Dieß heißt dem Hülfsbedürftigen auf eine feine

Art sein Ansehen, seine Unterstüzung und seine Vermittelung versagen.

Folbert ist ein Mann, der Verdienste zu schäzen weiß. Dein Fleiß und deine Geschicklichkeit sind ihm nicht unbekannt, deswegen schäzt er dich auch so sehr, und erdrückt dich fast mit seinen Umarmungen — wenn du auf sein Zimmer kommst. Aber du fragst mich, wie das komme, daß er dich bei Hofe, in der Kirche, und an andern öffentlichen Orten, gar nicht kennen wolle, und deinem Anblicke ausweiche? — Lieber Freund, darüber wundere dich nicht, nur wenige Höflinge — Männer von eigener Größe und Selbstständigkeit — können es wagen, einen verdienstvollen Mann, der dem Glücke nicht im Schooße sizt, vor den Augen der Welt zu ehren.

Ich sehe einen Mann, den alle umringen, dem alle folgen —

er steht in einem ansenlichen Amte;

Ich sehe einen andern, den alle anreden —

er steht in Gnaden;

Jener wird sogar von den Großen umarmt und geliebkoßt —

er ist reich;

Diesen betrachten alle mit neugierigen Augen und weisen mit Fingern auf ihn —

er ist gelehrt;

Ich sehe einen, den jeder grüßt —
er ist ein Schurke.

Vergebens suche ich einen redlichen Mann, redlich, und nichts weiter, um den man sich drängt.

Kaum hat man einem Manne ein wichtiges Amt anvertrauet, so überschwemmet ein Strohm von Lobsprüchen Hof, Stadt und Land. In der Kirche, auf der Stiege, im Zimmer, auf der Gallerie, überall stimmt man in sein Lob ein, und zwar alle aus einem Tone. Neid und Eifersucht führen die Sprache der Schmeichelei, und alle sagen einmüthig von dem Manne, was sie von ihm denken, oder nicht denken. Ein verständiger, verdienstvoller oder beherzter Mann wird in einem Augenblicke ein Genie der ersten Größe, ein Held, ein Halbgott. Wer ihn schildert, schmeichelt ihm so unverschämt, daß er in Vergleichung mit dieser Schilderung ungestaltet wird, und nie sich so hoch schwingen kann, als ihn diese niederträchtigen, kriechenden Seelen erheben. Er muß selbst über seinen Ruhm erröthen. Kaum wankt er aber in seinem Posten, so wird jedermann sogleich anderer Meinung, und fällt er gänzlich, so sind eben die Maschinen, die ihn durch Lob und Beifall so hoch hinaufgetrieben haben, bereit, ihn in die äußerste Verachtung zu stürzen. Wer vorher mit dem feurigsten Enthusiasmus

seine Parthie nahm, verachtet und tadelt ihn jezt am meisten.

Es scheint mir leichter zu sein, sich auf einen hohen Posten zu schwingen, als sich darauf zu erhalten.

Will man bei Hofe eines Mannes gerne los sein, so wird man entweder über ihn böse, oder, noch besser! man richtets so ein, daß er über uns böse werden muß.

Aus zwei Gründen spricht man bei Hofe von einem Gutes; pro primo, daß er's wisse, wie gut man von ihm gesprochen, pro secundo, daß er unserm Beispiel folge, und das nemliche thue.

Du bist ein rechtschaffener Mann, du buhlst nicht um die Gunst des Favoriten, sondern dienst deinem Herrn treu, und die Erfüllung deiner Pflichten ist deine einzige Sorge. — Freund, du wirst dein Glück nie machen.

Adelsberg sucht längst um ein anderes Amt an. Er bewirbt und bemüht sich auf alle ersinnliche Weise, es will aber nicht gelingen. Endlich trift er den rechten Mann, und in der rechten Stunde, und nun fehlts nicht mehr, das Amt wird ihm in Gnaden ertheilt. Aber hört, wie Adelsberg jezt von der Sache spricht: „Auf eine solche Art ist noch nicht leicht jemand zu einem Amte gekommen, es fiel mir gar nicht bei darum anzusuchen, ich war auch wirklich damals mit ganz andern Dingen be-

schäftigt" — Possen, leeres Geschwäze, mit dem man höchstens noch Kinder täuschen kann.

Mit allen ersinnlichen Kunstgriffen bewirbt man sich um eine angesehene Stelle. Man sezt alle Triebfedern in Bewegung, alle Maasregeln sind genommen, und man wird nach Wunsch bedient werden. Die einen müssen den Antrag thun, und die andern ihn unterstüzen. Das Zündpulver ist schon gestreut, und die Miene soll eben gesprengt werden — Dann ist's Zeit, daß man sich vom Hofe entfernt. Wer hätte nur vermuthen sollen, Artemon wolle Hofmarschall werden, und doch beruft man ihn eben von seinem Landgute zu dieser Stelle? Grobe Kunstgriffe! abgenuzte Ränke! deren sich die Höflinge schon so oft bedient haben, daß man das Publikum noch eher täuschen könnte, wenn man unter den Augen des Fürsten bliebe, um eine Gnadenbezeugung von ihm zu empfangen, nach der man so eifrig strebte.

Oft möchte man fragen, warum hat doch der Mann das Amt erhalten? — Das kann man sich wirklich gar nicht erklären. Hat ers aber nicht erhalten, so wird man gewiß nicht fragen.

Es ist eine Unhöflichkeit, etwas auf eine unanständige Art zu geben. Das Geben selbst ist doch das schwerste, warum sollte es nicht mit einem freundlichen Gesicht geschehen können? — Doch muß man gestehen, daß ge-

wisse Menschen mit mehr Anstand eine Bitte verweigern, als andere sie gewähren. Wer sich erst lange bitten läßt, bis man eine Gabe aus ihm herauszwingt, und wer sie noch mit einer verdrüßlichen Mine und unangenehmen Bedingungen giebt, von dem sagt man, man würde es für eine größere Gnade halten, wenn er einen mit der Ehre verschonen wollte, etwas von ihm zu empfangen.

Es giebt an den Höfen Menschen, die, des Gewinnes wegen, nach allen Aemtern trachten. Militairische, bürgerliche, geistliche Bedienungen — alle schicken sich für sie. Ihr Stand schließt sie von keiner dieser Bedienungen aus; sie sind Amphibien, und leben vom Altar, vom Degen und von der Feder. Fragt man, was diese Leute bey Hofe machen? Sie nehmen und beneiden diejenigen, denen etwas gegeben wird.

Hamberg ist schon zehen Jahre bei Hofe, und sein einziges Geschäfte ist, alle zu umarmen und an sein gefühlvolles Herz zu drücken, denen er zu ihrem neuen Amte zu gratuliren das Glück hat. Aber er erlebt's nicht, daß man ihm zu einem Amte gratulirt. Er gehört zu den vielen, die sich zu Tode supplizíren.

Man kann auf zween Wegen zu Ehrenstellen gelangen, auf der Landstrasse und einem Schlupfwege — der lezte ist kürzer. Ob erlaubt? — Sonderbare Frage.

Alles

Alles rennt, stellt sich in Reihen und guckt aus dem Fenster, um den Unglücklichen, der zum Tode geführt wird, seine Gesichtszüge und sein Bezeugen zu betrachten. Niedrige, bösartige, unmenschliche Neugierde! Wären die Menschen weise, so wären die Strassen bei solchen Gelegenheiten leer, und sie würden es für unanständig und schimpflich halten, bei solchen traurigen Auftritten einen Zuschauer abzugeben. Willst du für deine Neugierde eine Nahrung haben, so lenke sie auf einen edlern Gegenstand. Sieh den Glücklichen, sieh ihn an dem Tage, da er zu einer neuen Ehrenstelle ist erhoben worden, und deswegen die Glückwünsche annimmt. Lies in seinen Augen, und bemerke, wie zufrieden und vergnügt er, troz seiner äußern Ruhe und Bescheidenheit, ist: sieh, welche Heiterkeit die Erfüllung seiner Wünsche über sein ganzes Wesen verbreitet, wie er nur daran denkt, seines Lebens und seiner Gesundheit zu genießen, wie er seine Freude nicht mehr bergen kann, wie er sich unter der Last seines Glücks beugt, und wie kaltsinnig und ernsthaft er die anblickt, die nicht mehr seines gleichen sind; er antwortet ihnen nicht, er sieht sie nicht. Die Großen umarmen ihn und begegnen ihm freundlich, und das vollendet seine Freude; er kann sich nicht mehr fassen. Du willst glücklich sein, du strebst nach Ehrenstellen: lerne an sei-

nem Beispiele, auf wie viele Abwege du gerathen könntest.

Theonas, seit dreissig Jahren Abt, wurde es müde, länger Abt zu sein. Man kann nicht so eifrig und ungeduldig nach dem Purpur streben, als er nach einem Bisthume strebte. Da aber ein Fest nach dem andern vorbeigieng, und gar keine Beförderung erfolgte, so wurde er mit der Zeit unzufrieden, er fand den Staat schlecht verwaltet, und prophezeite nichts Gutes. Er sah wohl ein, daß am Hofe Verdienste der Beförderung im Wege stehen, und deswegen beschlos er, die Prälatur zu verlassen — aber plözlich meldet man ihm, daß er zum Bischof ernannt worden sei. Voll Freude und neuer Hofnung über diese unerwartete Neuigkeit sagt er: Sie werden sehen, daß es dabei nicht bleibt, man wird mich gewiß noch zum Erzbischof machen.

Die Jugend des Prinzen ist für manchen die Quelle eines großen Glücks.

Timant blieb zwar immer der nemliche, aber sein Verdienst, das der Hof ehemals fürstlich belohnte, wurde doch zulezt in den Augen der Höflinge altväterisch. Sie wurdens müde, ihn hochzuachten, sie grüßten ihn kalt, blickten ihn nicht mehr so freundlich an, gesellten sich nicht mehr zu ihm, umarmten ihn nicht mehr, und zogen ihn nicht mehr auf die Seite, um ihm etwas gleichgültiges ins Ohr zu raunen,

sie hatten ihm nichts mehr zu sagen. Es war hohe Zeit, daß ihm der Fürst eine neue Pension ertheilte, damit seine halbverloschenen Tugenden in dem Gedächtnisse der Höflinge wieder aufgefrischt wurden. Nun schäzen sie ihn wieder wie ehemals, auch wohl noch mehr.

Wie viel Freunde und Verwandte blühen dem neuen Minister nicht in einer Nacht! Die einen suchen ihre ehemalige Verbindung, ihre Schulkameradschaft, und die Rechte der Nachbarschaft gültig zu machen, und die andern blättern ihre Geschlechtsregister durch, steigen bis zum Urältervater hinauf, rechnen die väterlichen und mütterlichen Ahnen und Vorfahren zusammen, wollen durchaus mit diesem Manne verwandt sein, und versichern wohl zehenmal des Tages, daß sie es sind. Gerne würden sie in die Zeitungen sezen lassen: er ist mein Freund, seine Erhöhung freut mich ungemein, und ich muß daran Antheil nehmen, denn ich bin ziemlich nahe mit ihm verwandt. Eitle, niederträchtige Freunde der Glücklichen! Fade Höflinge! Spracht ihr vor acht Tagen auch so? Ist er seit acht Tagen rechtschaffener, und der Wahl des Fürsten würdiger? Mußtet ihr erst diesen Umstand abwarten, um ihn besser kennen zu lernen?

Zock sagt: ich speiste gestern bei dem geheimen Staatsrathe von Besbock, und heute hat mich der Finanzrath vom Eubel zu Tische ge-

beten — er wiederholt es, führt bei jeder Kleinigkeit diesen Minister, und jenen Hofrath an, und versichert, daß ihn der Präsident selbst gefragt, und er dem Präsidenten geantwortet habe : : : : : Eben erfährt er, daß sein Held, der Präsident, plözlich gestorben sei, nun rennt er aus dem Hause, versammelt das Volk um sich her, klagt den Verstorbenen an, tadelt seine Aufführung, spricht ihm alle Fähigkeiten, auch in Sachen, wo sie ihm jedermann zugestanden hatte, ab, und läßt ihm nicht einmal den Ruhm eines strengen und arbeitsamen Mannes. — Niedrige Seele, glaubst du dich dadurch bei dem Vicepräsidenten, der des Verstorbenen Feind war, in Gunst zu sezen?

Verlange von dem neuen Höflinge, der im Stillen sein Glück machen will, keine Aufrichtigkeit, Offenherzigkeit, Billigkeit, Dienstfertigkeit, Wohlwollen und Edelmuth mehr. Kennst du ihn noch an seinem Gesicht und an seinen Reden? Er nennt nichts mehr bei seinem rechten Nahmen, und für ihn giebts keine Schurken, Betrüger, Thoren und unverschämte Menschen mehr. Wie sollte er's auch wagen, den Schurken einen Schurken zu nennen; könnte nicht gerade der ihm an seinem Glücke hinderlich sein? Er denkt von Niemand gut, aber er sagt es nicht, und ob er gleich nur für sein Glück sorgt, so will er doch andere überreden, er sorge auch für das ihrige, damit sie ihm beistehen, oder

zum wenigsten nicht zuwider handeln. Er will nicht allein heucheln, andere sollen's auch; die Wahrheit beleidigt sein Ohr; kalt und gleichgültig hört er die Bemerkungen an, die man über den Hof und die Höflinge macht: bloß weil er sie angehört hat, hält er sich für mitschuldig. Er ist ein Tirann der Gesellschaft, und ein Märtyrer seines Ehrgeizes. Er giebt auf alle seine Reden und sein ganzes Betragen genau Achtung, sein Scherz ist frostig, sein Lachen gezwungen, seine Schmeicheleien sind geheuchelt, seine Reden abgebrochen, und oft ist er zerstreut. Wenn ein angesehener Mann spricht oder handelt, so überhäuft er ihn mit Lob, aber gegen andere ist er so trocken wie ein Schwindsüchtiger. Er hat ein eigenes Complimentenverzeichniß, und er richtet sich darinn ganz genau nach dem Stande und der Würde der Personen, die ihn besuchen, oder denen er seine Aufwartung macht, und wer sich mit Worten und Complimenten begnügt, kann vollkommen mit ihm zufrieden sein. Er strebt nach Gönnern und Creaturen, ist Vermittler, Vertrauter und Unterhändler, will herrschen, erkundigt sich ganz genau um alle Hofsitten und Hofränke, weiß wo man sich hinstellen muß um gesehen zu werden, und verstehts meisterlich, dich mit der feurigsten Freundschaft zu umarmen, an deinem Glücke Theil zu nehmen, und dir tausend Fragen wegen deiner Gesundheit und

deiner Geschäfte vorzulegen. Während du ihm antworten willst, verliert sich seine Neugierde, er unterbricht dich, und fängt von etwas andern zu reden an, oder es kommt ein anderer darzwischen, mit dem er aus einem ganz andern Tone spricht. Kaum hast du seine Gratulation ganz angehört, so condolirt er dem andern; mit dem einen Auge lacht, und mit dem andern weint er. Zuweilen richtet er sich nach den Ministern und dem Favoriten, und spricht in öffentlichen Gesellschaften von unbedeutenden Dingen, von Wind und Wetter, hält aber Sachen von Wichtigkeit sehr geheim, und spricht mit einer bedenklichen, geheimnißvollen Mine davon, sie mögen ihm bekannt sein oder nicht.

Es giebt ein Volk, bei dem die Freude sichtbar, aber gezwungen, der Kummer verborgen, aber wirklich ist. Wer sollte glauben, daß dieses Volk, das so begierig dem Theater, Schmausereien, der Jagd, Bällen und allen andern Lustbarkeiten nachrennt, von Sorge, Furcht, Hofnung, und andern mächtigen Leidenschaften innerlich gefoltert und verzehrt werde?

Das Hofleben ist ein ernsthaftes und düsteres Spiel, das Anstrengung erfordert: man muß seine Batterien in Ordnung stellen, einen Anschlag machen, ihm folgen, und dem Anschlage seines Gegners ausbeugen, auch zuweilen etwas wagen und eigensinnig sein, aber mit all

dieser Vorsicht wird man doch schach, und wohl gar matt. Oft wird ein Bauer Königin, und gewinnt das Spiel. Der Geschickteste oder Glücklichste trägt den Sieg davon.

Der Edelmann lebt auf seinem Gute frei, aber ohne einen Patron: am Hofe, unter Schuz, aber als Sklave. — Welches ist besser?

Vomberg schlief auf seinem Landgute, in einer alten Hütte, und in einem schlechten Bette. Ihm träumte, er sähe den König, spräche mit ihm, und wäre darüber sehr froh. Er erwachte und war traurig. Er erzählte seinen Traum, und bemerkte dabei, wie sonderbar und unwahrscheinlich doch oft Träume wären. Vomberg kam nach einiger Zeit an Hof, sah den König, sprach ihn, und — mehr als ihm träumte — wurde sein Liebling.

An einer Uhr sind Räder, Federn und Bewegung verborgen. Man sieht nur den Zeiger, der unvermerkt fortrückt und seinen Lauf vollendet. Dieß Bild ist einem Höflinge um so ähnlicher, da auch er nach langem Laufen sich oft wieder auf dem Punkt befindet, von dem er ausgieng.

Tausend unbekannte Menschen dringen sich hinzu, um vom Fürsten gesehen zu werden, der sie doch unmöglich alle sehen kann: aber wie viel Unglückliche macht er, wenn er heute, morgen und übermorgen nur die nemlichen sieht.

Man spricht von einem Lande *), wo Greise galant, artig und gesittet, Jünglinge aber hart, wild, ungesittet und unhöflich sind. Wahre Liebe ist ihnen unbekannt, und sie ziehen ihr Gastmäler, Schmausereien und lächerliche Liebesverbindungen vor. Den halten sie für nüchtern und mäßig, der sich nicht im Wein berauscht: sie lieben ihn nicht mehr, weil sie ihn gar zu unmässig genossen haben. Sie suchen ihren eklen Gaumen durch die stärksten abgezogenen Wasser zu reizen, und bald werden sie Scheidwasser trinken müssen. Die Frauenzimmer dieses Landes befördern die Abnahme ihrer Schönheit durch eben die Künsteleien, durch die sie schöner zu werden glauben. Sie malen Lippen, Wangen und Augbraunen, und stellen sie nebst dem Halse, den Ohren und Augbraunen zur Schau aus, als ob sie befürchteten, den Ort zu verbergen, durch den sie gefallen könnten, und als ob man nicht genug von ihnen sähe. Die Bewohner dieses Landes haben eine verwirrte Physionomie, und ihren Kopf hüllen sie in einen Wald von fremden Haaren, die sie den natürlichen vorziehen. Uebrigens haben sie ihren Gott und ihren König. Die Vornehmsten aus dem Volke versammeln sich alle Tage zu einer bestimmten Stunde in einem Tem-

*) Nur gewisser Leser wegen sage ich, daß dieses Land -- der Hof ist. Die andern werden es wohl schon von selbst wissen.

Der Uebers.

pel, den sie Kirche nennen. Am Ende des Tempels steht ein ihrem Gott geweihter Altar, wo ein Priester die Geheimnisse feiert, die sie ehrwürdig, heilig und furchtbar nennen. Sie stellen sich an den Fuß des Altars, kehren dem Priester und den heiligen Geheimnissen den Rücken zu, und blicken zu ihrem Könige hin, der in einem Bethstuhle kniet, und dem sie ihr ganzes Herz zu weihen scheinen. Man bemerkt bei dieser Gewohnheit eine Art Subordination, denn das Volk scheint den Fürsten, und der Fürst Gott anzubethen. Die Leute nennen dieses Land * * * Es liegt unter dem vierzigsten Grad der Polshöhe, und ist über eilfhundert Meilen von dem Meere der Irokesen und Huronen entfernt.

Schwache Geschöpfe! Ein Großer sagt von eurem Freunde Timagen, er sei dumm, aber er irrt; es ist nicht nöthig, daß ihr ihm das sagt, aber seid doch beherzt genug, auch in Zukunft zu denken, daß er klug und nicht dumm sei. Eben so spricht er dem Iphicrat ein gutes Herz ab, und doch überraschtest du ihn jüngst bei einer edlen That; — brauchst sie ihm nicht zu erzählen, wenn du nur von jezt an nicht vergißt, daß er sie verrichtete.

Wer kann mit dem Könige sprechen? — Hier endet sich vielleicht die Klugheit und Verschlagenheit des Höflings. Ein unbedachtsames Wort — der Fürst hörts, merkts, und

vergiß'ts nicht; es ist unmöglich, es wieder zurück zu bekommen. Alle Mühe und Geschicklichkeit, die man anwendet, es zu erklären oder zu schwächen, dient oft zu weiter nichts, als es dem Gedächtniß des Fürsten noch fester und unauslöschlicher einzuprägen. Wenn man sich nur selbst dadurch geschadet hat, das aber nicht so leicht zu geschehen pflegt, so mag man für seinen Leichtsinn büssen, und sich's zu künftiger Vorsicht merken: aber wenn man einem andern dadurch geschadet hat, wie niederschlagend, wie peinigend für einen rechtschaffenen Mann! Giebts eine sicherere Regel, diesem Uebel vorzubeugen, als die: Sprich mit dem Fürsten von der Person, den Schriften, Handlungen, Sitten, und der Aufführung anderer, wenigstens eben so bedächtig, vorsichtig und behutsam, als von dir selbst,

Man hat eine gewisse Zahl bestimmter Ausdrücke, die man wie in einem Magazin holt, und deren man sich bedient, um einander bei verschiedenen Vorfällen Glück zu wünschen. Man mag sie auch mit aller möglichen Frostigkeit und sichtbaren Zwang geben und annehmen, so darf man sie doch nicht unterlassen, weil sie wenigstens ein Bild des edelsten Geschenks des Himmels — der Freundschaft sind, von der die Menschen wenigstens den Schein annehmen, da sie rein und unverfälscht so selten ist.

Mit fünf oder sechs aufgefangenen Kunstausdrücken giebt man sich für einen Kenner der Tonkunst, Malerei, Baukunst und einer leckerhaften Tafel aus: man glaubt am hören, sehen und kosten mehr Vergnügen zu finden als andere: man betrügt damit seinesgleichen und sich selbst.

Bei Hofe giebts immer Menschen, die Verstandesschwäche und Mangel an Verdienst durch Weltkenntniß, Feinheit im Umgange und ihr Glück ersezen. Mit Anstand besuchen und verlassen sie Gesellschaften, und hier können sie nie in Verdrüßlichkeiten verwickelt werden, denn sie lassen sich nicht zu weit in ein Gespräch ein. Sie gefallen, weil sie still sind, und man hält sie für wichtige Menschen, weil sie nur hin und wider einsilbige Worte von sich hören lassen. Sie speisen andere mit Minen, Kopfschütteln oder einem vielbedeutenden Lächeln ab. Sie sind nicht zween Zoll tief: — sobald man sie ergründen will, findet man Toffstein.

Zuweilen überrascht die Gunst des Fürsten einen Höfling so sehr, daß er sich zuerst darüber wundert und erstaunt, bei genauerer Ueberlegung aber doch findet, daß er seines Glückes würdig ist. Da er überzeugt ist, daß Glück und Dummheit nie beisammen sein können, und daß man ohnmöglich glücklich und ein Pinsel sein kann, so hält er sich für weise, und wage es — nein! er spricht ganz zuversichtlich und

entscheidend bei jeder Gelegenheit über alle Gegenstände, die vorkommen, ohne im geringsten darauf zu achten, mit wem er spricht. Brauch' ich noch hinzu zu sezen, daß man überall über ihn erschrickt, und daß sein läppisches und abgeschmacktes Gewäsche auch den toleranteſten Gesellschafter ermüdet? Wer zu seinem ungefehren Glücke etwas beitrug, hat von seinem Betragen nichts als Schimpf und Schande.

Stehst du in Gnaden, so sind alle deine Wege gut, du begehst keinen Fehler, und alle deine Wege führen zum Ziel. Ohne dies ist alles fehlerhaft, unnüz, und du verirrst auf jedem Wege.

Mit deinen treflichen Talenten, Aristid, deiner Gelehrsamkeit, erprobten Rechtschaffenheit und deinen großen Verdiensten kannst du bei Hofe unmöglich in Ungnade fallen. Man wird dich schäzen — so lange man deiner nöthig hat.

Wenn der Liebling des Fürsten mich in seinem Vorzimmer nicht mehr so lange, als sonst, warten läßt, wenn er offener ist, die Stirne nicht so oft runzelt, mich geduldig anhört, und eine Strecke weiter, als sonst, begleitet, so denke ich, daß er anfängt zu fallen, und ich irre nicht.

Straton ist unter einem zweifachen Gestirn geboren: er ist glücklich und ungülcklich im nemlichen Grade. Sein Leben ist ein Roman: —

doch nein! dazu fehlt es ihm an Wahrscheinlichkeit. Alles, was ihm geschah, waren Träume — aber man kann nicht einmal so träumen. Niemand hat den Eigensinn des Schicksals mehr erfahren als er. Reichthum und Dürftigkeit sind ihm bekannt. Er glänzte, litte, lebte unbekannt — alles hat er erfahren. Er schwung sich durch Tugenden empor, die er zu besizen in allem Ernste versicherte. Er sagte von sich selbst: ich habe Verstand, ich habe Muth, und alle sagten ihm nach: er hat Verstand, er hat Muth. Er machte den Höflingen in seinem Glück und Unglück zu schaffen, und sie sagten vielleicht zu viel Gutes, und zu viel Böses von ihm. Er war liebenswürdig, artig, ein Mann von seltenen wunderbaren Talenten, ein Held, und dann wieder das Gegentheil von alle dem. Ein zweideutiger, vermischter und verwickelter Charakter, ein Räthsel, und eine unentschiedene Frage.

In hundert Jahren wird die Welt noch sein, wie sie jezt ist, der nemliche Schauplaz, die nemlichen Decorationen, nur die Akteurs sind dann nicht mehr. Alle, die sich jezt über eine empfangene Gnade freuen, oder über eine verweigerte Bitte betrüben und verzweifeln, werden abgetreten sein. Aber schon treten andere Personen auf, die in eben dem Stück die nemlichen Rollen spielen werden. Auch sie werden verschwinden, und die noch nicht sind, werden

einmal nicht mehr sein. Neue Schauspieler haben ihren Plaz eingenommen. Kann man sich wohl auf einen Schauspieler verlassen? —

Ein vernünftiger, gesunder Mann holt am Hofe Liebe zur Einsamkeit und zu einem ruhigen Leben.

Vom persönlichen Verdienste.

Wer muß nicht bei den seltensten Talenten und dem ausgebreitetsten Verdienste von seiner Entbehrlichkeit und Unnüzlichkeit überzeugt werden, wenn er bedenkt, daß der Tod ihn Menschen entreißt, die seinen Verlust nicht fühlen, und wo der Subjekte so viele sind, die ihn ersezen wollen?

Vielen Menschen giebt nur ihr Nahme einen Werth. In der Nähe sind sie weniger als nichts, in der Ferne aber blenden sie.

Wie viel große, erhabene Genie's starben, — und man spricht nicht von ihnen: wie viele leben noch, und Niemand denkt an sie, wird's auch nie thun.

Unaussprechlich viel Mühe kostet es einem Manne, blos durch sein Verdienst aus der Dunkelheit bis zur Bekanntschaft des mit Aemtern bekleideten Ignoranten zu dringen, wenn

er nicht Cabalen spielen und Herolde seiner Verdienste aufstellen will.

Fast niemand wird das Verdienst des andern von selbst gewahr.

Die Menschen sind zu sehr mit sich selbst beschäftiget, als daß sie Muße haben sollten andere zu erforschen und kennen zu lernen: deswegen kann man mit großem Verdienste, und noch größerer Bescheidenheit lange unbekannt bleiben.

Es giebt mehr Handwerkszeug als Handwerksleute, und unter den lezten mehr schlechte als vortrefliche. Was denkt man von dem, der mit der Säge hobeln, und mit dem Hobel sägen will?

Es giebt kein mühsameres Geschäfte, als sich einen großen Nahmen machen. Kaum hat man den Grund dazu gelegt, so ist man schon am Ende seines Lebens.

Egisipp hält um eine Bedienung an, aber wo soll man ihn anstellen, bei der Kammer oder bei der Armee? Es ist einerlei, wenn es nur viel einträgt, denn er kann eben so gut mit Geld umgehen und eine Rechnung führen als das Gewehr tragen. Er ist zu allem geschickt, sagen seine Freunde, und das heißt immer, er versteht ein Geschäfte so wenig als das andere, oder er versteht keines. Solche Menschen rennen in ihrer Jugend nur dem Vergnügen nach, und meinen dann bei mehrern Jahren, wenn sie sich durch Trägheit oder Wol-

lust verdorben haben, ihre Unbrauchbarkeit oder Armuth sei ein hinreichender Grund, daß sich der Staat ihrer annehme und ihnen ein Amt gebe. Selten machen sie sich die sehr wichtige Lehre zu nuz, daß der Jüngling sich durch unausgesezten Fleiß solche Kenntnisse erwerben müsse, die ihn dem Staate unentbehrlich und zu einem Theil machen, ohne den das Ganze nicht bestehen kann.

Willst du dich emporschwingen, so thu'es durch deine eigenen Talente; an denen andere nicht den geringsten Antheil haben, oder thu darauf ganz Verzicht. — Dieß ist eine unschäzbare Maxime, deren Befolgung im gemeinen Leben von den größten und besten Folgen sein könnte. Sie macht die Schwachen, die Tugendhaften und die Weisen zu Herren ihres Glücks und ihrer Ruhe, ist aber den Großen gar nicht zuträglich, denn sie würde die Zahl ihrer Untergebenen, oder vielmehr ihrer Sklaven sehr verringern. Ihr Stolz und ihr Ansehen würde dadurch sehr heruntergesezt, und sie müßten sich beinahe nur mit ihrer leckerhaften Tafel und mit ihrem glänzenden Aufzuge begnügen. Man würde sie nicht mehr deh- und wehmüthig bitten, nicht mehr Stundenlang vor ihrem Zimmer stehen, sie dürften nicht mehr versprechen und nicht halten, und wie viel Vergnügen würde ihnen nicht dadurch entzogen? Sie könnten nicht mehr ihrem Eigensinne

sinne folgen, den Dummkopf emporheben und den verdienstvollen Mann, wenn sie ihn von ohngefehr kennen lernten, unterdrücken, und überhaupt wären dann Cabalen, listige Ränke, Niederträchtigkeit, Schmeichelei und Betrügerei vom Hofe verbannt, und er wäre eine Schaubühne, wo die Klugen nur die Zuschauer wären. Dann würden die verschiedenen Stände der Menschen gehörig gewürdigt, auf ihrem Gesichte würde sich Heiterkeit verbreiten, und sie würden die edle Freiheit mehr kennen. Ihre natürlichen Talente würden dadurch erweckt, und sie würden an Fleiß, Geschicklichkeit, Tugend und Ruhmbegierde wetteifern. Aus niederträchtigen, unruhigen, unnüzen und dem Staate lästigen Höflingen würden kluge Oekonomen oder weise Hausväter, gerechte Richter oder große Feldherren, Redner oder Philosophen, die ihren Kindern zwar weniger Geld, aber desto nachahmungswürdigere Beispiele hinterlassen würden.

Edelberg, ein unermüdeter, eifriger Minister, dem das Wohl auch des lezten Unterthanen am Herzen liegt, der für alle sorgt, alle unterstüzt — lebt in Armuth, denn es thut ihm zu wehe, wenn er den Dürftigen ungetröstet von sich lassen soll, und dadurch ist er zwar ein Vater der Armen, aber — nicht reich geworden. Lange schon wollte er seinen Fürsten um Erhöhung seiner geringen Besoldung bitten, um sei=

nen Kindern eine anständige Erziehung geben zu können. Da aber seine Bescheidenheit seinen Verdiensten die Wage hält, so erlaubt er sich nicht zu denken, daß er seinem Fürsten das geringste Vergnügen mache, wenn er ihm alle Augenblicke entgegenkommt und sich ihm überall zeigt. Vielmehr glaubt er ihm beschwerlich zu fallen, und alle Gründe, die ihm Gewohnheit und Schuldigkeit an die Hand geben, können ihn kaum bewegen, sich ihm je und je zu zeigen. Dagegen mag sich der Stolze gerne vor dem Fürsten sehen lassen, und er zeigt sich ihm mit desto größerer Zuversicht, da er sich gar nicht einbilden kann, daß der Fürst nicht eben so vortheilhaft von ihm denken sollte, als er selbst von sich denkt. Er wird deswegen auch gewönlich eher mit Wohlthaten überhäuft, ehe der edle, aber bescheidene Edelberg so viel bekommt, daß er auch in Zukunft der Vater der Armen, und der Erzieher seiner Kinder sein kann.

Bescheidenheit ist dem Verdienste, was der Schatten dem Gemälde ist: sie giebt ihm die rechte Stärke und Schönheit.

Ein ganz simpler Anzug ist für den gemeinen Mann anständig, und kleidet ihm gut, aber den Mann, in dessen Leben große, edle Thaten glänzen, ziert er, so wie schöne Frauenzimmer ein vernachläßigter Puz noch reizender macht.

Frizberg hat jüngst eine offenbare Ungerechtigkeit bestraft, und zur Abschaffung eines schändlichen Mißbrauches, auf den ihn ein Edler aus dem Volke aufmerksam gemacht hatte, etwas beigetragen, und nun ist er ganz, und in allen Stücken mit sich zufrieden, und möchte gern andere fühlen lassen, was er für ein großer wichtiger Mann sei — doch nein! es fällt ihm bei, daß Bescheidenheit die Tugend aller g r o s s e n Männer sei, deswegen ist er auch bescheiden, und ahmt das Einfache und Natürliche nach. Er kommt mir vor, wie ein Männchen, winzig von Körper, das sich bückt, wenn es durch eine hohe Thüre geht — um nicht anzustossen.

Ihr Sohn stammelt, Sie werden also keinen Redner aus ihm machen. Ihre Tochter liebt die Welt, Sie werden sie also nicht wie eine Vestalin einschließen. Ihr Freigelassener, Xantus, ist zaghaft und furchtsam, nehmen Sie ihn also doch wieder von den Soldaten. Ich will ihm forthelfen, sagen Sie. Gut! Ueberhäufen Sie ihn mit Schäzen, Gütern, Würden, und Ehrenstellen, bedienen Sie sich der Zeit, wir leben in einem Jahrhundert, wo ihm Reichthum und Titel mehr Ehre bringen als Tugend. Aber Sie glauben im Ernst, das werde Ihnen zu viel kosten? Wissen Sie nicht, daß Sie nur einen Tropfen Wasser aus der Tyber schöpfen? um Xantus, ihren Liebling, zum reichen Mann

zu machen; und den schimpflichen Folgen vorzubeugen, die daraus entspringen müssen, wenn er bei einer Lebensart bleibt, zu der er kein Talent hat.

Wenn es wahr ist, daß uns alles Seltene tief rührt, warum rührt uns Tugend so wenig?

Eine hohe Geburt mag gut sein, aber noch besser ists, wenn man so lebt, daß Niemand darnach fragt.

Von Zeit zu Zeit erscheinen auf unserer Erde seltene, ausserordentliche Menschen, die durch ihre Tugenden glänzen, und deren bewundernswürdige Eigenschaften einen großen Glanz um sich werfen. Sie gleichen den ungewönlichen Sternen, die man nicht kennt, und von denen man noch weniger weiß, wo sie bleiben, wenn sie verschwinden. Sie haben weder Vorfahren noch Nachkommen, sondern machen ein eigenes Geschlecht aus.

Wer in einer Kunst oder Wissenschaft ausserordentlich groß ist, und zu ihrer Vervollkommenung beiträgt, ist mehr als nur Künstler oder Gelehrter, er gehört zu den edelsten und größten Geschenken der Natur. Schnek ist Maler, Hemm Musikus und der Verfasser der launigten Sommermährchen Dichter, aber Chodowiecki ist Chodowiecki, Händel ist Händel, und Lessing ist Lessing.

Ein Mann, in Freiheit und ohne Frau, kann bei einigen Talenten in der Welt sein

Glück machen, und sich angesehenen Männern an die Seite stellen. Schwerer ist dieß dem Verheuratheten. Es scheint, der Ehestand seze jeden an seine gehörige Stelle.

Nach den persönlichen Verdiensten geben unläugbar hohe Ehrenstellen und Würden den Menschen den größten Glanz und Vorzug, und wer nicht Erasmus sein kann, muß darauf denken, Bischof zu werden. Mancher braucht Ordensbänder, Erzbißthümer und Purpur, um bekannt zu werden, wozu hat das aber ein Dalberg nöthig?

Du sagst: Gold glänzt auf Filberts Kleidern: — es glänzt auch beim Goldarbeiter. Sein Kleid ist vom feinsten Tuche — geh zum Kaufmanne, hier triffst du's eben so, oder ist's am ganzen Stücke weniger schön? Aber die Stückerei und Einfassung machen es noch viel prächtiger — Ich lobe also die Arbeit des Künstlers. Wenn man ihn nach der Zeit fragt, so zieht er eine Uhr heraus, die ein Meisterstück ist. Das Stichblatt an seinem Degen ist von Agat: am Finger trägt er einen prächtigen Diamant, der die Augen blendet: es fehlt ihm keine von den artigen Kleinigkeiten, die man aus Eitelkeit oder des Gebrauchs wegen bei sich führt, und er spart nichts, um so gepuzt zu erscheinen, wie ein junger Stuzer, der eine reiche Matrone geheurathet hat. — Du machst mich endlich neugierig, und ich möchte doch die-

se Kostbarkeiten sehen. Schick mir seine Kleider und Edelsteine, und seinen übrigen Schmuck, — die Person mag zu Hause bleiben.

Du irrst dich, Filbert, wenn du glaubst, man schäze dich wegen deines prächtigen Wagens, in dem du mit Sechsen fährst, und wegen der Menge Taugenichtse, die hinter dir her gehen. Man entfernt all das Aussenwerk, dringt bis zu deiner Person, und sieht — daß du ein Geck bist.

Wer viele Bedienten hält, reiche Kleider hat, und einen prächtigen Aufzug macht, glaubt gewöhnlich, er sei von vornehmer Geburt, und habe mehr Verstand als andere. Ein verzeihlicher Fehler! denn liest er's nicht denen, die mit ihm umgehen, aus den Augen, und muß er es nicht aus ihrem Betragen schließen?

Ein Mann mit einem langen Mantel von Seide oder holländischem Tuch, Korduanledernen Schuhen, schönen Kragen, rund frisirten Haaren, einem frischen Aussehen, der sich überdieß noch einiger metaphysischen Distinctionen erinnert, der das Licht der Ehre zu erklären, und genau zu bestimmen weiß, wie man Gott sieht — ein solcher Mann heißt bei Hofe, und oft auch in der Stadt — — ein Doktor. Ein demüthiger Mann hingegen, der beständig in seiner Studirstube sizt, nachdenkt, untersucht, forscht, vergleicht, liest oder schreibt, heißt — ein Gelehrter.

Emil war gleich bei seiner Geburt, was die größten Männer nur durch Nachdenken, Regeln und Uebung werden. Schon in seinen ersten Jahren durfte er nur seinen natürlichen Talenten folgen, und sich seinem Genie überlassen. Er handelte und wirkte, eh' er lernte, oder vielmehr, er wußte, was er nie gelernt hatte: seine Jugendspiele waren mehrere Siege. Seine Jugendthaten wären allein hinreichend, einen alten erfahrnen Feldherrn berühmt zu machen. Alle Gelegenheiten zum Siegen ergrief er, und wo keine war, da verschafte ihm sein Glück und seine Tapferkeit eine. Er ist berühmt durch das, was er that, und durch das, was er hätte thun können. Man betrachtete ihn als einen Mann, der keinem Feind weichen, und unter den größten Hindernissen nicht erliegen konnte, als einen Geist von der ersten Größe, der alles durchschauen konnte, und da noch Rettungsmittel fand, wo jedermann verzweifelte; als einen Mann, der an der Spize der Armee ein sicherer Siegesbothe, der allein mehr als viele Heere werth, groß im Glück und noch größer bei Gefahren war. Eine aufgehobene Belagerung, ein Rückzug, machten ihn eben so berühmt, als seine Triumphe, ja berühmter, als seine gewonnenen Schlachten und eroberten Städte. Seine Bescheidenheit war so groß als sein Ruhm. „Ich floh“ sagte er mit eben so viel Anmuth als „wir gewannen“. Er war

ein guter Hausvater und ein großer Staatsmann, aufrichtig gegen Gott und gegen Menschen. Verdienste bewunderte er so, als ob es ihm daran gemangelt hätte, und sie ihm weniger bekannt gewesen wären. Kurz, er war ein rechtschaffener, aufrichtiger und großmüthiger Mann, dem nur die geringern Tugenden fehlten.

Die Kinder der Götter *) überspringen die Regeln der Natur, und sind davon ausgenommen. Von der Zeit und den Jahren erwarten sie fast nichts. Ihre Geschicklichkeit geht ihren Jahren lange voraus. Schon mit vorzüglichen Kentnissen gebohren, sind sie Männer, wenn gemeine Jungens kaum die Kinderschue vertreten haben.

Die Kurzsichtigen, ich meine die Schwachköpfe, die nicht aus ihrer kleinen Sphäre herausblicken, könnens nicht begreifen, wie ein Mann in so verschiedenen Dingen groß sein kann. Der Dichter und Romanschreiber kann in ihren Augen ohnmöglich auch zugleich ein solider Mann sein, und wer einen glücklichen Körperbau hat, lustig, munter, ein angenehmer

*) Natürlich der Erdengötter, als da sind Kaiser, Könige, ꝛc. – – Ob das Gesagte übrigens blos von den Diis maiorum gentium gelte, kann ich nicht entscheiden, doch scheint die Erfahrung zu beweisen, daß, exceptis excipiendis, alles darunter begriffen sei, was den Nahmen Regent führt, vom Kaiser bis auf d. R. d. K. F. R.

Der Uebers.

Gesellschafter, und zu mechanischen Arbeiten geschickt ist, der hat gewiß eine verwahrloste Seele, dem fehlts an Gründlichkeit, Einsicht und Weisheit. Sie nehmen aus der Geschichte des Sokrates weg, daß er getanzt habe.

Selten ist ein Mann so vollkommen, und den Seinigen so unentbehrlich, daß man seinen Verlust nicht gewisser Fehler wegen weniger bedauern sollte.

Die Billigkeit gebietet, keinen Menschen zu beleidigen, am wenigsten aber den Mann von Verstand, wenn man anders sein eigenes Bestes im Auge hat.

Ich kenne Mopsen aus einem Besuch, den er mir gab, ohne mich zu kennen. Menschen, die er nicht kennt, bittet er, ihn zu andern zu führen, die ihn eben so wenig kennen. Er schreibt an Frauenzimmer, die er einmal gesehen hat: er dringt sich in eine Gesellschaft angesehener Personen, die nicht wissen, wer er ist, und hier spricht er, ohne zu warten, bis man ihn fragt, und ohne zu bemerken, daß er andern in die Rede fällt. Er spricht viel, und lächerlich. Ein andermal kommt er in eine Gesellschaft, und sezt sich am nächsten Ort nieder, ohne auf sich oder auf andere zu sehen. Man heißt ihn aufstehen, weil der Plaz für den Minister bestimmt ist, und nun sezt er sich auf den Sessel des Präsidenten oder des Fürsten. Die ganze Gesellschaft lacht, er allein ist

ernsthaft und lacht nicht. — Wenn man den Hund vom königlichen Stuhl jagt, so springt er auf die Kanzel, schaut gleichgültig zu den Zuhörern herab, ist weder verwirrt noch schaamroth, brauchts auch nicht zu sein. So auch der Thor.

Celsus ist zwar nur aus dem Mittelstand, aber die Großen mögen ihn doch wohl leiden. Er ist nicht gelehrt, aber er geht mit Gelehrten um. Er hat wenig Verdienst, aber er kennt Leute, die desto mehr haben. Er ist nicht geschickt, aber seine Zunge dient ihm zum Dolmetscher, und seine Füße tragen ihn von einem Orte zum andern. Er ist dazu gebohren, zu kommen und wieder zu gehen, Vorschläge anzuhören und sie zu hinterbringen, weiter zu gehen, als ihm aufgetragen worden, und deswegen einen Verweis zu bekommen, Leute zu vereinigen, die sich beim ersten Anblick entzweit hatten, ein Unternehmen glücklich, und tausende unglücklich auszuführen, den Ruhm eines glücklichen Ausganges sich zuzueignen, und die Schuld eines fehlgeschlagenen Unternehmens auf andere zu wälzen. Er weiß alles, was geschieht, alle Stadtmährchen sind ihm bekannt. Aus sich weiß er nichts, er sagt oder hört, was andere thun. Er ist ein Neuigkeitskrämer, und weiß sogar, was im innern der Familien vorgeht. Er erforscht die größten Geheimnisse, und weiß, warum jenem der Hof verboten;

und dieser wieder zurück berufen worden ist. Er weiß den Grund und die Ursache, warum sich zween Brüder entzweit, und zween Minister mit einander gebrochen haben. Sagte er nicht jenen die traurigen Folgen ihres Misverständnisses vorher, und prophezeite er nicht diesem, daß ihre Eintracht von kurzer Dauer sein würde? War er nicht dabei, als gewisse Worte gesprochen wurden? Suchte er nicht ins Mittel zu treten? Wollte man ihm glauben? Hörte man ihn? Wem erzählen Sie das? Wer hatte mehr Antheil an diesen Hofintriken als Celsus? Würde er's dir wohl glauben machen wollen, wenn es nicht wahr wäre, wenn es ihm nicht davon geträumt, oder er es sich eingebildet hätte? Würde er wohl so geheimnißvoll thun, als ein zurückgekommener Gesandter?

Menipp ist ein Vogel, mit fremden Federn geschmückt; er spricht nicht, er wiederholt nur, was andere gesagt haben, und das so natürlich, daß er sich dadurch am ersten betrügt, und oft seine Meinung vorzutragen, und seine Gedanken zu eröfnen glaubt, da er doch nur das Echo dessen ist, von dem er eben kommt. Eine Viertelstunde lang kann man ihm wohl zuhören, aber dann sinkt er, verliert das Bischen Glanz, das ihm sein schwaches Gedächtnis gab, und legt seine Einfalt an Tag. Er allein weiß nicht, wie weit er unter dem Großen und Erhabenen ist, und da er's nicht einsieht, wie

weit der menschliche Verstand es bringen kann, so glaubt er in seiner Einfalt, sein Quintchen Verstand sei alles, was Menschen haben können, und er beträgt sich deswegen auch ganz so, wie der, dem's in diesem Stücke gar nicht fehlt, und der keinen beneiden darf. Oft spricht er mit sich selbst, besonders wenn man ihn beobachtet, daß man glauben sollte, er ergreife eine Parthie, oder beschlisse bei sich selbst, die Sache könne ohnmöglich anders sein. Grüßt man ihn, so stuzt er, und bedenkt sich, ob er danken soll, und eh' er sich entschließt, ist der andere weit weg. Seine Eitelkeit hat ihn zum ehrlichen Mann gemacht, und weit über sich selbst erhoben. Mann braucht ihn nur zu sehen, um zu wissen, daß er nur mit seinem eigenen werthen Ich beschäftiget ist, daß er weiß, wie gut ihm alles ansteht, und wie geschmackvoll sein Anzug ist, daß er glaubt, Jedermann blicke nur auf ihn, und einer löse den andern ab, um ihn zu bewundern.

Wer einen prächtigen Pallast mit Sommer- und Winterzimmern hat, und doch bei Hofe in einem kleinen Cabinetchen wohnt, thut es gewiß nicht aus Bescheidenheit. Wer keinen Wein trinkt, und des Tags nur einmal ißt, um seinen schönen Wuchs nicht zu verunstalten, ist weder nüchtern noch mäßig, und wer seinem armen Freunde auf sein wiederholtes innständiges Bitten eine kleine Beihülfe giebt, ist ge-

wiß nicht freigebig, sondern erkauft sich nur seine Ruhe. Nur der Beweggrund adelt eine Handlung, und Uneigennüzigkeit drückt den Stempel der Vollkommenheit darauf.

Der Weise genest vom Ehrgeiz durch den Ehrgeiz selbst: er strebt nach so wichtigen Dingen, daß er sich mit Geld, Aemtern, Glück und Gunst ohnmöglich begnügen kann. Alle diese Vortheile sind für seine Seele zu gering, und können ihr nicht genügen. Deswegen bemüht er sich auch nicht darum, und nur mit Mühe kann er ihnen noch einigen Werth beilegen. Kein Gut kann ihn mehr reizen, als der Ruhm, den reine und unbefleckte Tugend giebt. Aber diesen Ruhm erlangt er vielleicht mit aller Anstrengung niemals. Die Menschen schenken ihn einem Menschen selten.

Vom Herzen.

Freundschaft kann — ohne alle Sinnlichkeit — zwischen zweierlei Geschlechtern statt finden. Indessen ist für ein Frauenzimmer ein Mann doch immer — ein Mann, und umgekehrt für den Mann das Mädchen doch immer — Mädchen. Diese Verbindung ist weder Leidenschaft noch Freundschaft: sie macht eine eigene Klasse aus.

Die Liebe *) entsteht plözlich und ohne Ueberlegung, aus Temperament oder Schwachheit: ein schöner Blick fesselt und bestimmt uns. Freundschaft aber kommt nur allmählich zur Reife, durch Pflege und langen Umgang. Kaum vermag ein Freund mit all' seinem Verstand, Herzensgüte, Zuneigung, Dienstfertigkeit und Gefälligkeit in einigen Jahren zu bewirken, was

*) Die Liebe in Romanen und bei unsern unbärtigen Jungens entsteht schnell, ohne alle Besonnenheit — zugegeben, aber bei dem Manne, den nicht jedes schöne Gesichtchen anzieht, brauchts oft lange, bis ein Frauenzimmer sein Herz so rührt, daß ers Liebe heissen kann. Er muß sie erst von verschiedenen Seiten kennen, muß sie erst unter verschiedenen Umständen handeln gesehen haben, ehe er sagen kann: ich liebe dich, oder: ich liebe dich nicht. Daß eine solche Liebe von weit längerer Dauer sei, als die aufbrausende, und in einem Nu entstandene, versteht sich wohl von selbst.

Der Uebers.

ein reizendes Gesicht oder eine niedliche Hand zuweilen in einem Augenblick ausrichtet.

Die Zeit stärkt die Freundschaft, und schwächt die Liebe.

Solange die Liebe daurt, besteht sie durch sich selbst, und zuweilen durch Dinge, die sie dem Anschein nach aufheben sollten — durch Eigensinn, Strenge, Entfernung und Eifersucht. Freundschaft im Gegentheil bedarf der Hülfe: ohne Pflege, Zutrauen und Gefälligkeit welkt sie.

Die heftigste Liebe ist gewöhnlicher als eine vollkommene Freundschaft.

Nichts ist einer feurigen Freundschaft ähnlicher, als die Verbindungen, durch die unsre Liebe begünstigt werden kann.

Wer sein Mädchen so sehr liebt, daß er sie noch eine Millionmal stärker lieben möchte, giebt in der Liebe nur dem nach, der stärker liebt, als es ihm angenehm ist.

Zuweilen suchen Jünglinge und Mädchen ein Liebchen, und können keines finden, sie gehen auf ihre Niederlage aus, aber Niemand mag sie besiegen, sie müssen also frei bleiben.

Die sich anfangs innigst, und mit allem Feuer der ersten Liebe lieben, sind beiderseits selbst Ursache, daß sie sich in kurzem weniger, und dann gar nicht mehr lieben. Wer trägt zum Bruche mehr bei, der Jüngling oder das Mädchen? Das ist schwer zu entscheiden. Sie

sagt: die Männer sind flatterhaft, und er: die Mädchen sind leichtsinnig.

So empfindlich auch die Liebe ist, so vergiebt sie doch mehr Fehler als die Freundschaft.

Dem feurig Liebenden ist's eine süsse Rache, aus einer undankbaren Person eine sehr undankbare zu machen.

Es ist traurig zu lieben, ohne dem Gegenstand seiner Liebe alles geben zu können, was er wünscht.

Wer ein Mädchen feurig liebt, ohne Gegenliebe zu erlangen, kann leicht sehr undankbar werden, wenn sie ihm auch in der Folge seines Lebens einen wichtigen Dienst erweist.

Es ist schon genug, wenn man nur bei dem Gegenstand seiner Liebe ist. Zerstreut sein, sprechen, schweigen, träumen, alles ist dann gleichviel.

Haß kann eher als Antipathie Freundschaft werden.

Es scheint, aus Antipathie könne eher Liebe, als Freundschaft werden.

Einem Freunde vertraut man sein Geheimniß, beim Liebchen entschlüpft es einem.

Leß kann Ferbers Vertrauter sein, ohne sein Herz zu besizen, denn besizt er das leztere, so hat er keines Vertrauens, keiner Entdeckung mehr nöthig. Ihm steht alles offen.

Da man einen ungerechten, sonderbaren und ungegründeten Verdacht Eifersucht nennt, so

so verdient die Eifersucht, die billig, natürlich, auf Vernunft und Erfahrung gegründet ist, einen andern Nahmen.

Das Temperament hat großen Antheil an der Eifersucht, und sie sezt nicht immer eine heftige Liebe voraus, aber leztere, ohne Empfindlichkeit, ist selten.

Oft leidet man wegen seiner Empfindlichkeit allein. Der Eifersüchtige quält sich und andere.

Wer uns gar nicht schont, und keine Gelegenheit zur Eifersucht erspart, verdiente nicht, daß man auf ihn eifersüchtig wäre, wenn man sich nach seiner Aufführung und Denkungsart richten wollte, und nicht von seinem eigenen Herzen dahin gerissen würde.

Kälte und Abnahme in der Freundschaft haben ihre Ursachen, wenn aber Liebende sich zu lieben aufhören, so kommts gewöhnlich daher, weil sie sich zu sehr liebten.

Man kann nicht sagen: ich will **immer** lieben, und: ich will **nicht** lieben.

Eckel tödtet die Liebe, und Vergessenheit begräbt sie.

Anfang und Abnahme der Freundschaft äussern sich durch die Verwirrung, in der man sich befindet, wenn man mit der geliebten Person allein ist.

Zu lieben aufhören ist ein sicherer Beweis, daß der Mensch eingeschränkt ist, und das Herz seine Grenzen hat.

Lieben ist eine Schwachheit, von der Liebe genesen, oft eine zweite.

Wie man sich tröstet, so hört man auch auf zu lieben: das Herz kann nicht immer weinen, und nicht immer lieben.

Es giebt gewiße Arten des Verlustes, die unserm Herzen eine nie versiegende Quelle des Schmerzes sein sollten. Nicht aus Tugend oder Geistesstärke legt man eine große Traurigkeit ab. Man weint bitter, und ist tief gerührt: aber bald ist man so schwach oder leichtsinnig, sich zu beruhigen.

Wer ein Mädchen liebt, die die Natur sehr vernachläßigt hat, liebt sie gewöhnlich sehr stark, denn es ist entweder eine sonderbare Schwachheit, oder das Mädchen besizt verborgene Reize, die unüberwindlicher sind als Schönheit.

Man besucht einander noch lange nachher, und spricht noch von zärtlicher Liebe, wenn das ganze Betragen schon das Gegentheil bezeuget.

Ein Mädchen vergessen wollen heißt — an sie denken. Es ist mit der Liebe wie mit Gewissensscrupeln, durch Nachdenken und das unausgesezte Bestreben ihrer los zu werden wurzeln sie noch tiefer ein. Will man seine Leidenschaft

schwächen, so muß man wo möglich gar nicht daran denken.

Man will den Gegenstand seiner Liebe ganz glücklich, oder, wenn das nicht angeht, ganz unglücklich machen.

Den Gegenstand seiner Liebe bedauren, ist noch erträglicher, als mit dem in Gesellschaft leben, den man haßt.

Hassen ist leichter als lieben, oder: Freundschaft ist lästiger als Haß — eine Maxime, der ich nicht beistimmen kann. Wahr ists, seinen Feinden darf man nichts geben, aber — kostet es nichts, sich an ihnen zu rächen? Oder: wenn es natürlich und süß ist, den Gegenstand seines Hasses zu beleidigen, ist es nicht eben so natürlich, dem Gegenstand seiner Liebe Gutes zu thun? Wär es nicht vielmehr hart und beschwerlich, ihm keine Gefälligkeit zu erweisen?

Es ist ein Vergnügen, dem zu begegnen, dem man eine Wohlthat erzeigt hat.

Freigebig ist nicht der, der viel giebt, sondern der zu rechter Zeit giebt.

Die Erfahrung bestätigt, daß Weichlichkeit oder Nachsicht gegen sich selbst, und Härte gegen andere, nur ein Laster sind.

Der unermüdet arbeitsame und thätige Mann, der keine Beschwerlichkeit scheut, und unerbittlich gegen sich selbst ist, muß ein ungemein vernünftiger Mann sein, wenn er nicht auch gegen andere hart sein soll.

Man nöthigt, bittet, bietet sein Hauß, seinen Tisch, Vermögen und seine Dienste an: das kostet alles nichts, aber — wenn man Wort halten soll?

Wenn man gewissen Personen alles that, um ihre Freundschaft zu gewinnen, und es will nicht gelingen, so giebt es vielleicht noch ein Mittel, das wirkt: man thue nichts mehr für sie.

Mit seinen Feinden so umgehen, als ob sie einmal unsere Freunde werden sollten, und seine Freunde so behandeln, als ob sie einmal unsere Feinde werden könnten, ist gegen die Natur des Hasses, und gegen die Regeln der Freundschaft: dies lehrt nicht die Moral, sondern die Politik.

Die muß man sich nie zu Feinden machen, welche bei näherer Bekanntschaft eine Stelle unter unsern Freunden verdienten. Nur Männer von geprüfter Rechtschaffenheit muß man zu seinen Freunden erwählen, damit sie unser Vertrauen nicht mißbrauchen, und gefährliche Feinde werden, wenn unsere Verbindung mit ihnen aufhören sollte.

Es ist süß, seine Freunde aus innerm Trieb und wahrer Achtung zu besuchen, aber beschwerlich, ihnen aus Eigennuz seine Aufwartung zu machen: das nenne ich betteln.

Mit ·· nüzen Dingen und seiner Liebhaberei giebt man sich gewöhnlich viel mehr ab,

als mit Geschäften, die uns unserm Glücke entgegen führen. Man hält es für edle Freiheit, allen seinen Einfällen zu folgen, und für wahre Sklaverei, seinem Glücke entgegen zu gehen. Es ist natürlich, daß man es eifrig wünscht, und wenig dazu beiträgt. Man hält sich für würdig, es zu finden, ohne es gesucht zu haben.

Wer ruhig das Glück erwartet, das er wünscht, verzweifelt nicht, wenn es ihm fehlschlägt; wer aber mit großer Ungedult etwas erwartet, thut viel zu viel von dem Seinigen hinzu, als daß ihn ein glücklicher Erfolg hinlänglich befriedigen könnte.

Gewisse Menschen wünschen eine Sache so begierig, und so ausschließend, daß sie, aus Furcht sie nicht zu bekommen, alles mögliche thun, daß sie ihnen entschlüpft.

Was man am eifrigsten wünscht, geschieht nicht, oder wenn es ja geschieht, so ist's vielleicht nicht zu der Zeit, oder unter den Umständen, wo es uns ausserordentlich viel Vergnügen gemacht hätte.

Man muß lachen, ehe man glücklich ist, sonst möchte man sterben, ohne gelacht zu haben.

Wie schwer ist es, mit einem Menschen zufrieden zu sein!

Man könnte sich beim Tode eines schlechten Mannes der Freude nicht enthalten; denn

alsdann würde man die Früchte seines Hasses genießen, und von ihm allen gehoften Vortheil ziehen. Er stirbt endlich, aber zu einer Zeit, da unser Nuzen uns nicht erlaubt, über seinen Tod zu frohlocken. Er stirbt zu früh oder zu spat.

Dem Stolzen fällt es schwer, dem zu vergeben, der ihn bei einem Fehler betroffen hat, oder der sich mit Recht über ihn beklagen kann. Sein Stolz wird nicht eher befriedigt, als bis er's so eingeleitet hat, daß der andere Unrecht haben muß.

Es ist gleich schwer, den Verdruß über eine erlittene Ungerechtigkeit sogleich zu ersticken, oder ihn noch nach Jahren tief zu empfinden.

Aus Schwachheit haßt man einen Feind, und sucht sich an ihm zu rächen; aus Trägheit läßt man sich besänftigen, und rächt sich nicht.

Nicht allein aus Schwachheit, sondern eben so wohl auch aus Trägheit läßt man sich beherrschen.

Einen Menschen auf einmal und ohne alle Vorbereitung beherrschen zu wollen, ist nicht wohl thunlich, das neue Joch würde ihm hart aufliegen, und er würde es aus Eigensinn oder Schaam abschütteln. Bei Kleinigkeiten muß man anfangen, und gelingt dies, so darf man an dem fernern Erfolge nicht zweifeln. Bomfild konnte seinen Freund anfangs höchstens zu

einer Landreise, oder zur Rückkehr in die Stadt bewegen, zulezt aber brachte ers so weit, daß er ihn zu seinem Universalerben machte, und seinem Sohn nur ein Legat auszahlen ließ.

Um einen Menschen lange unumschränkt zu beherrschen, muß man behutsam mit ihm umgehen, und ihn seine Abhängigkeit so wenig als möglich fühlen lassen.

Manche lassen sich bis auf einen gewissen Grad beherrschen, allein weiter ist nichts mit ihnen anzufangen. Man verliert auf einmal den Weg zu ihrem Herzen und Verstande. Weder Stolz noch Schmiegen und Biegen, weder Gewalt noch List kann sie bändigen, nur mit dem Unterschied, daß es einige mit Grund und aus Ueberlegung, andere aber aus Temperament und Neigung thun.

Drankus will der Welt glauben machen, er regiere seinen Herrn, aber man glaubt ihm nicht. Mit einem Großen, bei dem man in Diensten steht, beständig an solchen Orten, und zu der Zeit reden, wo es sich am wenigsten schickt, ihm ins Ohr raunen, oder geheimnißvoll mit ihm sprchen, in seiner Gegenwart aus vollem Halse lachen, ihm ins Wort fallen, sich zwischen ihn und diejenigen stellen, die mit ihm sprechen, denen, die ihm ihre Aufwartung machen, schnöde begegnen, oder ungedultig ihren Abschied erwarten, sich in einer gar zu freien Stellung neben ihn sezen, sich mit ihm

rücklings ans Kamin lehnen, ihn beim Aermel ziehen, ihm überall nachlaufen, sich mit ihm gemein machen, und allerhand Freiheiten herausnehmen, zeigt eher einen Thoren als einen Günstling an.

Der Weise läßt sich nicht regieren, und sucht auch andere nicht zu beherrschen. Er wünscht, die Vernunft möchte allein und überall herrschen.

Alle Leidenschaften sind betrüglich. Sie verbergen sich aber vor den Augen der Menschen und vor sich selbst so lange als möglich. Jedes Laster hat eine scheinbare Aehnlichkeit mit irgend einer Tugend, durch die es sich fortzuhelfen sucht.

Man öfnet ein Andachtsbuch, es rührt uns; eine Liebesgeschichte — auch sie rührt uns. Vereinigt nicht das Herz allein Dinge, die einander zuwider sind, und unverträglich zu sein scheinen?

Die Menschen errötben eher über ihre Eitelkeit und Schwachheit, als über ihre Verbrechen. Zuger ist offenbar ungerecht, gewaltthätig, meineidig, und verleumderisch; aber seine Liebeshändel und seinen Ehrgeiz verbirgt er, blos um sie zu verbergen.

Höchst selten ist's, daß jemand sagt: ich war ehrgeizig. Man ist es entweder nie gewesen, oder ist es immer. Aber die Zeit kommt

wohl, da man bekennt: ich bin verliebt gewesen.

Nichts ist der Leidenschaft leichter, als den Verstand zu meistern, aber ihr größter Triumph ist, über den Eigennuz zu siegen.

Das Herz ist gesellschaftlicher, und eher zu rühren als der Verstand.

Es giebt gewisse erhabene Gesinnungen, edle und große Handlungen, die nicht von einem großen und vielumfassenden Verstande, sondern von einer natürlichen Herzensgüte herrühren.

Die schönste Ausschweifung ist vielleicht die in der Dankbarkeit.

Man muß gar keinen Verstand haben, wenn man ihn in Liebe, Bosheit und Noth nicht finden kann.

Es giebt Gegenden, die man bewundert, und andere, die uns rühren, und in denen man gerne wohnen möchte.

Nur der Wohlthäter der Menschen verdiente beneidet zu werden, wenn man nicht das weit schicklichere Mittel wählen könnte, ihn zu übertreffen: dies heißt die süsseste Rache an dem Mann nehmen, der uns so eifersüchtig machte.

Einige hüten sich vor dem Lieben und vor dem Versenmachen als vor zwei Schwachheiten, die sie nicht zu gestehen wagen. Die eine nennen sie eine Schwachheit des Herzens, und die andere eine Schwachheit des Verstandes.

Man verbietet uns zuweilen so süsse Vergnügungen, und so zärtliche Verbindungen, daß der Wunsch sehr natürlich ist: „Möchten sie doch erlaubt sein!“ Solche Reizungen können nur durch den Reiz, ihnen aus Liebe zur Tugend zu entsagen, übertroffen werden.

Gerne würde ich einem vernünftigen Manne mein ganzes Vertrauen schenken, und mich von ihm in allen Stücken ganz unumschränkt beherrschen lassen. Auf die Art würde ich Gutes thun; ohne daß es mir Mühe kostete, darüber rath zu schlagen. Ich würde die Zufriedenheit eines Menschen genießen, der von der Vernunft regiert wird.

Wer andern Gutes thut, ist gut. Leidet er deswegen, so ist er sehr gut. Beleidigen ihn die, denen er Gutes that, so ist seine Güte so groß, daß sie nur durch den Zuwachs seiner Leiden größer werden kann, und stirbt er darüber, so hat seine Güte den höchsten Grad erreicht. Sie ist heroisch und vollkommen.

Die Großen.

Das Volk hegt für die Großen ein so blindes Vorurtheil, und ist von ihren Gebehrden, ihrem Gesicht, ihrer Stimme, und ihrem ganzen Betragen so eingenommen, daß es wohl bis zur Abgötterei gehen würde, wenn die Herren nur auch fein gut sein wollten.

Führt dich dein Instinkt irre, Theagen, und geräthst du durch dich selbst auf lasterhafte Wege, so beklage ich dich: wirst du aber lasterhaft aus blinder Nachsicht gegen die, deren Interesse erfordert, daß du es seist, die sich's in die Hand geschworen haben, dich zu verderben, und die sich schon des glücklichen Erfolges rühmen, so muß ich dich verachten. Bist du weise, mäßig, bescheiden, höflich, großmüthig, dankbar, arbeitsam, und dabei von solcher Geburt und Stande, daß du eher Geseze geben und zum Beispiel dienen kannst, als daß du nöthig hättest, sie von andern anzunehmen: so versprich diesen Herren, ihre Ausschweifungen, Laster und Thorheiten aus Gefälligkeit mitzumachen, wenn sie nur erst aus schuldiger Ehrerbietung deine Lieblingstugenden eine Zeit lang ausgeübt hätten. — Eine starke, aber nüzliche Ironie, vollkommen geschickt, deine Sitten in Sicherheit zu sezen, ihre Plane zu

vernichten, und sie in die Nothwendigkeit zu versezen, ihre Lebensart fortzusezen, ohne dich weiter zu beunruhigen.

Nur in einer Rücksicht haben die Großen einen unschäzbaren Vorzug vor andern Menschen. Gerne lasse ich ihnen ihre leckern Tafeln, ihre prächtigen Wohnungen, ihre Hunde, Pferde, Affen, Zwerge, ihre Lustigmacher und ihre Schmeichler: aber ich beneide sie um das Glück, daß sie Leute in ihrem Dienste haben, die ihnen an Verstand und Herzen gleich sind, oder sie wohl gar noch übertreffen.

Die Großen sind stolz darauf, daß sie durch den Wald eine Allee hauen, in ihren Gärten Absäze anbringen, die Decken ihrer Zimmer vergolden, Springwasser und Orangerien anlegen können: aber ein Herz vergnügt machen, eine Seele mit Freude zu erfüllen, der äußersten Noth vorzubeugen oder abzuhelfen — so weit erstreckt sich ihre Neugierde nicht.

Jeder Stand in der menschlichen Gesellschaft hat seine eigenen Reize, die so lange währen, bis das Elend sie vertreibt. Die Großen lieben Ausschweifungen, und die Geringern Mäßigkeit. Jene finden einen Geschmack am Herrschen und Befehlen, diese suchen ein Vergnügen, und gar eine Ehre darinn, daß sie ihnen dienen und gehorchen. Die Großen werden begleitet, gegrüßt, verehrt, die Geringen

begleiten, grüßen, verehren, und Beide sind zufrieden.

Versprechen ist den Großen so leicht, und vom Halten sind sie durch ihren Stand so ganz dispensirt, daß es wahre Bescheidenheit von ihnen ist, daß sie nicht noch weit mehr versprechen.

„Er ist in meinen Diensten alt, grau und unbrauchbar geworden, was soll ich aus ihm machen?“ — Ein junger Mann raubt dem ausgedienten Alten seine Hofnung, und erhält das Amt, das man diesem nur verweigert, weil er es zu wohl verdiente.

„Mich wunderts, sagst du zu mir kalt und verdrüßlich, Philant hat Verstand und Verdienst, er ist angenehm, erfüllt seine Pflichten ganz genau, ist seinem Herrn treu und ergeben, wird aber doch von ihm wenig geachtet, er gefällt nicht, und findet keinen Beifall.“

Erkläre dich, tadelst du Philanten, oder den Großen, dem er dient?

Oft ist's besser, die Großen zu verlassen, als sich über sie zu beschweren.

Wer kann sagen, warum Einige das große Loos gewinnen, und andere bei den Großen in Gnaden stehen?

Die Großen sind so glücklich, daß sie in ihrem ganzen Leben nie den Verlust ihrer besten Bedienten, oder anderer in ihrer Art großer Menschen, die oft zu ihrem Vergnügen und

Nuzen das meiste beigetragen haben, bedauren dürfen. Sobald ein solcher unersezlicher Mann stirbt, ist es des Schmeichlers erstes Geschäfte, dem Verstorbenen Schwächen anzudichten, und den Fürsten zu versichern, daß sein Nachfolger alle seine Tugenden, aber keine seiner Schwächen an sich habe. Der Fürst glaubt's, und das Mittelmäßige beruhigt ihn wegen des Verlusts des Großen und Vortreflichen.

Die Großen achten verständige Menschen, die nur Verstand haben, nicht. Verständige Menschen verachten die Großen, die nur groß sind. Redliche Menschen beklagen beide, wenn sie nicht tugendhaft sind.

Ich sehe zwar immer bei den Großen, an ihrer Tafel, und zwar zuweilen als Favoriten, muntere, zudringliche, intrigante, gefährliche und schädliche Menschen sizen, und sehe auch, wie schwer es dem Manne von Verdienst ist, sich ihnen vor dem Avonturier zu nähern — Ich kann doch nicht immer glauben, daß man die Schurken aus Eigennuz duldet, oder den rechtschaffenen Mann als unnüz betrachtet, sondern ich muß wohl denken: Groß sein und Urtheilskraft besizen ist zweierlei, und Liebe zur Tugend und zu den Tugendhaften noch ein drittes.

Schölk will lieber im Umgang mit den Großen chikanirt sein, als daß er mit seinesgleichen vertraulich leben sollte.

Die Regel, mit Größern umzugehen, als man selbst ist, leidet große Einschränkungen. Oft erfodert ihre Ausübung sonderbare Talente.

Worinn besteht Theophils unheilbare Krankheit? Sie dauert schon über dreissig Jahre, und er wird nie davon genesen. Er wollte, will, und wird auch ferner wollen große Herren regieren. Nur der Tod wird ihm mit dem Leben auch die Begierde rauben, Gemüther zu beherrschen und zu lenken. Ist es Nächstenliebe, Gewohnheit, oder übertriebene Schäzung seiner selbst? In jedem Pallast schmeichelt er sich ein. Er bleibt nicht mitten im Zimmer stehen, sondern geht mit dem Herrn ans Fenster, oder gar ins Cabinet. Er spricht lange und eifrig, und die andern warten mit größter Ungedult, bis er aufhört zu reden, damit man auch sie sieht und hört. Er erforscht die Geheimnisse der Familien, und hat an allen ihren Freuden und Leiden Theil. Er kommt zuvor, bietet seine Dienste an, und mischt sich ungebeten in alle Sachen. Man kann ihm den Zutritt nicht versagen. Die Sorge für zehentausend Seelen, die seiner Aufsicht anvertraut sind, und von denen er, wie von seiner eigenen, Gott Rechenschaft ablegen muß, ist nicht hinreichend, seine Zeit und seinen Ehrgeiz zu befriedigen. Er sorgt freiwillig und ungebeten für die Seelen der Großen. Er hört, und richtet ein wachsames Auge auf alles, was sei-

nem nach Ränken, Vermittelungen und Unterhandlungen hungrigen Geiste Nahrung geben kann. Kaum ist ein großer Herr angekommen, so hat ihn Theophil schon eingenommen und sich seiner bemächtigt. Noch ehe man denken konnte, ob er wohl auch sein Auge auf ihn richte, hört man schon, daß er ihn regiere.

Kälte und Grobheit macht die Großen beim Volke verhaßt. Sie lächeln — man ist ihnen wieder gut.

Die Großen verachten das Volk, daher sind sie gegen die Schmeicheleien und Lobsprüche desselben gleichgültig, und dies mäßigt ihre Eitelkeit. Auch Fürsten, die von den Großen und Höflingen ohnaufhörlich gelobt werden, würden eitler sein, wenn sie ihre Schmeichler höher schäzten.

Die Großen halten sich allein für vollkommen, und gestehen andern Menschen kaum richtigen Verstand, Geschicklichkeit und guten Geschmack zu, denn sie glauben, diese großen Talente seien ihnen allein von Natur eigen. Aber wer sieht nicht ein, daß dies ein grober Irrthum ist? denn die vortreflichsten Gedanken, Reden, Schriften, und vielleicht auch das Feine in der Aufführung haben wir ihnen gewiß nicht zu verdanken. Sie haben große Güter, und eine lange Reihe von Ahnen, das geben wir gerne zu, aber ꝛc —

Hast

Hast du Verstand, Größe, Geschicklichkeit, Geschmack und Urtheilskraft? Soll ich dem Vorurtheile und der Schmeichelei glauben, die deine Verdienste ausposaunen? Sie sind mir verdächtig, ich verwerfe sie. Soll ich mich durch deine scheinbare Geschicklichkeit und durch deine Großthuerei blenden lassen, die dich über alles erhebt, was gethan, gesagt und geschrieben wird, die dich gegen Lobsprüche unempfindlich macht, und verhindert, daß man dir nicht den geringsten Beifall ablocken kann? Ich schließe weit natürlicher, daß du in Gnade und Ansehen stehest, und reich bist. Wie soll ich dich beschreiben, Telephon? Man darf dich nur in einer gewissen Entfernung, wie das Feuer, sehen, und man sollte dich erforschen, ausholen, und mit deinen Freunden vergleichen, um ein richtiges Urtheil von dir zu fällen. Deinen Liebling, dem du alles anvertraust, dessen Rath du folgst, dem zu lieb du Socrates und Aristides verläst, mit dem du lachst, und der noch lauter lacht, als du, kurz, deinen Davus kenne ich sehr wohl: sollte das vielleicht genug sein, um dich kennen zu lernen?

Wenn mancher gnädige Herr seinen Sekretär genau kennte, so müßte er sich schämen, vor ihm den Vorzug zu haben.

„Es ist schon zu viel, daß man mit dem gemeinen Manne eine Religion und einen Gott haben muß, sollen wir uns auch noch Peter,

Johann, Jakob 2c. nennen, wie der Kaufmann und der Bauer? Nein, wir müssen mit dem Pöbel nichts gemein haben, sondern alles hervor suchen, was uns von demselben unterscheiden kann. Man lasse ihm die Nahmen der zwölf Apostel, ihrer Schüler, und der ersten Märtyrer (wie die Leute, so die Patronen); mögen sie sich doch freuen, wenn ihr Nahmenstag jährlich einfällt, und ihn feierlich begehen. Wir Großen wollen uns der heidnischen Nahmen bedienen. Wir müßen uns in der Taufe die Nahmen Hannibal, Cäsar und Pompejus beilegen lassen, das waren große Männer; den Nahmen Lukrezia, das war eine berühmte Römerin; die Nahmen Reinald, Roger, Olivier und Tankred, das waren Ritter, und die größten Romanhelden; die Nahmen Achilles, Hektor, Herkules, das waren Halbgötter; ja die Nahmen Phöbus und Diana; und wer sollte es uns verbieten, wenn wir uns Jupiter, Merkur, Venus und Adonis nennen lassen wollten?"

Die Großen *) bemühen sich gar nicht um gründliche Kenntnisse — ich will nicht sagen von öffentlichen Angelegenheiten und dem In-

*) Es ist vielleicht nirgend nöthiger, als in diesem ganzen Abschnitte von den Großen, zu bemerken: daß sich die Ausnahmen von selbst verstehen. Möchten wir doch bald der Ausnahmen so viele bekommen, daß die Ausnahmen Regeln, und umgekehrt, die Regeln Ausnahmen würden.

Der Uebers.

teresse des Fürsten, sondern nur von ihren eigenen Geschäften. Sie wissen nichts von Oekonomie, und dem, was jeder Hausvater wissen sollte, und rühmen sich sogar noch ihrer Unwissenheit. Sie lassen sich von ihren Haushofmeistern beherrschen und betrügen, und begnügen sich, zu schlemmen, feine Weinkenner zu sein, die Theis und Phryne zu besuchen, von Jagdhunden zu sprechen, und zu erzählen, wie weit es von Dresden nach Leipzig, und von Berlin nach Potsdamm ist. Während sie ihre Tage unter solchen elenden Beschäftigungen hinbringen, machen sich Personen von bürgerlicher Herkunft das Innere und Aeussere des Staats bekannt, lernen die Regierung kennen, werden vorsichtig und staatsklug, wissen die Stärke und Schwäche des Landes, sind bedacht, sich empor zu schwingen, schwingen sich empor, erheben sich, werden mächtig, und helfen dem Regenten einen Theil der Regierungslast tragen. Die großen Herren, die diese gemeinen Menschen erst verachteten, verehren sie nun, und schäzen sich glücklich, wenn sie ihre Schwiegersöhne werden können.

Wenn ich die zwei entgegengeseztesten Stände in der menschlichen Gesellschaft — die Großen und das Volk — mit einander vergleiche, so scheint mir, daß das Volk mit dem Nöthigen zufrieden ist, die Großen aber, bei allem Ueberflusse, unruhig und arm sind. Ein ge-

meiner Mann kann kein Uebel anrichten, ein Großer will nicht Gutes thun, und kann viel Unheil stiften. Der eine legt sich nur auf nüzliche Dinge, der andere vergesellschaftet damit schädliche. Dort zeigt sich natürliche Offenheit und ein kunstloses Betragen, hier verbirgt sich ein schändliches und niederträchtiges Betragen unter einer feinen Aussenseite. Das Volk hat selten einen gebildeten Verstand, und die Großen selten eine edle Seele. Bei jenem ist der innere Mensch gut, aber die Aussenseite taugt nicht viel, bei diesen besteht der ganze Werth in Höflichkeit und feinen Sitten. Reine, ungeschminkte Tugend sucht man vergebens. Soll ich wählen? Nicht einen Augenblick bedenk ich mich — ich gehöre zum Volk.

So unerforschlich auch die Großen am Hofe sind, so viel Kunstgriffe sie auch anwenden, um anders zu scheinen als sie sind, so können sie doch ihre Bösartigkeit, und ihren unwiderstehlichen Hang nicht verbergen, auf Kosten Anderer zu lachen, und die Tugend selbst lächerlich darzustellen. Diese edlen Talente entdeckt man an ihnen beim ersten Anblick. Sie verstehen die Kunst vortreflich, einen einfältigen Tropf zu hintergehen, und den zum Narren zu machen, der es schon ist, aber noch geschickter sind sie, sich das Vergnügen zu rauben, das sie aus dem Umgange mit einem vernünftigen Manne schöpfen könnten, der auf tausend-

fache Art Vergnügen in die Unterredung mischen könnte, wenn der gefährliche Charakter des Höflings ihn nicht nöthigte, mit seinen Worten zurück zu halten. Er verschanzt sich gegen sie mit weisem Ernst, der ihn so gut kleidet, daß die Spötter mit all' ihren bösen Absichten ihn nicht lächerlich machen können.

Die Bequemlichkeiten des Lebens, Ueberfluß, Ruhe und ein ungestörtes Glück, gewähren den Fürsten das Vergnügen, über ihre Affen, Zwerge, Hofschranzen, und über eine elende Erzählung zu lachen. Wer nicht so ganz glücklich ist, lacht nur, wenn's Zeit ist.

Ein Großer liebt den Champagner;, und eckelt vor dem Nekarwein. Er berauscht sich also in besserm Getränke, als der gemeine Mann, und dies ist der einige Unterschied, den der Rausch zwischen Personen von den ungleichsten Ständen — zwischen dem Herrn und seinem Reitknecht — zurückläßt.

Man könnte anfangs glauben, ein Theil der fürstlichen Freuden bestehe in der Beunruhigung anderer — aber nein: die Fürsten gleichen hierinn andern Menschen: sie denken nur an sich, folgen ihrem Geschmacke, ihren Leidenschaften, ihrer Bequemlichkeit — das ist natürlich.

Die erste Gesellschaftsregel der Geschäftsmänner und der Mächtigen scheint die zu sein:

„Mache deinen Untergebenen, die deiner nicht entbehren können, allen möglichen Verdruß.

Wenn ein großer Herr glücklicher ist als andere Menschen, so besteht sein Glück vielleicht nur darinn, daß er oft das Vermögen und die Gelegenheit hat, andern Gutes zu thun, und Vergnügen zu machen. Kommt also diese Gelegenheit, so muß er sich natürlich derselben bedienen, und kann er einem rechtschaffenen Manne einen Gefallen thun, so muß er wohl Achtung geben, daß ihm die Gelegenheit nicht entschlüpfe, er braucht nicht zu warten, bis man ihn bittet, sondern ihn sehen und ihm danken, sollte eins sein. Ist die Sache leicht, so muß er davon nicht viel Worte machen. Schlägt er sie ab, so beklag' ich sie beide.

Es giebt Menschen, bei denen man kaum den Zutritt erhalten kann, und leider sind es gewönlich die, deren man nöthig hat, und von denen man abhängt. Sie stehen immer nur auf einem Fuß, sind so beweglich wie Quecksilber, drehen sich, hüpfen, springen und schreien unaufhörlich. Sie werfen, wie die Kartenfiguren, die man an öffentlichen Orten zur Schau ausstellt, Feuer und Flammen von sich, sie donnern und blizen, man darf sich ihnen erst nähern, wenn sie verlöschen und fallen. Nach ihrem Falle ist zwar recht gut mit ihnen umzugehen, aber — sie sind nichts mehr nüze.

Wenn die Bedienten großer Herren nicht mehr Verstand haben, als ihr Stand mit sich bringt, so urtheilen sie nicht mehr von sich nach ihrer ersten Niedrigkeit, sondern nach der Erhebung und dem Glücke derjenigen, denen sie dienen. Wer bei ihnen aus und ein geht, ist geringer als sie und ihr Herr. So gewiß ist es, daß man von den Großen und allem, was ihnen angehört, leiden muß.

Ein Staatsmann muß seinen Fürsten, seine Frau, seine Kinder, und nach ihnen verständige Menschen am meisten lieben: er muß sie sich zu Freunden machen, und nie von ihnen lassen. Er kann den Nuzen, der ihm selbst unwissend aus diesem Umgange zufließt, nicht genug belohnen; nicht gerade durch Besoldungen und Wohlthaten, sondern vielmehr durch gänzliche Ergebenheit und Freundschaft. Wie viel Gerüchte können sie nicht zerstreuen, und wie viel Histörchens zur Fabel und zum Mährchen machen. Können sie nicht einen unglücklichen Erfolg mit guten Absichten entschuldigen, die Güte eines Entwurfs und die Richtigkeit der Maaßregeln durch den guten Ausgang rechtfertigen, sich der Bosheit und dem Neid entgegen stellen, um guten Unternehmungen bessere Bewegungsgründe beizulegen, von einem schlechten Anschein eine günstige Auslegung geben, kleine Fehler unsichtbar machen, nur die Tugend hervorziehen, bei tausend Gelegenheiten That-

sachen und kleine Umstände vortheilhaft darstellen und den Spötter selbst beschämen? Ich kenne den Grundsaz der Großen: „Mögen sie doch reden, wir thun, was wir wollen“ — aber ich weiß auch, daß das Redenlassen sie oft am Handeln hindert.

Den verdienstvollen Mann kennen, und dann, ihn gehörig schäzen, folgt unmittelbar aufeinander, aber große Herren verstehen gewöhnlich beides nicht.

Du bist groß. Du bist mächtig — nicht genug: mache, daß ich dich schäzen muß, damit ich mich betrübe, wenn ich deine Gunst verliere, oder sie nicht erlangen kann.

Du sagst von einem Großen, oder einem Geschäftsmanne: er ist zuvorkommend, dienstfertig, macht jedem Vergnügen, und du beweisest mir das durch sein ganzes Betragen in einer Angelegenheit, an der du Theil hattest. Ich verstehe dich, man kommt deinen Bitten zuvor, du bist mit einem Minister bekannt, und vermagst viel bei ihm. Du stehst bei einem großen Herrn in Ansehen. Wolltest du mehr sagen?

Franzion sagt vom neuen Minister: „Ich habe alle Ursache, mich über ihn zu beklagen, er verachtet mich, er kennt mich nicht mehr.“ „Das ich nicht wüßte, antwortet Köhler, vielmehr halte ich ihn für einen höflichen und gefälligen Mann.“ Ich verstehe dich, Köhler.

Du willst, man soll wissen, daß der neue Minister dir einige Achtung beweist, daß er dich in seinem Vorzimmer unter tausend rechtschaffenen Menschen zuerst erblickt, von denen er die Augen wegwendet, um nicht in die unangenehme Nothwendigkeit versezt zu werden, ihnen zu danken, oder zuzulächeln.

Einen rühmen, einen Großen rühmen — heißt gewöhnlich, sich selbst rühmen, indem man von ihm alles Gute sagt, das er uns gethan hat, oder das er uns gar nicht zu thun gedachte.

Man lobt die Großen, um zu verstehen zu geben, daß man mit ihnen Umgang hat, selten aber aus Achtung oder Dankbarkeit: oft kennt man die nicht einmal, die man lobt. Eitelkeit oder Leichtsinn ist oft stärker als das Gefühl einer empfangenen Beleidigung: man ist mit ihnen unzufrieden, und — lobt sie.

Wenn es gefährlich ist, an einer verdächtigen Sache Theil zu nehmen, so ist es doppelt gefährlich, wenn ein Großer daran Theil hat. Er geht davon, und läßt dich doppelt bezahlen, für ihn und für dich.

Ein Fürst kann mit aller seiner Macht eine schändliche Gefälligkeit nicht belohnen, wenn man bedenkt, was derjenige, den er belohnen will, dabei aufopferte, und er kann ihn nicht genug bestrafen, wenn er seine Rache nach dem erlittenen Unrecht abmessen will.

Wenn ein Großer sein Leben, das er in Freude, Vergnügen und Ueberfluß zubrachte, in Gefahr giebt, so wagt er mehr als ein Privatmann, der nur armselige Tage preis giebt; das kann wahr sein, aber der Große wird auch dafür durch Ruhm und Ehre schadlos gehalten. Der Soldat merkt nicht, daß er bekannt ist, er stirbt unbekannt und unter der Menge. Er lebte zwar eben so unbekannt, aber er lebte doch, und dies ist eine der Ursachen, warum es niedrigen und untergebenen Menschen zuweilen an Muth gebricht. Die Großen aber, die den Augen der Menschen, und ihrem Lob und Tadel ausgesezt sind, müßen ihrem Temperament Gewalt anthun, wenn es sie nicht selbst zur Verrichtung großer Thaten treibt, und hierinn besteht die Tapferkeit des Adels.

Stecke mich unter die Truppen, als einen gemeinen Soldaten — ich bin Thersites: stelle mich an die Spize eines Heers, von dem ich ganz Europa Antwort geben muß — ich bin Achilles.

Die Fürsten — ohne alle Wissenschaft und Regel — vergleichen gerne. Sie sind gleichsam im Mittelpunkt des Besten gebohren und erzogen, und damit vergleichen sie alles, was sie sehen, lesen und hören.

Den Prinzen nur von ihrem hohen Range, und von der Sorge für denselben vorschwazen, ist eine unnöthige Vorsicht, denn der ganze

Hof macht sich's zur Pflicht, ihnen ehrerbietig zu begegnen. Viel eher werden sie den Werth anderer Menschen vergessen, und Allen, ohne Rücksicht auf Stand und Verdienst, gleich begegnen, als daß sie's vergessen sollten, welche Hochachtung man ihrem Stande schuldig ist. Ihr angebohrner Stolz blickt bei jeder Gelegenheit hervor: man darf sie also nur lehren, ihn zu mäßigen, edel und rechtschaffen zu handeln, und unter den Dingen einen Unterschied zu machen.

Es ist blose Ziererei, wenn ein Mann von Stande nicht sogleich den Plaz einnimmt, der ihm gebührt, und den ihm jeder gerne einräumt. Er kann leicht bescheiden sein, sich unter die Menge mischen, die ihm ausweicht, und in einer Gesellschaft sich zu unterst sezen, weil ihn da alle sehen, und alle ihn nöthigen, heraufzurücken. Bescheidenheit ist für den gemeinen Mann beschwerlicher, denn stellt er sich unter das Volk, so drückt man ihn, und wählt er sich einen unbequemen Plaz, so läßt man ihm denselben.

Aristarch begiebt sich mit Herold und Trompeter auf den öffentlichen Markt. Dieser giebt das Zeichen, und das Volk läuft herbei und versammelt sich. „Hört ihr Leute, ruft der Herold, merkt wohl auf; Stille, Stille: Aristarch, den ihr hier seht, wird Morgen eine gute Handlung verrichten.“ Ich sage schlecht-

weg: Jemand thut Gutes; will er mehr thun? so muß ich nicht wissen, daß er Gutes thut, oder wenigstens muß er mich nicht vermuthen lassen, daß er's selbst ausposaunt habe.

Die beste Handlung verliert oder gewinnt durch die Art, mit der man sie verrichtet, und macht selbst die gute Absicht zweifelhaft. Wer Tugend lobt und beschüzt, weil's Tugend ist, und wer das Laster tadelt und verbessert, weil's Laster ist, handelt aufrichtig, natürlich, ohne Umschweif, ohne Liebe zum Sonderbaren, ohne Stolz und Verstellung. Er spricht nicht sinnreich oder mit gezwungenem Ernst, noch viel weniger beißend und höhnisch. Er sucht nicht vor den Augen des Volks zu handeln, sondern giebt ein gutes Beispiel, und erfüllt seine Schuldigkeit. Er giebt weder den Frauenzimmergesellschaften, noch den Neuigkeitsträgern und Visitenläufern Stoff zum erzählen und zu Gesprächen. Das Gute, das er that, ist zwar weniger bekannt, aber er that Gutes — was will er mehr?

Die Erinnerung an die Vorwelt kann den Großen nicht sehr angenehm sein, denn ist es nicht traurig, bedenken zu müßen, daß wir alle Brüder und Schwestern sind, daß wir zusammen eine Familie, und nur näher oder weitläuftiger mit einander verwandt sind?

Theogniß ganzer Anzug ist genau angepaßt, und er erscheint gepuzt wie ein Frauenzimmer.

Ehe er noch aus der Thüre trit, legt er Augen und Gesicht in Falten, damit alles fertig sei, wenn er öffentlich erscheint, und man ihn ganz allerliebst finde. Kommt er in ein Zimmer, so macht er ein Compliment zur Rechten, wo die Gesellschaft steht, und zur Linken, wo Niemand ist; er grüßt Anwesende und Abwesende. Er umarm einen Mann, der ihm in Weg kommt, drückt in an seine Brust, und fragt dann, wer er sei? Es bedarf Jemand seiner Hülfe in einer nicht sehr wichtigen Sache, er geht zu ihm, und träg ihm seine Bitte vor. Theognis hört ihn gütist an, freut sich, daß er ihm einigermaßen nüzlich sein kann, und bittet ihn, ihm noch mehr Gelegenheit zu geben, wo er ihm nüzlich sen kann. Der andere wiederholt seine Bitte, und Theognis schlägts ihm ab. Er ersucht ihn sich an seine Stelle zu sezen, und macht ihnselbst zum Richter. Der Klient geht, wird begleitet, umarmt, und ganz beschämt gemacht. Er ist beinahe zufrieden, daß ihm seine Bitt abgeschlagen worden ist.

Pampilus spricht nicht mit den Personen, die e antrift, oder die ihn besuchen, sondern, nach Ton, Mine und Stimme zu urtheilen, empfängt er sie, giebt ihnen Audienz, oder ertheilt ihen den Abschied. Er hat gewisse Ausdrücke, die zugleich höflich und stolz sind, seine Freundlichkeit ist herrschsüchtig, und er begegnet alln ohne Unterschied auf einerlei Art.

Er besizt eine Scheingröße, die ihn erniedriget, und seine Freunde, die ihn nicht verachten wollen, in Verlegenheit sezt.

Ein Pamphilus ist voll von sich selbst: er verliert sich nie aus dem Auge, ist immer mit seiner Hoheit, seinen Verbindungen, seinem Amte und seiner Würde beschäftigt, und hüllt sich ganz darein ein. Er sagt: mein Orden, mein blaues Band, und er zeigt oder verbirgt ihn aus Pralerei: mit einem Wort, ein Pamphilus will groß sein, er glaubt es zu sein, ist es nicht, sondern nur die Silhouette eines Großen. Wenn er einen Mann von gemeinem Stande oder einen Gelehrten freundlich ansehen will, so giebt er wohl Achtung, daß Niemand ihn dabei betrift: er würde auch sogleich schaamroth werden, wenn man ihn unglücklicher Weise in der Vertraulichkeit mit einem Menschen beträfe, der weder reich noch mächtig, noch der Freund, Verwandte oder Bediente eines Ministers wäre. Er ist hart und unerbittlich gegen alle, die ihr Glück noch nicht gemacht haben. Er sieht dich heute bei Hofe und weicht dir aus; morgen trift er dich auf einem einsamen Spaziergange, oder in der Gesellschaft eines Großen — nun hat er Muth, kommt auf dich zu, und spricht: Gestern wollten Sie mich nicht sehen. Bald verläßt er dich eiligst, und geht auf den ersten Minister zu, und läßt sich dieser mit dir in ein Gespräch ein,

so fällt er dir ins Wort, und sucht ihn von dir weg zu bringen. Ein andermal redst du ihn an, aber er giebt dir kein Gehör, du must ihm nachgehen, und er spricht in einem so hohen Ton, daß es für die Vorübergehenden eine wahre Komödie ist. Aber Pamphile sind fast immer auf dem Theater. Sie nehmen einen falschen Charakter an, und nichts ist ihnen verhaßter, als natürlich zu sein. Kurz, sie sind wahre Komödianten.

Unerschöpflich ist die Materie von den Pamphilen. Sie sind niedrig und furchtsam vor Fürsten und Ministern, und voll Stolz und Zuversicht gegen die, die nur tugendhaft sind: stumm und verwirrt bei Gelehrten: feurig, verwegen und entscheidend bei Ignoranten. Sie sprechen mit dem Manne, der unaufhörlich unter Acten wühlt, vom Krieg, und mit dem Finanzrath von politischen Gegenständen: bei Frauenzimmern sind sie Historiker, bei Doctoren Dichter, und bei Dichtern Feldmesser. Mit Grundsäzen und Maximen haben sie nichts zu thun, sie leben ins Gelag hinein, und werden von dem Winde der Gunst, und von der anziehenden Kraft des Geldes hingerissen und fortgetrieben. Sie haben keine Meinungen, die ihnen eigen wären, sondern sie entlehnen sie da oder dort, je nachdem sie's nöthig haben, und der, zu dem sie ihre Zuflucht haben, ist

eben nicht ein kluger, geschickter oder tugendhafter Mann, sondern ein Mann nach der Mode.

Wer die Großen, oder andere angesehene Männer haßt oder beneidet, wird dadurch wegen ihres Ansehens und ihrer Hoheit nicht gerochen, sondern vermehrt vielmehr sein eigenes Elend durch die unerträgliche Last der Glückseligkeit Anderer. Wie ist dieser tief eingewurzelten und ansteckenden Seelenkrankheit zu begegnen? Wir wollen mit wenigem, und wo möglich, mit noch wenigerm zufrieden sein, und zu rechter Zeit zu verlieren lernen. Dieses Mittel hat folgende gesegnete Wirkungen: Ich erspare dadurch die Mühe, einen Bedienten abzurichten, und einen Schreiber mir geneigt zu machen, durch die unzählige Menge von Klienten und Höflingen, die das Haus des Ministers mehr als zehenmal des Tags überlaufen, von seiner Thüre verdrängt zu werden; in seinem Audienzzimmer ängstlich zu harren, ihn zitternd, und mit stammelnder Zunge um eine gerechte Sache zu bitten; seinen Troz, sein bitteres Lachen, und seine kurzen Abfertigungen zu erdulden. Ich hasse und beneide ihn nicht mehr; er bittet mich und ich ihn um nichts. Wir sind einander ganz gleich, ausser daß ich ruhig bin, und er es vielleicht nicht ist.

Am Hof und in der Stadt herrschen dieselben Leidenschaften, dieselben Schwachheiten,

dieselben

dieselben Niederträchtigkeiten, dieselben verkehrten Urtheile, dieselben Zänkereien in den Familien, und unter Verwandten, derselbe Neid, derselbe Haß. Ueberall findet man Schwiegertöchter und Schwiegermütter, Männer und Frauen, Ehescheidungen, Zwistigkeiten und schlechte Aussöhnungen, Leidenschaften, Zorn, Partheilichkeit, Schwäzer, Verleumder. Das Aeußerliche der Laster ist bei Hofe sehr scheinbar, aber das Innere derselben ist da eben so, wie bei den niedrigsten Ständen: man findet da alle Niederträchtigkeiten, Schwachheiten und Unanständigkeiten. Diese wegen ihrer Geburt, ihres Glücks und ihrer Würden so großen Männer, diese starken und großen Geister, diese artigen und wizigen Damen, verachten den Pöbel, und sind selbst — pöbelhaft.

Der Ausdruck Pöbel hat einen sehr weiten Umfang, so weit, daß es viele Leute nicht begreifen können, wie weit er sich erstreckt. Der Pöbel, im Gegensaz mit den Großen, begreift das gemeine Volk, und, im Gegensaz mit den weisen, geschickten und tugendhaften Menschen, begreift er — Große und Geringe.

Die Großen lassen sich von ihren Leidenschaften leiten; auf ihre trägen Seelen macht anfangs alles einen sehr starken Eindruck. Von allem, was neu ist, sprechen sie viel, in kurzem wenig, und bald wird der Sache gar nicht mehr gedacht. Handlungen, Aufführung,

Schriften, Begebenheiten — alles wird vergessen. Man erwarte von ihnen ja keine Besserung, Vorsicht, Ueberlegung, Dankbarkeit und Belohnung.

Bei gewissen Personen fällt man von einem Extrem aufs andere. Nach ihrem Tod erschallt ihr Lob in Tempeln, und das Volk höhnt ihren Nahmen. Zuweilen verdienen sie weder Pasquille noch Lobreden, zuweilen aber beides.

Wenn die Großen Gelegenheit haben, uns Gutes zu thun, so fehlt es ihuen nicht selten am Willen dazu, und wenn sie uns Böses thun wollen, so finden sie nicht immer Gelegenheit dazu. Es kann also leicht geschehen, daß die gehoften Folgen von unserm Betragen gegen sie nicht eintreffen, besonders, wenn es sich nur auf Hofnung oder Furcht gründet. Oft wird man alt und stirbt, ohne daß es von ihnen abhieng, uns glücklich oder unglücklich zu machen. Wir müssen sie ehren, weil sie groß, und wir gering sind, und weil geringere als wir selbst, uns auch ehren.

Am besten ist es, wenn man von den Grossen schweigt. Spricht man von ihnen Gutes, so ist es größtentheils Schmeichelei: spricht man bei ihrem Leben von ihnen Böses, so ists gefährlich, und nach ihrem Tode, niedrig.

Regent und Republik.

Wer ohne Vorliebe für sein Vaterland alle Regierungsarten durchgeht, weiß nicht, welche er für die beste halten soll. Gutes und Böses ist in allen gemischt. Am sichersten und vernünftigsten ist's, man halte die Regierungsform, unter der man lebt, für die beste.

Um Tirannei auszuüben, braucht man weder Kunst noch Wissenschaft, und die Politik, die nur im Blutvergießen besteht, ist höchst eingeschränkt, und zeugt von gar keinem Nachdenken, und besteht nur in der schändlichen Regel: morde den, der deinem Ehrgeize im Wege steht. Dem Grausamen ist das sehr leicht. Dieß ist die abscheulichste und plumpste Art, sich zu erhalten und groß zu machen.

In Republiken ist's Politik, das Volk durch Feste, Schauspiele, Luxus, Pracht, Vergnügen, Eitelkeit, leeren Dunst und wahre Kleinigkeiten einzuschläfern. — Giebts einen Weg, der näher und sicherer zur Despotie führt?

Vaterland — ein unbekannter Nahme in despotischen Staaten: Interesse, Ruhm und Fürstendienst ersezen ihn da.

Um in Republiken Neuerungen einzuführen, muß man mehr auf die Umstände, als auf die Sache selbst sehen. Zu einer Zeit kann man

nicht genug Eingriffe in die Rechte des Volks thun, und zu einer andern kann man es nicht genug schonen. Heute kann man einer Stadt ihre Freiheiten, Rechte und Privilegien rauben, und Morgen darf man nicht einmal daran denken, die aushängenden Schilde zu verbessern.

Wenn das Volk in Bewegung ist, so sieht man nicht, wie es wieder ruhig gemacht werden könne, und wenn es ruhig ist, so kann man nicht begreifen, wodurch die Ruhe gestört werden könnte.

Der Krieg hat für sich das Alterthum — er war in allen Jahrhunderten; immer machte er Witwen und Waisen, raubte den Familien ihre Erben, und mordete Brüder in einer Schlacht. Von jeher waren die Menschen einig, einander wegen einer Strecke Landes mehr oder weniger, zu plündern, zu würgen, zu morden und zu verbrennen, und um desto scharfsinniger und sicherer dabei zu Werke zu gehen, erfanden sie eigene Regeln, die man Kriegskunst nennt. Wer diese Regeln wohl anwendet, wird berühmt und angesehen, und seit vielen Jahrhunderten suchte ein Volk das andere in der Kunst sich zu zerstören, zu übertreffen. Die Ungerechtigkeit der ersten Menschen ist die einige Ursache des Kriegs und der Nothwendigkeit, einen Oberherrn zu wählen, der die Rechte und Ansprüche seiner Untergebenen festsezt. Wäre jeder mit seinem Eigenthum zu-

frieden gewesen, und hätte keiner nach fremdem Gute getrachtet, so würde man immer in Friede und Einigkeit gelebt haben.

Die Männchens, die im Schooße ihrer Familie ruhig hinter dem Ofen sizen, und in einer großen Stadt wohnen, wo keine Gefahr ist, athmen Feuer und Blut, und beschäftigen sich mit Verheerungen, Krieg, Brand und Nidermezlungen. Sie können's vor Ungedult kaum mehr aushalten, daß die im Felde stehenden Heere nicht auf einander stoßen, oder wenn sie auch einander im Gesichte stehen, daß sie sich nicht schlagen, oder wenn das auch geschieht, daß das Treffen nicht blutig ist, und nicht wenigstens zehentausend auf dem Schlachtfeld bleiben. Zuweilen vergessen sie aus Liebe zur Veränderung und zum Ausserordentlichen ihre größten Vortheile — Ruhe und Sicherheit. Manche würden die Türken gerne vor den Thoren Wiens sehen, nur um das Vergnügen zu haben, diese Neuigkeit zu erzählen.

Demophil, zu meiner Rechten, klagt und schreit: alles ist verloren, es ist um den Staat geschehen, wenigstens ist er seinem Untergange ganz nahe. Wie soll man einer so starken und allgemeinen Empörung widerstehen? Wie kann man so mächtige Feinde, ich will nicht sagen bezwingen, sondern nur sich ihnen entgegen stellen? Das ist noch in keiner Monarchie geschehen. Der größte Held, selbst Achilles müßte hier un-

terliegen. Man hat aber auch grobe Fehler gemacht, sezt er hinzu: ich weiß, was ich sage, denn ich verstehe das Kriegswesen gut; ich habe einem Treffen zugesehen, und viel aus Büchern gelernt. Dann spricht er mit Bewunderung vom Olivier le Daim und Jakob Coeur *): das waren Männer, sagt er, das waren Minister! Dann kramt er seine Neuigkeiten aus, die alle kläglicher und nachtheiliger sind, als man sich's nur denken kann. Bald wurde ein Theil der Unsrigen in Hinterhalt gelockt, und gänzlich geschlagen, bald mußten sich einige in einem Schloße befindlichen Völker dem Feind auf Gnade und Ungnade ergeben, und wenn man ihm auch gleich versichert, daß dies Gerücht falsch ist, und sich nicht bestätigt, — er hört es nicht, sondern sezt noch hinzu, der und der General sei gefallen. Du wirst ihm

*) Olivier le Daim war Ludwigs des Eilften Barbier, und eines Bauern Sohn aus Flandern. Der König beförderte ihn wegen seines großen Verstandes zu angesehenen Bedienungen. Aber sein Nachfolger, Karl der Achte ließ ihn 1484 aufhängen. -- Jakob Coeur war der Sohn eines Kaufmannes zu Bourges. Da er Karln dem Siebenten große Geldsummen vorgeschossen hatte, so machte er ihn zu seinem Finanzrathe, und brauchte ihn zu den wichtigsten Angelegenheiten. Er ernannte ihn sogar zu seinem Gesandten auf die Kirchenversammlung zu Lausanne. Seine Feinde machten sich seine Abwesenheit zu nuz, und nahmen den König so gegen ihn ein, daß er aus dem Reiche verbannt wurde.

Der Uebers.

vergebens versichern, daß er nur eine leichte Wunde bekommen habe, er beweint seinen Tod, beklagt seine Witwe, seine Kinder, den Staat und sich selbst, denn er hat einen guten Freund, und einen großen Beschüzer an ihm verloren. Er sagt, die deutsche Reuterei ist unüberwindlich, und erblaßt, wenn man nur die kaiserlichen schweren Reuter nennt. Wenn man diesen Ort angreift, fährt er fort, so muß man die Belagerung aufheben, oder man muß sich nur zu vertheidigen suchen, und kann kein Treffen wagen. Wagt man eins, so ist es verloren, und dann ist der Feind auf der Gränze, ja, da Demophil ihn fliegen läßt, schon mitten im Königreich. Er hört schon die Sturmglocke läuten, und Lärmen schlagen. Er denkt an sein Vermögen und an seine Güter. Wo soll er sein Geld, sein Hausgeräthe und seine Familie hinbringen, nach der Schweiz oder nach Venedig?

Aber Basilides, zu meiner Linken, läßt plözlich ein Heer von dreimal hundert tausend Mann ausrucken, nicht eine Compagnie weniger; er hat die Liste aller Bataillons und Schwadronen, aller Generale und Officiere; er vergißt weder Artillerie noch Bagage. Er commandirt die ganze Armee unumschränkt, einen Theil schickt er nach Deutschland, und einen andern nach Flandern, eine gewisse bestimmte Anzahl behält er für die Alpen, etwas weniger

für die Pyrenäen, und die übrigen schift er ein. Er weiß die Marschroute aller dieser Völker vollkommen, er weiß, was sie thun und nicht thun werden, daß man vermuthen muß, er habe das Ohr des Fürsten, und wisse die Geheimnisse des Ministers. Haben die Feinde ein Treffen verloren, und neun bis zehentausend Menschen auf dem Schlachtfelde gelassen, so zählt er wohl dreissig tausend, nicht mehr und nicht weniger, denn seine Angaben sind immer bestimmt und gewiß, als ob ers auf's genaueste wüßte. Erfährt er des Morgens, daß wir einen offenen Plaz verloren haben, so läßt er seinen Freunden, die er gestern zum Mittagessen einlud, absagen, denn zu Mittag speist er heute gar nicht, und wenn er auch zu Nacht etwas zu sich nimmt, so fehlt ihm doch der Appetit. Belagern die unsern einen festen, regelmäßigen, mit Lebensmitteln und Munition wohl versehenen Ort, der eine starke Garnison, und einen tapfern General hat, so behauptet er, die Stadt habe doch eine schwache und schlechtbevestigte Seite, es fehle ihr an Pulver und dem General an Erfahrung, und in acht Tagen werde die Stadt sich ergeben müssen. Ein andermal läuft er sich ganz athemlos, und noch hat er sich nicht recht erholt, so ruft er schon: „Nun, eine große Neuigkeit, sie sind gänzlich geschlagen: der Feldherr, die vornehmsten Generals, alles ist niedergemacht worden, und um-

gekommen: wahrlich! das nenne ich eine fürchterliche Niederlage, und wir können von grossem Glück sagen.“ Er sezt sich, und keicht, nachdem er seine Neuigkeit vollkommen erzählt hat, zu deren Wahrheit vielleicht nur der kleine Umstand fehlt, daß gar kein Treffen geliefert worden ist. Er versichert auch, daß dieser Prinz aus dem Bunde getretten sei, und jener bald seinem Beispiele folgen werde, und glaubt mit dem Pöbel, daß ein dritter gestorben sei, er nennt sogar den Ort seines Begräbnisses, und wenn man schon auf allen Fischmärkten und in allen Vorstädten vom Gegentheil überzeugt ist, so bleibt er doch noch bei seiner Meinung. Er weiß ganz gewiß, daß der Großsultan dem Kaiser ein Stück Landes nach dem andern wegnimmt, sich mit aller Macht rüstet, und gar nichts vom Frieden hören will, sondern daß sich sein Vizier bald vor den Thoren Wiens zeigen wird. Er klatscht und hüpft vor Freuden über diese Begebenheit, an der er gar nicht zweifelt. Das dreifache Bündniß ist bei ihm der Cerberus, und die Feinde sind lauter Ungeheuer, die man aus dem Wege räumen muß. Er spricht nur von Lorbern, Palmen, Triumphen und Tropheen. Auch im vertrauten Gespräch sagt er: unser aller durchlautigster Held, unser großer Potentat, unser unüberwindlicher Monarch. Man kann ihn nicht dazu bringen, daß er frei heraus sagt: der König hat viele mächtige

Feinde, sie sind einig und sehr erbittert: er hat sie schon einmal besiegt, und ich denke er wird sie wieder besiegen. Diese für den Demophil zu freie und entscheidende Frage, ist für den Basilides nicht pompös und erhaben genug: er hat ganz andere Ausdrücke im Kopfe; er arbeitet an den Aufschriften der Triumphbögen und Pyramiden, die am Tag des öffentlichen Einzuges die Hauptstadt zieren sollen, und sobald er hört, daß die Armeen einander im Gesicht stehen, oder eine Festung eingeschlossen worden ist, läßt er seinen Staatsrock vom Staub reinigen und aussonnen, damit alles bereit sei, wenn in der Hauptkirche das Herr Gott dich loben wir angestimmt werden soll.

Die Hauptsache, derentwegen sich die Bevollmächtigten und Agenten der Kronen und Republiken in einer Stadt versammeln, muß von äußerster Wichtigkeit, und außerordentlich schwer zu entwickeln sein, wenn sie mehr Zeit kostet, als die Präliminarien, oder gar, als die Einrichtung des Ranges, Vorsizes und des übrigen Ceremoniels.

Der Minister oder Bevollmächtigte ist ein Kamäleon, ein Proteus: zuweilen gleicht er einem geschickten Spieler, der nie seine wahre Natur zeigt, damit man nicht das oder jenes muthmaße, ihn wohl ganz ausforsche, und damit ihm nichts von seinem Geheimniß aus Leidenschaft oder Schwachheit entwische. Zuwei-

len weiß er auch den Charakter zu heucheln, der seinen Absichten und dermaligen Bedürfnissen am Besten entspricht, damit andere glauben, er sei wirklich der Mann, der er zu sein scheint. Bei einer großen Macht oder Unmacht, die er aber zu verbergen sucht, ist er entweder fest und unerschütterlich, um allen die Hofnung zu benehmen, viel von ihm zu erhalten, oder er ist gefällig, um Andere zum Bitten einzuladen, damit er sich dann die nemliche Freiheit nehmen kann. Bald ist er tiefsinnig und geheimnißvoll, um die Wahrheit, die er erzählt, unglaublich zu machen, weil ihm viel daran gelegen ist, sie gesagt zu haben, ohne daß man sie glaubt; oder er ist frei und offen, damit man glauben soll, er habe alles gesagt, und man wisse alles, was man zu wissen verlangt, wenn er auch die Wahrheit ganz verdreht hat. Bald ist er lebhaft und ein Schwäzer, um andere zum Reden zu bringen, und allem, was sie nicht wissen sollen, auszuweichen, oder um tausend Sachen unter einander zu reden, die sich widersprechen, oder gar aufheben, und bei den Zuhörern Furcht und Hofnung zurücklassen, vielleicht will er sich auch dadurch wegen einer Erzählung vertheidigen, die ihm kürzlich entwischt ist. Zu einer andern Zeit ist er kalt und still, um andere zum Sprechen zu bewegen, um lange zu hören, und gehört zu werden, wann er spricht, um mit Nachdruck und Gewicht zu sprechen, oder da-

mit seine Versprechungen und Drohungen einen tiefen Eindruck machen. Er läßt sich heraus und spricht zuerst, um die Einwendungen, Widersprüche, Ränke und Cabalen der fremden Minister gegen seine Vorschläge zu entdecken, und sich darnach zu richten: an einem andern Orte aber spricht er zulezt, damit er nicht vergebens rede, kurz sei, und wisse, worauf er und seine Freunde sich verlassen können, und wo er keine Fehlbitte thun werde. Er kann klar und bestimmt, aber noch besser zweideutig und dunkel reden, und bei vorfallender Gelegenheit legt er seinen doppelsinnigen Ausdrücken gerade den Sinn unter, der ihm am zuträglichsten ist. Er fodert wenig, wenn er nicht viel geben will, oder er fodert viel, um wenig desto gewisser zu bekommen. Er fodert anfangs Kleinigkeiten, die er in der Folge für nichts rechnet, und die ihn nicht hindern, größere Dinge zu begehren; dagegen fodert er anfangs keine Sache von Wichtigkeit, wenn sie ihn verhindern sollte, mehrere andere zu erhalten, die zwar einzeln nicht so viel bedeuten, aber zusammengenommen von einem weit größern Werthe sind. Er fodert zuviel, damit man es ihm verweigere, und er auch berechtigt sei, das auf eine gute Art zu versagen, was man, wie er weiß, von ihm bitten wird: er nennt es eine ungeheure Foderung, sucht darzuthun, warum er nicht einwilligen könne, und bemüht sich zugleich, die Gründe zu

entkräften, die man seinen mit großem Eifer betriebenen Foderungen entgegen sezt. Was er andern that, posaunt er aus und vergrößert es, aber was er erhielt, nennt er eine unbedeutende Kleinigkeit. Er macht große aber unerlaubte Anerbietungen, die man nicht annehmen kann, die ihm aber doch Gelegenheit geben, unerhörte Foderungen zu machen, und diejenigen undankbar zu nennen, die ihm darinn nicht willfahren. Er giebt mehr als man begehrt, damit er noch mehr erhalte, als er giebt. Lange läßt er sich wegen einer nicht sehr bedeutenden Sache bitten, flehen und überlaufen, damit Andere alle Hofnung und Gedanken fahren lassen, mehr von ihm zu verlangen, und wenn er nach langem Bitten endlich etwas abtrit, so geschieht es unter solchen Bedingungen, daß er die Hälfte des Gewinns und Vortheils erhält. Findet er seinen Nuzen dabei, so nimmt er mittelbar oder unmittelbar die Parthei eines jeden. Er spricht vom Frieden, Bündnissen, öffentlicher Ruhe, und dem allgemeinen Besten, und denkt doch nur auf seinen eigenen Nuzen, oder vielmehr auf den seines Herrn oder seiner Republik. Bald vereinigt er die, die sich zuwider waren, bald trennt er die, die einig waren: die Starken und Mächtigen macht er furchtsam, und den Schwachen spricht er Muth ein. Erst verbindet er die Schwachen gegen einen Mächtigen, um das Gleichgewicht zu er-

halten, dann aber trit er auf die Seite des lezteren, um den Ausschlag zu geben. Seinen Schuz und seine Freundschaft verkauft er sehr theuer. Durch gut ausgedachte Kunstgriffe und feine Ränke sucht er alle, mit denen er in Unterhandlungen steht, zu gewinnen, und stellt ihnen vor, wie viel Ehre, Geld und Vortheil ihnen eine gewisse Gefälligkeit bringen könnte, ohne daß dadurch ihren Aufträgen oder den Absichten ihrer Herren im geringsten entgegen gearbeitet würde. Er giebt zu verstehen, daß man auch bei ihm durch dergleichen Kunstgriffe etwas ausrichten könne, und daß er gegen sein Glück nicht unempfindlich sei. Dadurch holt er manchen aus; man entdeckt ihm seine geheimsten Absichten, sein verborgenstes Vorhaben, seine äusserste Zuflucht, und er zieht daraus seinen Nuzen. Werden nach langem Deliberiren einige Punkte regulirt, und verlirt er dabei, so schreit er; — gewinnt er aber, so schreit er noch mehr, und die, welche dabei verlieren, müssen sich rechtfertigen und vertheidigen. Sein Hof hat die Angelegenheit, derentwegen er gesandt worden ist, reiflich erwogen, alle seine Schritte sind abgemessen, und in allen Stücken hat man ihm die genaueste Vorschrift gegeben, demohngeachtet stellt er sich bei streitigen und schwierigen Punkten, als wenn er nur für sich nachgäbe, um den Vergleich zu befördern, und sagt dabei, er wisse nicht gewiß, ob sein Hof

die Sache genehmigen werde. Er verbreitet wegen der ihm aufgetragenen Geschäfte falsche Gerüchte; er ist zwar mit einer besondern Vollmacht versehen, aber er läßt es vorher auf's äußerste kommen, ehe er sich derselben bedient. Seine Ränke gehen nur auf das Nüzliche und Wesentliche, dem er immer Kleinigkeiten und eine eingebildete Ehre aufopfert. Er ist gelassen, wafnet sich mit Standhaftigkeit und Gedult, wird nie müde, sondern ermüdet andere, und macht sie ganz kleinmüthig. Er verwahrt sich wider Verzögerungen, Vorwürfe, Schwierigkeiten, Hindernisse, Aufenthalt und Mistrauen, und gewöhnt sich allmählich daran, überzeugt, daß Zeit und Umstände allein die Sachen und Gemüther dahin lenken können, wo man sie haben will. Wenn er die Fortsezung der Unterhandlungen insgeheim senlichst wünscht, so stellt er sich, als ob sein eigener Nuzen es erfodere, daß sie abgebrochen werden, und wenn er den gemessensten Befehl hat, alles anzuwenden, daß sie unterbleiben, so glaubt er nicht sicherer zu seinem Zwecke gelangen zu können, als wenn er auf ihre Fortsezung dringt. Ereignet sich eine große Begebenheit, so ist er unerbittlich oder nachgebend, nachdem es ihm nüzlich oder schädlich ist, und wenn seine Klugheit sie voraussieht, so verzögert oder beschleunigt er die Beendigung, nachdem der Staat, welchem er dient, davon zu hoffen oder zu fürch-

ten hat. Er richtet also seine Bedingungen nach seinen Umständen ein. Er zieht die Zeit, den Ort, die Gelegenheit, seine Stärke oder Schwäche, die Denkungsart des Volks, mit dem er zu thun hat, das Temperament und den Charakter derjenigen zu Rath, mit denen er in Unterhandlungen steht. Alle seine Absichten, Grundsäze, Rafinerien und Kunstgriffe treffen darinn zusammen: er will nicht betrogen werden, sondern andere betriegen.

Es ist ein Unglück für die Fürsten, daß ihre Geheimnisse sie oft so sehr drücken, daß sie sie unbedachtsamer weise jedem, der ihnen nahe ist, anvertrauen: selten treffen sie einen ehrlichen Mann, der sie derselben entlastet.

Dem Fürsten fehlen nur die Reize des Privatlebens: für diesen großen Verlust kann er nur durch die Reize der Freundschaft und durch die Treue seiner Freunde entschädiget werden.

Nichts macht einem Fürsten mehr Ehre, als die Bescheidenheit seines Lieblings.

Wenn ein edler, rechtschaffener Mann der Liebling des Fürsten ist, so muß er gewiß wegen Niederträchtigkeiten, Schmeicheleien, überflüssiger Bemühungen, und wegen der sklavischen Aufmerksamkeit derjenigen, die ihm nachlaufen, folgen, und sich als niedrigdenkende Geschöpfe an ihn hängen, verwirrt und bestürzt sein, und

insgeheim über eine so große Sklaverei lachen und spotten.

Staatsmänner, Minister, Lieblinge der Fürsten! darf ich es sagen? — Ueberlaßt nicht euren Nachkommen die Sorge für euer Andenken, und die Dauer eures Nahmens. Titel vergehen, die Gunst verschwindet, Würden hören auf, Reichthümer verfliegen und Verdienste sind nicht erblich. Wahr ists, ihr habt Kinder, die eurer würdig und fähig sind euer ganzes Glück zu erhalten: aber wer kann euch dies von euren Enkeln versprechen? Glaubt meinen Worten nicht, sondern betrachtet nur ein einiges mal die Menschen, die ihr höchstens ansehr um sie zu verachten. Ihre Großväter waren die Männer, deren Würden ihr jezt bekleidet. Uebt Tugend und Menschenliebe, und wenn ihr mich fragt: was mehr? so antworte ich: Uebt Menschenliebe und Tugend! Dann seid ihr Herren der Zukunft, und könnt — unabhängig von der Nachwelt — sicher sein, daß euer Nahme nie vergehen wird. Noch alsdann, wenn man die Ruinen eurer Schlößer, oder gar nur die Stelle zeigen wird, wo sie stunden — noch alsdann werden eure edlen Handlungen den Völkern in frischem Andenken sein. Sie werden eure Bildnisse und die euch zu ehren geprägten Münzen froh betrachten, und sagen: dieser Mann, dessen Bild ihr hier seht, sprach zu seinem Herrn stark und frei, und

fürchtete mehr ihm zu schaden, als ihm zu mißfallen. Er erlaubte ihm, gut und wohlthätig zu sein, seine Stadt, meine liebe Stadt, und sein Volk, mein Volk zu nennen. — Der Andere, dessen Bild ihr dort seht, in dessen Gesicht sich strenger Ernst mit Majestät mischt, vermehrte von Jahr zu Jahr sein Ansehen. Die größten Staatsmänner lassen sich gerne mit ihm vergleichen. Sein großer Zweck war das Ansehen des Fürsten und die Sicherheit des Volks durch die Bezämung der Grossen zu befestigen. Weder Partheien noch Verschwörungen, weder Verrätherei noch Furcht vor dem Tode und keine körperliche Schwäche konnte ihn davon abwendig machen.

Die listigste und scheinbarste Schlinge, die von jeher den Großen von ihren Untergebenen, und den Fürsten von ihren Ministern gelegt worden, ist: Ihre Schulden zu bezahlen, und sich zu bereichern. Vortreflicher Rath, nüzliche Lehre! eine Goldgrube, ein Peru — wenigstens für die, die sie bisher ihren Herren beizubringen wußten.

Eine Kenntniß, die sich auf alle einzelne Gegenstände erstreckt, oder eine unermüdete Aufmerksamkeit auf die geringsten Bedürfnisse des Staats, ist ein wesentliches Stück einer guten Regierung. Sie wurde zwar ehemals von Königen und Ministern zu sehr vernachläßigt, aber man kann sie einem Könige, der

sie nicht besizt, nicht genug wünschen, und an dem, der sie besizt, nicht genug hochschäzen. Was trägt es zum Wohl des Volks, und zur Glückseligkeit seiner Tage bei, daß der Fürst die Gränzen seines Reichs, durch Ueberwindung seiner Nachbarn, erweitert, und aus ihren unabhängigen Staaten Provinzen seines Reichs macht, daß er ihnen in Schlachten und Belagerungen überlegen ist, und sie vor ihm weder auf freiem Felde, noch in einer Festung sicher sind; daß die Nationen einander zu Hülfe rufen und sich verbinden, um sich zu beschüzen, und ihm Einhalt zu thun, daß sie sich vergebens verbinden, indem er immer weiter dringt, und immer siegt, daß ihre lezte Hofnung durch die wiederhergestellte Gesundheit des Monarchen vereitelt worden ist, die ihm das Vergnügen erlauben wird, zu sehen, wie die Prinzen, seine Enkel, sein Glück unterstüzen und vergrössern, wie sie zu Felde ziehen, sich der stärksten Festungen bemächtigen, neue Staaten erobern, alte und erfahrne Feldherren, nicht gerade wegen ihres Standes und ihrer Geburt, sondern vielmehr wegen ihrer Klugheit und Geschicklichkeit commandiren, wie sie den glorreichen Fußstapfen ihres siegenden Vaters folgen, und seine Güte, Lenksamkeit, Billigkeit, Wachsamkeit und Unerschrockenheit nachahmen; — kurz, was würde es mir, und dem Volke nüzen, daß der Fürst glücklich ist, durch seine und der Sei-

nigen Tapferkeit mit Ruhm überhäuft wird, und mein Vaterland mächtig und furchtbar ist, wenn ich unruhig und niedergeschlagen unter dem Drucke oder in Dürftigkeit leben müßte, wenn ich, vor den Streifereien der Feinde gesichert, mich auf dem Markte, und den Strassen der Stadt, dem Eisen des Mörders ausgesezt sähe; wenn ich fürchten müßte, beim Schrecken der Nacht, nicht in finstern Wäldern, sondern auf öffentlicher Straße geplündert und ermordet zu werden; wenn Sicherheit, Ordnung und Reinlichkeit mir den Aufenthalt in Städten nicht angenehm machte; wenn ich beim Ueberflusse die Süßigkeiten des Umgangs nicht genießen könnte; wenn ich schwach und verlassen in meiner Meierei, die Nachbarschaft eines Großen fürchten, oder mich, wenn man nicht dafür gesorgt hätte, gegen seine Unternehmungen in Sicherheit sezen müßte; wenn ich zur Erziehung meiner Kinder nicht die vortreflichsten Lehrer bekommen könnte, die sie in Künsten und Wissenschaften unterrichten, wodurch sie einst ihr Glück machen sollen; wenn ich durch die Bequemlichkeiten der Handlung mich nicht gut kleiden, mit gesunden Speisen nähren, und sie in einem billigen Preise kaufen könnte; mit einem Worte! wenn ich durch die Sorgfalt des Fürsten mit meinem Stande nicht eben so glücklich sein könnte, als er es wegen seiner Tugenden mit dem seinigen sein muß.

Acht oder zehntausend Menschen sind dem Monarchen das Geld, womit er eine Festung, oder einen Sieg erkauft: macht er, daß es ihn weniger kostet, so gleicht er dem Kaufmanne, der den Werth des Geldes besser kennt als ein anderer.

In einer Monarchie, wo das Interesse des Fürsten und des Staats eines ist, geht alles gut.

Einen König Vater des Volks nennen, heißt nicht sowohl ihm eine Lobrede halten, sondern vielmehr ihn bei seinem Nahmen nennen, oder eine Erklärung von ihm geben.

Die Pflichten des Monarchen, und die der Unterthanen sind sehr genau mit einander verbunden, welche aber eine genauere Beobachtung erfodern und beschwerlicher sind, entscheide ich nicht. Auf der einen Seite ist Ehrerbietung, Hülfe, Dienstfertigkeit, Gehorsam und Abhängigkeit, auf der andern aber Güte, Gerechtigkeit, Sorgfalt, Vertheidigung und Schuz unumgänglich nothwendig. Wer behauptet, der Monarch sei Herr über Leben und Tod der Menschen, sagt nur, daß die Menschen wegen ihrer Laster sich freiwillig den Gesezen und der Gerechtigkeit unterworfen haben, deren Verwaltung man dem Fürsten aufgetragen hat: wer aber hinzusezt, daß er ganz unumschränkt über alle Güter seiner Unterthanen befehlen könne, ist ein Schmeichler, ein niedriger Fürstenknecht,

der diesen schändlichen Grundsaz in seinen lez-ten Stunden widerrufen wird.

Wenn eine zalreiche Heerde am Abend eines heitern Tages auf einem Hügel weidet, und ruhig den Klee und Quendel frißt, oder auf einer Wiese das zarte und kurze Gras abnagt, das der Sense des Mähers entgieng, so ist der sorgfältige und besorgte Schäfer bei seiner Heerde. Er verliert sie nicht aus den Augen, folgt ihnen, leitet sie, und verändert die Weide. Wenn sie sich zerstreuen, bringt er sie wieder zusammen, und wenn ein gieriger Wolf erscheint, so muß ihn sein Hund verjagen; er nährt und vertheidigt sie; die Morgenröthe findet ihn schon auf dem Felde, das er mit dem lezten Sonnenstral verlies. Welche Sorgfalt, Wachsamkeit und Knechtschaft! Wer lebt wohl ruhiger und freier, der Hirt oder die Heerde? Ist die Heerde des Hirten wegen, oder der Hirt der Heerde wegen, da? — Ein natürliches Bild des Fürsten und seines Volks — wenn der Fürst g u t ist.

Ein prächtiger und verschwenderischer Fürst gleicht einem Hirten, der in Gold und Edelsteine gekleidet ist, einen goldnen Schäferstab führt, dessen Hund ein goldnes Halsband trägt, und an einem von Gold und Seide gewirkten Stricke liegt. Wozu nüzt all' die leere Pracht der Heerde? Schüzt sie wider den Wolf?

Wie beneidenswerth ist der Stand, in dem man in jedem Augenblicke Tausende beglücken kann! Aber auch wie gefährlich, denn kann man darinn nicht in jedem Augenblicke Millionen schaden?

Wenn es für die Menschen keine innigere, schmeichelhaftere und natürlichere Freude giebt, als sich geliebt zu wissen, und wenn Könige Menschen sind, können sie dann die Herzen ihrer Völker theuer genug erkaufen?

In der Regierungskunst giebt es wenig allgemeine und bestimmte Regeln und Vorschriften: man richtet sich nach Zeit und Umständen, und das beruht auf der Klugheit und Einsicht des Monarchen: deswegen ist eine vollkommene Regierung ein Meisterstück des menschlichen Verstandes, und sie wäre vielleicht ganz unmöglich, wenn das Volk nicht durch freiwillige Unterwürfigkeit und Gehorsam die halbe Arbeit dabei verrichtete.

Wenn es schon zu viel ist, für das Glück einer einigen Familie zu sorgen, wenn es schon genug ist, für sich selbst zu stehen, wie schwer, wie fast unmöglich muß es nicht sein, für das Wohl eines ganzen Landes zu sorgen! Wird ein Fürst für seine Mühe durch das Vergnügen, unumschränkt zu befehlen, und durch die Verehrung der Höflinge belohnt? Wenn ich die beschwerlichen, ungewissen und gefährlichen Wege betrachte, die er oft gehen muß, um zur öffent-

lichen Ruhe zu gelangen, wenn ich bedenke, welche harte Mittel er oft ergreifen muß, um einen guten Endzweck zu erreichen, und ich mir dabei vorstelle, daß er Gott selbst von der Glückseligkeit seiner Unterthanen Rechenschaft geben muß, daß Böses und Gutes in seinen Händen steht, und daß seine Unwissenheit ihn nicht entschuldiget — wenn ich das alles überlege, so bin ich mit meinem Stande ganz zufrieden, und möchte kein Fürst sein. Sollte ein Privatmann, der nur einigermaßen glücklich leben kann, seinen Stand wohl gegen ein Königreich vertauschen? Ist es nicht schon viel, wenn ein Erbprinz sich zum König machen läßt?

Wie viel Talente werden nicht erfodert, um wohl zu regieren? Eine königliche Geburt, eine edle, majestätische Bildung, die die Neugierde des Volks, das seinen Monarchen sehen will, befriedigt, und die Höflinge in Ehrfurcht erhält; ein beständig gleiches Betragen, Abscheu vor beißendem Scherz, oder soviel Verstandesstärke, ihn sich nie zu erlauben; nie Drohungen und Vorwürfe zu machen; den Zorn zu besiegen und sich beständig Gehorsam zu verschaffen; Gefälligkeit und einnehmendes Betragen; ein offenes aufrichtiges Herz, das man zu durchschauen glaubt, und durch das man sich Freunde, Anhänger und Bundsgenossen verschaft; bei seinen Unternehmungen verschwiegen, uner-

forschlich und unergründlich zu sein; öffentlichen Versammlungen mit Ernst und Würde beizuwohnen; den Gesandtschaften kurze, bündige und nachdrückliche Antworten zu ertheilen, Gnadenbezeugungen mit der Anmuth zu fertheilen, die so gut als eine neue Gnade ist; ein durchdringender Verstand, um Aemter, Würden und Aufträge, nur den geschicktesten und würdigsten Menschen zu ertheilen; in der Wahl der Feldherren und Minister glücklich zu sein; eine sichere, gründliche und entscheidende Beurtheilung der Geschäfte, und in jeder Sache die würdigsten und edelsten Maasregeln kennen zu lernen; Redlichkeit und Billigkeit, damit man sie ergreife, wenn auch der Eigennuz noch so sehr das Gegentheil riethe; ein glückliches und lebhaftes Gedächtniß, das ihm die Bedürfnisse der Unterthanen, ihr Aussehen, ihre Nahmen, und ihre Klagen beständig lebhaft darstellt; ein großer Ueberschauungsblick, der sich nicht blos auf die auswärtigen Geschäfte, auf Handlung, Staatsmaximen, politische Absichten, auf Erweiterung der Grenzen, durch neue Eroberungen, und auf Sicherung derselben durch starke Festungen, erstreckt, sondern sich auch über die innern Reichsangelegenheiten verbreitet; grausame und schändliche Gebräuche abzuschaffen; bessere Geseze zu geben, wenn sich Misbräuche unter dieselben eingeschlichen haben; den Städten durch eine strenge Policei mehr Sicherheit

und Bequemlichkeit, und durch Aufführung prächtiger Gebäude mehr Glanz und majestätisches Ansehen zu ertheilen; schändliche Laster ernstlich zu bestrafen; durch sein eigenes Beispiel Tugend und Rechtschaffenheit zu befördern; die Kirche, ihre Diener, Vorrechte und Freiheiten zu beschüzen; alle Unterthanen wie seine eigenen Kinder zu schonen; immer nur darauf bedacht zu sein, ihr Wohl zu befördern, die Abgaben zu mindern, und so einzurichten, daß die Provinzen dadurch nicht arm gemacht werden; ein großer Feldherr, wachsam, thätig und unermüdet arbeitsam zu sein; eine große Armee zu haben und sie selbst zu commandiren; muthig in Gefahren zu sein; sein Leben nur zum Besten des Staats zu schonen, und dessen Wohlstand und Ehre mehr als sein Leben zu lieben; eine unumschränkte Gewalt, die allen Schurkereien, Cabalen und Intriken vorbeugt, den zuweilen unermeßlichen Unterschied zwischen Großen und Geringen aufhebt, und diese Stände, die ihm gleich unterthänig sein müssen, näher zusammen bringt; eine ausgebreitete Kenntniß, damit er alles selbst sehen, alles selbst ausrichten kann, und damit seine Generale, auch in der Entfernung nur seine Statthalter, und seine Minister nur seine Minister sind; eine große Klugheit, die ihn Krieg führen, siegen, sich des Siegs bedienen, Friede machen, ihn brechen, und die Feinde nöthigen lehrt, densel-

ben anzunehmen, und die seiner unbegränzten Ehrsucht und Eroberungsbegierde Schranken sezt; mitten unter seinen offenbaren oder heimlichen Feinden sich Zeit zu Festen und Schauspielen zu verschaffen, Künste und Wissenschaften zu beschützen, und große Gebäude aufzuführen; endlich ein erhabenes und mächtiges Genie, das den Unterthanen Liebe und Ehrfurcht, und den Fremden Furcht einprägt, aus dem Hofe, ja aus dem ganzen Reiche nur eine Familie macht, die unter ihrem Oberhaupte ruhig und zufrieden lebt, und deren Einigkeit der ganzen übrigen Welt ein Schrecken ist. — Dies sind, glaub' ich, die Eigenschaften, die ein Fürst haben soll. Es ist wahr, selten trift man sie in einem Manne vereinigt an, denn es müssen zu viele Dinge — Verstand, Herz, vortheilhafte Bildung, Temperament — dazu concurriren: aber der Monarch, der diese Eigenschaften alle in sich vereinigt, verdient gewiß den Nahmen des Großen.

Der Mensch.

Lieben Freunde! Duldet die Hartherzigkeit, Undankbarkeit, Ungerechtigkeit, den Stolz, die Eigenliebe, und die schnöde Behandlung anderer geduldig: die Menschen sind so gebohren, das ist ihre Natur. Wer will dem Steine verbieten, daß er zu Boden sinkt, und dem Feuer, daß es auflodert?

Gewißermassen sind die Menschen nicht gleichgültig, oder sie sind es nur in Kleinigkeiten: sie ändern ihre Kleidung, ihre Sprache, ihr Aeusseres, den Wohlstand, und zuweilen ihren Geschmack: aber ihr Charakter ist der nemliche — standhaft und unerschütterlich im Laster, und gleichgültig gegen die Tugend.

Der Stoicismus ist ein Spielwerk des Verstandes, und gleicht der Republik des Plato. Die Stoiker sagten, man könnte in der äussersten Dürftigkeit vergnügt leben, gegen Ungerechtigkeiten unempfindlich sein, Undankbarkeit und den Verlust seiner Güter, Freunde und Verwandten, ja den Tod selbst als eine ganz gleichgültige Sache, die weder Lachens noch Weinens werth ist, betrachten; weder Vergnügen noch Schmerz dürfte uns besiegen, wir müßten uns an allen Theilen unsers Körpers schneiden und brennen lassen, ohne auch nur

den geringsten Seufzer auszustossen, ohne auch nur eine Thräne zu vergiessen. Und dieses Phantom einer eingebildeten Tugend und Standhaftigkeit nannten sie einen Weisen. Sie ließen dem Menschen alle Fehler, die sie an ihm fanden, und entfernten beinahe keine seiner Schwachheiten. Anstat ihm, zu seiner Besserung, seine Laster lebhaft, und mit allen ihren schrecklichen Folgen darzustellen, entwarfen sie ihm das Bild einer Vollkommenheit und einer Größe, die er nie erreichen konnte, ermahnten ihn also zu Unmöglichkeiten. Ein Weiser nach ihrem Sinne — der aber noch nie gebohren ward — ist von Natur und durch sich selbst über alle Zufälle und über alle Uebel erhaben. Weder die schmerzhafteste Gicht, noch die heftigste Kolik kann aus ihm eine Klage erpressen; Himmel und Erde können einstürzen, ohne ihn nach sich zu ziehen, und er würde ruhig und ungestört auf den Trümmern der Erde wohnen, indessen der Mensch — so wie er wirklich ist — ausser sich geräth, schreit, verzweifelt, die Augen verdreht, und kaum mehr athmen kann, wenn ihm — ein Hund gestohlen, oder ein Stück Porcellan zerbrochen wird.

Ein veränderlicher Mensch besteht aus mehr als einem Menschen: er multiplicirt sich, so oft er einen neuen Geschmack, und neue Sitten annimmt: jeden Augenblick ist er, was er nicht war, und bald wird er sein, was er noch nie

war; — er succedirt sich selbst. Frage nicht nach seiner Denkungsart, sondern nach seinen Denkungsarten, nicht nach seinem Charakter, sondern nach der Zahl seiner Charaktere. Irrst du dich nicht? ist's wirklich Eutichrat, den du anredtst? — Wie kalt er heute ist! Gestern suchte er dich auf, und liebkoste dich, daß seine Freunde darüber eifersüchtig wurden; jezt — ob er dich wohl noch kennt? Sag ihm doch deinen Nahmen.

Menalk geht die Treppe herunter, will einen Besuch machen, schließt die Thüre hinter sich zu, als er bemerkt, daß er noch die Nachtmüze auf dem Kopfe hat; bei genauerer Untersuchung findet er, daß er nur auf einer Seite barbirt ist, daß er den Degen auf der rechten Seite hat, die Strümpfe nicht aufgezogen sind, und das Hemde ihm über die Beinkleider hängt. Er geht auf der Strasse, und bekommt unvermuthet einen derben Stoß an die Brust oder ins Gesicht. Er begreift nicht, woher das kommen mag, bis er die Augen öfnet und zu sich selbst kommt, wo er dann sieht, daß er gegen eine Deichsel oder eine Diele gerennt ist, die ein Taglöhner auf der Schulter trägt. Man sah ihn einmal mit der Stirne gegen einen blinden Mann rennen, ihm zwischen die Füße kommen, und beide rücklings niederfallen. Oft war er fürstlichen Personen schon so nahe auf dem Leibe, daß er kaum noch ausweichen konnte.

Er sucht, schilt, schreit, lärmt, ruft seinen Bedienten, einen nach dem andern; man verderbt und verlegt ihm alles; er fodert die Handschuhe, die er schon in der Hand hat, wie die Dame, die ihr Visier begehrte, das sie schon vor dem Gesicht hatte. Im Vorzimmer geht er unter einen Kronleuchter weg, aber seine Perrücke bleibt an einem Arm desselben hangen; jedermann sieht ihn an und lacht; er selbst lacht am stärksten, und sucht im ganzen Zimmer den Mann im bloßen Kopfe, dem seine Perrücke fehlt. Geht er auf der Strasse, und ist er eine Strecke fortgelaufen, so glaubt er fehl gegangen zu sein, er bleibt stehen, fragt die Vorübergehenden, wo er ist, und sie zeigen ihm sein Haus. Er geht hinein, aber schnell ist er wieder heraus, weil er unrecht zu sein glaubt. Er kommt vom Hofe, an der Thüre wartet eine Kutsche, er wirft sich hinein, weil er sie für die Seinige hält; der Kutscher peitscht zu, in der Meinung, er führe seinen Herrn nach Hause. Sobald der Wagen stille hält, steigt Menalk aus, geht die Treppe hinauf, durch Vorzimmer und Zimmer, gerade ins Cabinet. Nichts ist ihm neu, er kennt alles; er sezt sich, ruht aus, und glaubt zu Hause zu sein. Der Hausherr kommt, Menalk steht auf, empfängt ihn, ist sehr höflich, bittet ihn sich zu sezen, und behandelt ihn ganz als einen Freund, der ihn in seinem Hause besucht. Er spricht, träumt, und

spricht wieder: der Hausherr hat Langeweile, und ist erstaunt: Menalk ist es auch, doch läßt er sichs nicht merken, sondern denkt, er habe es mit einem trägen beschwerlichen Menschen zu thun, der endlich fortgehen werde. Es wird Nacht, und kaum kann man ihn aus seinem Irrthum bringen. Ein andermal besucht er eine Dame, meint, die Dame besuche ihn, sezt sich in einen Lehnstuhl, und denkt nicht mehr ans Weggehen, sondern glaubt, die Dame gebe sehr lange Besuche. Jeden Augenblick denkt er, sie soll aufstehen, und ihn in Ruhe sezen. Aber da es zu lange daurt, und ihn, weil es schon spat ist, der Hunger quält, so bittet er sie zu Tische; sie lacht, und zwar so laut, daß er endlich wieder zu sich selbst kommt. Des Morgens macht er Hochzeit, des Abends aber hat er's vergessen, und schläft in einem fremden Hause. Nach einigen Jahren stirbt seine Frau in seinen Armen, und wenn man ihn am andern Tage zu Tische ruft, so fragt er, ob seine Frau fertig sei, und ob sie es wisse? Er kommt in die Kirche, und sieht einen blinden Mann, der sich an die Thüre gelehnt hat, für einen Pfeiler, und sein Allmosenbecken für den Weihkessel an. Er steckt die Hand hinein, und bezeichnet sich die Stirne, als der vermeinte Pfeiler unvermuthet spricht, und ihn um ein Allmosen bittet. Er geht mitten in die Kirche, glaubt einen Bethstuhl zu sehen, und wirft sich unsanft

unsanft nieder. Die Maschine biegt sich, sinkt, und will schreien. Menalk sieht erstaunt, daß er auf den Füßen eines kleinen Mannes kniet, sich an dessen Rücken gelehnt, seine Arme um dessen Schultern geschlungen hat, und ihm mit seinen gefalteten Händen die Nase und den Mund zuhält. Er geht beschämt weg, und kniet an einem andern Orte nieder. Er zieht stat seines Gebetbuchs einen Pantoffel heraus, den er in Gedanken zu sich steckte. Kaum ist er aus der Kirche heraus, so kommt ein Bedienter auf ihn zu, und fragt ihn mit lachendem Munde, ob er nicht den Pantoffel seines gnädigen Herrn habe? Menalk zeigt ihm seinen eigenen und sagt: dies sind alle Pantoffel, die ich bei mir habe. Er durchsucht aber doch seine Taschen, und zieht endlich den Pantoffel des Bischofs von C** heraus, den er vor der Kirche besucht, und krank am Kaminfeuer sizend gefunden hatte. Beim Abschiede hatte er, stat eines seiner Handschuhe, der ihm auf den Boden gefallen war, den Pantoffel aufgehoben und zu sich gesteckt. Einst verlor er im Spiel all sein Geld, weil er aber noch länger spielen wollte, so gieng er in sein Zimmer, schloß einen Schrank auf, nahm sein Geldkästchen heraus, steckte Geld zu sich, und glaubte das Kästchen wieder an den vorigen Ort gestellt zu haben. Plözlich hört er im Schranke bellen. Er wundert sich, schließt ihn

wieder auf, und lacht aus vollem Halse, als er sieht, daß er statt des Geldkästchens seinen kleinen Hund eingeschlossen hat. Er spielt Triktrak, und fodert ein Glas Wasser. Gerade da er werfen muß, bringt man es ihm. In der einen Hand hat er den Becher mit den Würfeln, und in der andern das Glas mit Wasser. Da ihn nun sehr dürstet, so verschluckt er die Würfel und beinahe auch den Becher, das volle Glas aber gießt er ins Bretspiel, daß der Andere, der mit ihm spielt, ganz naß wird. In einem Zimmer, wo er bekannt ist, spuckt er auf das Bett, und wirft den Huth auf den Boden, in der Meinung, er thue gerade das Gegentheil. Er macht eine Lustparthie auf dem Wasser mit, und fragt nach der Zeit. Man giebt ihm eine Uhr, aber kaum hat er sie in die Hand, so vergißt er Zeit und Uhr, und schmeißt sie als etwas unbequemes ins Wasser. Er schreibt einen langen Brief, thut mehr als zehenmal Sand darauf, und schüttet den Sand jedesmal richtig in das Dintenfaß. Doch nicht genug. Er schreibt noch einen Brief, und wenn beide fertig sind, verwechselt er die Aufschriften. Ein Herzog bekommt einen Brief, bricht ihn auf, und liest: mein lieber Jakob, ihr sollt mir sogleich nach Empfang dieses einen hinlänglichen Vorrath von Heu schicken. Sein Pächter bekommt den andern Brief, öfnet ihn, und

läßt sich ihn vorlesen. Er lautet also. Ew. Durchlaucht. Ich habe in tiefster Unterthänigkeit diejenigen Befehle erhalten, die Ew. Durchlaucht mir zu ertheilen geruht haben u. s. w. Ein andermal schreibt er bei Nacht einen Brief, und wenn er ihn zugesiegelt hat, löscht er das Licht aus, und begreifts kaum, wie das zugeht, daß er nichts sehen kann. Er geht die Schloßtreppe herunter, und sagt zu Jemand, der hinauf will: Eben suchte ich Sie; er nimmt ihn bei der Hand, führt ihn eine Virtelstunde lang Treppe hinauf, Treppe hinunter, durch Zimmer und Säle, — endlich sieht er ihn an, er wundert sich, daß er der rechte Mann nicht ist, er hat ihm nichts zu sagen, er läßt ihn los, und geht seiner Wege. Oft fragt er etwas, und wenn man ihm antworten will, ist er verschwunden, oder er fragt Jemand im Vorbeigehen, wie sich sein Vater befinde, und wenn er ihm antwortet, daß ihn das Fieber sehr entkräfte, so ruft er: das ist mir sehr angenehm. Zu einem andern, den er auf der Strasse antrift, sagt er: „Ich sehe Sie zur gelegensten Stunde, denn eben war ich bei Ihnen, um Sie wegen einer gewissen Sache zu fragen.“ Darauf betrachtet er seine Hand: „Sie haben da einen schönen Rubin, sagt er, ist er echt?“ Damit läßt er ihn stehen, und geht fort: dies war die wichtige Sache, derent-

wegen er mit ihm sprechen wollte. Er besucht seinen Freund auf dem Lande, und schäzt ihn glücklich, daß er sich während der schönen Herbstzeit vom Hofe habe entfernen, und auf seinen Gütern vergnügen können. Dann spricht er mit Andern, kommt aber bald wieder zu seinem Freunde zurück, und sagt zu ihm: „A propos! Das Hofleben ist Ihnen in der jezigen angenehmen Herbstzeit ohne Zweifel nicht zur Last, denn es giebt immer Lustparthien, und Sie waren gewiß auch bei der leztern Jagd, die der Hof gab? Sie haben sich dabei doch recht vergnügt? Darauf fängt er ein Histörchen zu erzählen an, hält aber plözlich inne, und lacht aus vollem Halse über ein Anekdötchen, das ihm eben einfiel. Er spricht mit sich selbst, singt, pfeift, dreht sich auf einem Stuhle herum, stöhnt, gähnt, und glaubt allein zu sein. Bei Tische mehrt sich das Brod beständig um seinen Teller herum, seinen Nachbarn aber fehlt es daran, und auch Gabel und Messer läßt er ihnen nicht zu lange. Er nimmt den großen Vorleglöffel, schöpft ihn voll Suppe, und fährt damit nach dem Munde. Nachher wundert er sich, daß er sich den Rock und die Wäsche begossen hat. Ans Trinken denkt er die ganze Mahlzeit über nicht, fodert er aber zu Trinken, und ist das Glas seiner Meinung nach zu voll, so bläst er seinem Nachbar mehr als die Hälfte davon ins Gesicht, trinkt

das übrige ruhig aus, und wundert sich, wie die ganze Gesellschaft darüber lachen kann, daß er das, was man ihm zuviel eingeschenkt hatte, auf die Erde gegossen habe. Eines Tages mußte er wegen einer kleinen Unpäßlichkeit das Bette hüten. Viele Damen und Herren besuchten ihn, und er hob in ihrer Gegenwart das Dekbette auf, und spuckte ins Bettuch. Man führt ihn einmal in ein Kartheuserkloster, und ein Ordensbruder, der ihm die vielen vortreflichen Malereien von den berühmtesten Künstlern zeigt und erklärt, erzählt ihm auch die Geschichte vom heiligen Bruno, und vom Domherrn, und zeigt ihm die Vorstellung derselben in einem Gemälde. Menalk ist während der Erzählung mit seinen Gedanken weit ausser dem Kloster, kommt aber doch endlich wieder zurück, und fragt den Mönch, ob der heilige Bruno oder der Domherr verdammt worden sei? Von ohngefehr kommt er mit einer jungen Witwe zusammen, spricht mit ihr von ihrem verstorbenen Manne, und fragt, woran er gestorben sei? Hiedurch wird die Betrübniß der guten Frau wieder ganz rege, sie weint, schluchzt, und erzählt ihm die Krankheit ihres verstorbenen Mannes ganz genau vom Abend an, ehe er das Fieber bekam, bis an seinen Tod. „Hatten Sie nur diesen Mann?" fragt darauf Menalk, der ohne Zweifel sehr aufmerksam zugehört hatte. Eines Morgens

fällt es ihm ein, sehr früh zu Mittag zu essen, er steht auf, und entfernt sich von der Gesellschaft, noch ehe der Nachtisch aufgetragen worden ist. Man sieht ihn diesen Nachmittag überall in der Stadt, nur nicht da, wo er zu einer bestimmten Stunde eben wegen der Sache hin zu kommen versprochen hatte, die ihn nöthigte, hungrig vom Tische aufzustehen, und zu Fuß auszugehen, damit er nicht auf seinen Wagen warten dürfte. Hört ihn, wie zornig er auf seinen Bedienten ist? wie er auf ihn schimpft? Es ist ihm unbegreiflich, wo er so lange stecken mag. „Wo kann er sein, fragt er, was macht er? wo ist er hingegangen? Sobald er mir wieder vor Augen kommt, werd' ich ihn fortjagen." Der Bediente kommt, Menalk fragt ihn trozig, wo er gewesen sei, und jener sagt, er komme so eben von dem Ort zurück, an den er ihn geschickt hätte, und erzählt ihm zugleich, wie er seinen Auftrag ausgerichtet habe. Oft sollte man ihn für ganz was anders halten, als er wirklich ist. Für einen Dummkopf, denn er hört nicht, und spricht noch weniger; für einen Narren, denn er spricht mit sich allein, und macht unwillkührlich tausend seltsame Grimassen mit dem Kopfe; für stolz und unhöflich, denn wenn man ihn grüßt, so sieht er's nicht, oder wenn er's auch sieht, so dankt er nicht; für unbedachtsam und leichtsinnig, denn er spricht vom Bankerot mit Menschen, deren

nächste Verwandte dadurch ruinirt worden waren; von Galgen und Rad mit einem Manne, dessen Vater durch's Schwerdt hingerichtet worden war; und vom Bürgerstande mit einem Reichen, der sich für adelich ausgiebt. Er will seinen unehlichen Sohn in seinem eigenen Hause, unter dem Nahmen seines Bedienten erziehen. Seine Frau und Kinder sollen es nicht wissen, und doch nennt er ihn wohl zehenmal des Tags: mein Sohn. Er will seinen Sohn der Tochter eines Geschäftsmanns geben, und doch bemerkt er jedesmal, wenn er von seinen Vorfahren und von seinem Hause spricht, daß nie ein Menalk eine Misheurath gethan habe. In Gesellschaften merkt er nie auf das, was gesprochen wird, sondern denkt immer etwas anders. Er spricht und denkt zu gleicher Zeit, aber die Sache, von der er spricht, ist selten eben die, an die er denkt. Daher spricht er ganz verkehrt, und ohne Zusammenhang. Er sagt nein, wo er ja sagen soll, und wenn er ja sagt, so kann man sicher glauben, daß er hätte nein sagen sollen. Er hat zwar die Augen offen, wenn er so verkehrte Antworten giebt, aber er bedient sich derselben nicht. Weder dich, noch sonst jemand, noch irgend etwas auf der Welt sieht er an. Alles, was man aus ihm herausbringen kann, selbst wenn er am aufmerksamsten ist, ist ja, gewiß, wirklich, gut, ja doch, ich glaube, ja ganz

gewiß, Ach! Himmel, und einige andere einsilbige Worte, die er aber nicht einmal am rechten Orte gebraucht. Nie ist er bei denjenigen, bei welchen er zu sein scheint. Seinen Bedienten nennt er ganz ernsthaft mein Herr, und seinen Freund Johann. Den Prinzen nennt er Ew. Hoch Ehrwürden, und den Stadtpfarrer Ew. Hoheit. Niest der Geistliche auf der Kanzel, so ruft er: Gott helf! Er ist mit einer obrigkeitlichen Person in Gesellschaft, und dieser wegen seines Charakters, Alters und seiner Würde [e]hrwürdige Mann, fragt ihn, ob das wirklich so sei? Ja liebes Mädchen, antwortet Menalk. Einst kam er von seinem Landgute zurück; seine Bedienten beschlossen, ihn zu bestehlen, und es gelang ihnen. Sie hielten ihm eine Fackel vor's Gesicht, begehrten seine Börse, und er gab sie ihnen. Er erzählte den Vorfall seinen Freunden, und da sie ihn nach den Umständen fragten, sagte er: Fragen Sie nur meine Leute, die waren dabei.

Unhöflichkeit ist das Resultat mehrerer Untugenden, der stolzen Einbildung, der Unkunde seiner Pflichten, der Trägheit, der Zerstreuung, der Verachtung anderer, und der Eifersucht. Da die Unhöflichkeit sogleich in die Augen fällt, so ist sie um so verhaßter, doch beleidigt sie mehr oder weniger, nachdem sie aus dieser oder jener Quelle fließt.

Wer von einem zornigen, veränderlichen, streitsüchtigen, verdrüßlichen, eigensinnigen und unnachgiebigen Menschen sagt: es ist seine Art so, entschuldigt ihn nicht, wie er meint, sondern gesteht vielmehr, ohne daran zu denken, daß so große Fehler unheilbar sind.

Die Menschen hätten unzählige Gelegenheiten, einander Vergnügen zu machen, aber sie benuzen sie nicht. Wer ein Amt antrit, versichert heilig, allen wohl zu thun, für alle zu sorgen, auf die sich sein Wirkungskreis erstreckt, und in der Folge thut er — nichts. Eine abschlägige Antwort hat man immer in Bereitschaft, aber um seinen Mitmenschen Gutes zu thun — muß man sich erst bedenken.

Belehre dich genau davon, was man von den Menschen überhaupt, und von jedem insbesondere erwarten darf — dann geh' in die Welt.

Wenn Armuth die Mutter der Verbrechen ist, so ist Verstandesmangel ihr Vater.

Es giebt Väter, die ihr ganzes Leben hindurch nur damit beschäftiget zu sein scheinen, ihren Kindern Trostgründe wegen ihres künftigen Todes zu geben.

Das Leben ist kurz und mühselig, es geht unter Wünschen dahin. Man verschiebt Ruhe und Vergnügen auf die Zukunft, auf die Tage, wo die besten Güter — Gesundheit und Jugend — schon verschwunden sind. Diese Zeit

kommt endlich, aber wir wünschen noch, und die Krankheit legt uns ins Grab, noch ehe wir mit unsern Wünschen am Ziel sind, denn wären wir wieder gesund geworden, so wären wir im Wünschen fortgefahren.

Wer etwas wünscht, ergiebt sich dem, von welchem er es zu erlangen hoft, ganz: weiß er aber gewiß, daß er's erlangen wird, so zaudert er, thut Vorschläge, und capitulirt.

Jeder, der sagt: ich bin nicht zum glücklich sein gebohren, könnte sich wenigstens über das Glück seiner Freunde und Nachbarn freuen. Aber der Neid raubt ihm diese Freudenquelle.

Die Menschen verschwenden tausend unnüze Worte, ehe sie nur den geringsten Handel schließen, sie sind über die geringsten Kleinigkeiten so empfindlich, bei allen Vorfällen so schwierig, wollen betrügen und nicht betrogen werden, sezen auf ihr Eigenthum einen so hohen, und auf das Eigenthum anderer einen so geringen Werth, daß ich kaum begreife, wie noch Heurathen, Contracte, Kaufhandlungen, Friede, Stillstand, Verträge und Bündnisse geschlossen werden können.

Schurken glauben leicht, die ganze Welt sei schurkisch, deswegen hält es schwer sie zu betrügen, aber auch ihre eigenen Schurkereien dauren gewöhnlich nicht lange.

Lieber mag man mich für einen Dummkopf, als für einen Schurken halten.

Wären der Einfaltspinsel weniger, so gäb's auch weniger feine und verschlagene Köpfe, die sichs zur Ehre rechnen, daß sie in ihrem ganzen Leben andere überlisten konnten. Wie soll Erophil auf sich und seine Talente nicht stolz sein, da ihm seine Wortbrüchigkeit, seine listigen Streiche und Schurkereien nicht schaden, sondern vielmehr die Gunst und das Wohlwollen derjenigen verschaffen, denen er zu dienen unterläßt, oder die er hintergeht.

In großen Städten hört man auf allen Seiten von listigen Streichen, Arrest, Rechtshändeln, Versprechen und nicht Halten reden. Sollte denn keine Billigkeit mehr in der Welt sein? Sollte sie voll von Menschen sein, die das fodern, was man ihnen nicht schuldig ist, und das nicht bezahlen wollen, was sie schuldig sind?

Die Papiere, wodurch die Menschen an ihr Versprechen erinnert, und desselben überführt werden, sind eine Schande der Menschheit.

Wie ruhig könnte man in den größten Städten leben, wenn Leidenschaften, Eigennuz und Ungerechtigkeit daselbst nicht regierten! Die Bedürfnisse und die Sorge für den Lebensunterhalt verursachen kaum den dritten Theil der daselbst herrschenden Verwirrungen.

Ein vernünftiger Mann erträgt das Unrecht, das ihm seine Freunde und Verwandte zufügen, geduldig, denn er kennt die Schwäche

der Menschen, und weiß, wie schwer es ihnen fällt, beständig, edel, treu zu sein, und wie leicht der Eigennuz die Freundschaft überwiegt. Er kennt ihre Kräfte, und verlangt deswegen nicht, daß ihre Seelen weniger am Körper hangen, sich in eine höhere Sphähre schwingen und billig sein sollen. Er kann die Menschen allgemein hassen, weil so wenig Tugend unter ihnen ist, aber er entschuldigt jede einzelne Person, und liebt sie sogar, aus den edelsten Bewegründen, bemüht sich aber auch dabei, daß er diese Nachsicht so wenig als möglich nöthig habe.

Nach gewissen Gütern strebt man mit dem sehnlichsten Verlangen, und nur der Gedanke an sie sezt uns schon in Entzücken. Erhält man sie, so ist ihr Genuß weit ruhiger als man gedacht hätte, man schäzt sie allmählich geringer, und — strebt nach größern.

Es giebt gewisse schreckliche und entsezliche Uebel, an die man nicht denken kann, und deren Anblick in Schrecken sezt. Fällt man darein, so entdeckt man neue, vorher ganz unbekannte Hülfsquellen, und man widersteht seinem Uebel mit mehr Stärke und Standhaftigkeit, als man gehoft hätte.

Zuweilen braucht man nur ein schönes Haus zu erben, oder auf eine unvermuthete Art ein rasches Reitpferd, einen artigen Hund, Tapeten oder eine Uhr zu bekommen, so läßt ein heftiger

Schmerz nach, und man fühlt einen großen Verlust weniger.

Nichts wollen die Menschen länger erhalten, und nichts schonen sie weniger als ihr Leben.

Irene reiste mit großen Kosten nach Epidaurus zum Aeskulap, um ihn wegen ihrer Gesundheit um Rath zu fragen. Sie klagt zuerst über Müdigkeit und Abmattung, und der Gott sagt, es komme von der langen beschwerlichen Reise. Sie habe des Abends wenig Appetit — sie solle zu Mittag weniger essen. Sie klagt über Schlaflosigkeit — er räth ihr, nur bei Nacht im Bette zu liegen. Sie fragt, woher sie so stark und dick werde, und was dagegen helfe? Das Orakel antwortet, sie solle nicht bis Mittag schlafen, und sich zuweilen zu Fuß eine Bewegung machen. Der Wein sei ihr schädlich — sie solle Wasser trinken. Sie verdaue nicht gut — Mäßigkeit helfe dagegen. Irene. Mein Gesicht wird schwach. Aeskulap. Nehmen Sie eine Brille. J. Ich werde täglich schwächer, und habe überhaupt die Kräfte gar nicht mehr, die ich hatte. A. Sie werden alt, Madame. J. Aber wie kann ich mich von dieser Entkräftung erholen? A. Der kürzeste Weg ist der Tod, der auch Ihre Mutter und Großmutter geheilt hat. Sohn Apoll's, rief Irene, welch ein Rath ist das? Ist dies die Weisheit, die die Menschen so sehr erheben, und derentwegen sie dich überall verehren? Was

für seltene und geheime Dinge lehrst du mich? Wußt ich das nicht alles schon vorher? Aeskulap. Dann hätten Sie es thun und befolgen und nicht eine so weite Reise zu mir machen sollen, die ihre Tage abkürzt.

Der Tod kommt nur einmal, wir sehen ihn aber jeden Augenblick des Lebens vor uns. Es ist leichter, ihn zu erdulden, als beständig zu fürchten.

So wie wir jezt den Verlust unserer jugendlichen Kräfte, die hin sind und nicht wieder kommen, bedauren, so werden wir als schwache Greise unsere Mannesstärke vergebens zurück rufen, die wir jezt weniger achten.

Man fürchtet das Alter, ohne zu wissen, ob man es erreicht.

Man hoft alt zu werden, und fürchtet das Alter, das heißt, man liebt das Leben und flieht den Tod.

Wenn nur einige Menschen stürben, so wäre das Sterben ein klägliches Elend.

Eine lange Krankheit scheint zwischen Tod und Leben mitten inne zu stehen, damit der Tod selbst eine Erleichterung für die Sterbenden und die Zurückbleibenden werde.

Oft bedauren die Menschen, daß sie ihre Tage so schändlich vergeudet haben: daraus folgt aber nicht, daß sie in Zukunft einen bessern Gebrauch davon machen werden.

Das Leben ist ein Traum. Greise haben am längsten geträumt; sie erwachen erst, wenn sie sterben sollen. Sehen sie dann auf ihre verlebten Jahre zurück, so finden sie oft weder Tugenden noch andere lobenswürdige Handlungen, wodurch sie sich vor andern ausgezeichnet hätten. Sie verwechseln die Jahre, und finden nichts, wodurch sie die zurückgelegte Zeit sicher bestimmen könnten. Ihr Leben war ein verwirrter, unförmlicher, unzusammenhängender Traum, der aber doch, wie sie jezt sehen, etwas lange gedaurt hat.

Es giebt eine Zeit, wo die Vernunft gar nicht wirkt, und wo man, wie die Thiere, nur dem Instinkt folgt. Diese Zeit verlischt ganz aus dem Gedächtnisse. Darauf folgt eine Zeit, in der sich die Vernunft entwickelt, gebildet wird, und wirken könnte, wenn sie nicht durch Temperamentsfehler und mannigfaltige Leidenschaften unterdrückt, und gleichsam vertilgt würde. Dies daurt bis ins dritte Alter, wo sich dann die Vernunft in ihrer ganzen Stärke zeigen sollte, aber nun ist sie durch die Jahre geschwächt und abgemattet, durch Krankheiten und Schmerz entkräftet, und durch die Maschine, die sich allmählig ihrem Ende nähert, zerrüttet. — Und diese drei Zeiten machen das menschliche Leben aus.

Kinder sind stolz, höhnisch, zornig, neidisch, vorwizig, eigennüzig, träge, flüchtig,

furchtsam, unmäßig, lügenhaft, falsch, lachen und weinen sehr leicht, freuen und betrüben sich über Kleinigkeiten übermäßig, und wollen nicht gern Unrecht leiden, aber desto lieber Unrecht thun. — Sie sind schon Männer.

Kinder bekümmern sich weder um das Vergangene noch um das Zukünftige, sondern — ein seltener Fall bei Erwachsenen — genießen der Gegenwart.

Kinder haben Imagination und Gedächtniß — Eigenschaften, die Greisen fehlen, und die bei allen ihren kleinen Spielen und Vergnügungen auf tausendfache Art wirksam sind. Sie wiederholen alles, was sie hören, machen alles nach, was sie sehen, treiben alle Handwerke, und beschäftigen sich entweder wirklich mit tausend kleinen Arbeiten, oder ahmen den Künstlern durch Bewegungen und Stellungen nach. Sie halten große Tafel, schmausen prächtig, fahren nach Hof oder auf die reizendsten Lustschlösser, und ob sie gleich allein sind, so sehen sie sich doch mit einer großen, prächtigen Begleitung umgeben. Sie commandiren Armeen, liefern Schlachten, und genießen das Vergnügen des Siegs. Sie sprechen mit Königen und großen Fürsten, sind selbst Könige, haben Unterthanen und Schäze, die sie aus Blättern oder Sandkörnern machen können. Sie sind, was sie in der Folge nicht immer sein können — Herren ihres Glücks.

Die

Die Kinder bemerken alle äußerlichen Fehler, und alle Mängel des Körpers. Sie entdecken sie auf den ersten Anblick, und wissen sie aufs kennbarste durch Worte auszudrücken. Im männlichen Alter werden sie von eben den Fehlern heimgesucht, über die sie sich in ihrer ersten Jugend lustig machten.

Kennen die Kinder einmal die schwache Seite ihrer Lehrer und Aufseher, so haben sie gewonnenes Spiel, und herrschen von nun an beständig. Was uns einmal um die Oberherrschaft über sie gebracht hat, verhindert uns, sie je wieder zu erhalten.

Kinder formiren bei ihren Zusammenkünften erst einen freien Staat, wo jeder Herr ist, ganz natürlich aber geht dieser Staat bald in eine Monarchie über. Es zeichnet sich einer durch mehr Feuer, einen glücklichern Körperbau, oder eine genauere Kenntniß ihrer verschiedenen Spiele und kleinen Geseze aus; diesem geben die übrigen den Vorrang, er regiert bald unumschränkt, und sein einiger Zweck ist, das Vergnügen seiner Unterthanen.

Nichts macht mehr Vergnügen, als wenn man mit Ueberlegung einer Thorheit ausgewichen ist.

Die Erzählung seiner Fehler ist unangenehm, man möchte sie lieber bemänteln, und einem andern aufbürden. Daher wollt' ich lieber Seelsorger als Beichtkind sein.

Partheigeist erniedrigt die größten Männer zu den Niederträchtigkeiten des Pöbels.

Aus Eitelkeit oder Wohlstand handeln wir oft eben so, als wenns Pflicht oder Neigung wäre. Wilberg starb an den Blatern, die er sich bei seiner Frau holte, der er in ihrer Krankheit wartete, ob er sie gleich nicht liebte.

Ein eitler Mensch findet seine Rechnung dabei, er mag Gutes oder Böses von sich sagen. Der bescheidene Mann spricht gar nicht von sich selbst.

Wenn die Menschen von sich selbst reden, so wissen sie's sehr geschickt so einzurichten, daß sie nur ihre geringsten Fehler, und nur die gestehen, welche vorzügliche Talente, und große Eigenschaften voraussezen. Deswegen beklagt man sich über sein schwaches Gedächtniß, ist übrigens aber mit seinem großen Verstande und seiner geübten Urtheilskraft wohl zufrieden. Man läßt sich gerne den Vorwurf der Zerstreuung machen, als ob das ein vortrefliches Talent zum Dichter verriethe. Man gesteht, daß man gar zu ungeschickt sei, und mit seinen Händen nichts ausrichten könne, giebt sich aber doch leicht deswegen zufrieden, weil jedermann den Schwung unsers Geistes und unsere ausgebreiteten Kenntnisse bewundert. Man gesteht seine Trägheit, aber in Ausdrücken, die zugleich anzeigen, daß man uneigennüzig und nicht mehr im geringsten eitel ist. Man erröthet über sei-

ne Unreinlichkeit nicht, weil sie nur eine Vernachläßigung von Kleinigkeiten ist, und vorauszusezen scheint, daß man sich nur mit großen und gründlichen Sachen beschäftige. Ein Soldat erzählt gerne, daß er einstens aus gar zu großem Eifer und Vorwiz, in die Laufgräben, oder an einen andern gefährlichen Ort gegangen sei, ohne daß er daselbst hätte Wache halten müssen, oder commandirt gewesen wäre; er sezt wohl auch noch hinzu, daß sein General ihn deshalb ausgescholten habe. Eben so kann ein guter Kopf, oder ein Mann von ausserordentlichen Talenten, der die Klugheit mit auf die Welt brachte, die sich gewöhnliche Menschen nie verschaffen können, der sich durch vieljährige Erfahrung gebildet hat, den viele beschwerliche, mannigfaltige und wichtige Geschäfte nur beschäftigen, nicht ermüden, der mit seinen ausgebreiteten Einsichten, und mit seinem durchdringenden Verstande, alle Begebenheiten voraus sieht, und nach seinem Willen lenkt, der, statt alles, was über Regierung und Politik geschrieben worden ist, durchzulesen, von Natur dazu bestimmt ist, andere zu leiten, und ihnen zum Muster zu dienen, den seine großen Thaten verhindern, das Schöne und Angenehme zu lesen, der nichts verliert, wenn er sein Leben und seine Thaten überdenkt und durchgeht, — ein solcher Mann kann, ohne dabei zu verlieren, gestehen, daß er kein Buch kenne, und nie lese.

Man sucht zuweilen seine Schwächen zu verbergen, oder wenigstens durch ein freiwilliges Geständniß zu verringern. Jener sagt, ich bin nicht gelehrt, und er versteht gar nichts; ein anderer, ich bin nicht mehr jung, und er hat bereits sechszig zurückgelegt; ein dritter, ich bin nicht reich, und er ist arm.

Die Welt ist voll von Menschen, die sich zum Schein, oder aus Gewohnheit mit andern vergleichen, und immer zu ihrem eigenen Vortheil entscheiden, und auch darnach handeln.

Auch in einem ganz simpeln Kleide wirst du dem verdienstvollen Manne gefallen; — aber die Welt liebt den Puz, man giebt ihr also nach: sie geizt nach Ueberfluß, und man zeigt ihr denselben. Gewisse Menschen schäzen andere nur nach einer reichen Weste, oder einer schönen Wäsche, und zuweilen ist es nothwendig ihre Achtung um diesen Preis zu erkaufen. An gewissen Orten muß man sich sehen lassen, und an eben den Orten kann dir eine schmale oder breitere goldene Tresse den Eintritt verschaffen oder streitig machen.

Man unterdrücke doch die stolze Einbildung, daß andere mit Neugierde und Achtung nur nach uns blicken, und sich nur von unserm Verdienst, und von unserm Lob mit einander unterhalten: im Gegentheil aber trete man mit einer gewissen Selbstschäzung in Gesellschaft, und glaube nicht, daß alle einander Böses von

uns ins Ohr sagen, oder daß man nur lache, um sich über uns lustig zu machen.

Woher kommt's, daß Alcip mich heute grüßt, mir zulächelt und sich aus dem Wagen wirft, nur um mich nicht zu verfehlen? Ich bin nicht reich, gehe nur zu Fuß, nach der Regel sollte er mich also nicht sehen. Aber geschiehts nicht deswegen, um mir und den Vorübergehenden zu zeigen, daß er mit einem Grossen in einem Wagen fahre?

Man ist so voll von sich selbst, daß alles auf uns Bezug haben soll: man will gesehen, begaft und begrüßt sein, selbst von Unbekannten: sie sind stolz, wenn sie's vergessen: sie sollen unsre Gedanken errathen.

Wir suchen unsre Ehre ausser uns selbst, in der Meinung solcher Menschen, deren Schmeicheleien, Falschheit, Unbilligkeit, Neid, Eigensinn und Vorurtheile uns bekannt sind. Wie sonderbar!

Es scheint, man sollte nur über wahre Lächerlichkeiten lachen können, aber es giebt Menschen, die über alles — Ernst und Scherz — lachen. Handelst du in ihrer Gegenwart unklug und unüberlegt, und entschlüpft dir etwas unschickliches, so lachen sie über dich: bist du aber weise, und sprichst durchaus vernünftig, und mit allem erforderlichen Anstand, so lachen sie auch.

Wer uns mit Gewalt oder Unrecht unserer Güter beraubt, und unsre Ehre durch Verläumdung schmälert, giebt uns hinreichend zu verstehen, daß er uns hasse: aber er beweist dadurch doch noch nicht, daß er alle Achtung vor uns verloren habe, deswegen könnte es auch geschehen, daß wir uns einmal mit ihm aussöhnten, und ihm unsre Freundschaft schenkten. Spott im Gegentheil vergiebt man von allen Ungerechtigkeiten am wenigsten; er ist die Sprache der Verachtung, und der unzweideutigste Ausdruck derselben: er greift den Menschen in seiner lezten Verschanzung — der guten Meinung von sich selbst — an: er will ihn in seinen eigenen Augen lächerlich machen, überzeugt ihn von der schlechten Meinung, die man von ihm hat, und macht ihn unversöhnlich.

Es ist unbegreiflich, wie man mit so viel Seelenfreude über andere spotten, sie in Verlegenheit sezen, sie verachten, und zu gleicher Zeit über diejenigen in Zorn gerathen kann, die über uns spotten, uns in Verlegenheit sezen, und uns verachten.

Wer gesund und reich ist, kennt das Elend nicht, und ist gegen seine Nebenmenschen hart. Aber der Unglückliche, dem sein eigenes Leiden schon hart aufliegt, nimmt am meisten Antheil an dem Leiden des andern.

Eine großmüthige Seele ist über Schmach, Ungerechtigkeit, Schmerz und Spott erhaben,

und sie wäre unverlezlich, wenn nicht Mitleiden sie rührte.

Wie schnell erkennt man nicht seine geringsten Vorzüge, und wie langsam sieht man nicht seine Fehler und Gebrechen ein. Man weiß sehr wohl, daß man schöne Augbraunen und Nägel hat, aber kaum, daß man hinkt, und gar nicht, daß man verstandlos sei.

Sophie zieht ihre Handschuhe ab, um ihr schönes Händchen zu zeigen, und mit scheinbarer Unvorsichtigkeit läßt sie ihren kleinen Schuh sehen, der ein niedliches kleines Füßchen einschließt. Sie lacht über Ernst und Scherz, damit man ihre schönen Zähne sehe, und sie läßt ihre Ohren nur sehen, weil sie niedlich sind. Sie tanzt nie, weil sie mit ihrer etwas dicken Taille ganz unzufrieden ist. Sie kennt alle ihre Vorzüge, und handelt nur in einem Stücke ihrem Interesse entgegen — sie spricht immer, und immer — — einfältig.

So ähnlich sich auch Eifersucht und Nacheiferung zu sein scheinen, so sind sie doch so weit von einander entfernt, als Laster und Tugend. Sie haben zwar einerlei Gegenstand, nemlich das Gute, oder die Verdienste anderer, nur mit dem Unterschied, daß Nacheiferung eine freiwillige, herzhafte, edle und fruchtbare Neigung ist, große Beispiele zu benuzen, und sie zuweilen zu übertreffen, Eifersucht aber in einer heftigen Bewegung, und einem erzwungenen

Bekenntniß der Verdienste anderer besteht. Sie spricht den Tugendhaften die Tugend ab, und ist sie gezwungen, sie ihnen zuzugestehen, so versagt sie ihnen das gebührende Lob, und beneidet sie um ihre Belohnungen. Sie ist eine unfruchtbare Leidenschaft, die den Menschen in dem Zustande läßt, in dem sie ihn findet, ihn nur mit sich und seiner Wichtigkeit beschäftigt, und gegen die Handlungen und Verdienste anderer kalt und unempfindlich macht. Sie macht, daß er erstaunt, wenn er in der Welt andere Talente, als die seinigen, und Menschen erblickt, die eben die Geschicklichkeiten besizen, auf die er sich so viel einbildet. Schändliches Laster! das immer in Eitelkeit und Stolz ausartet, und den Menschen nicht nur überredet, er besize mehr Verdienst, und mehr Verstand als andere, sondern auch, er habe nur allein Verdienste und Verstand.

Nacheiferung und Eifersucht findet man gewöhnlich nur bei Menschen von einerlei Handthierung, Gewerbe und Stand: die schlechtesten Künstler sind die eifersüchtigsten. Maler, Musiker, Redner, Dichter und Autoren sollten nur Nacheiferung kennen.

Ein verständiger Mann ist auf einen Künstler, der einen schönen Degen verfertigte, oder auf einen Bildhauer, der eine schöne Figur schnizte, nicht eifersüchtig, denn er weiß, daß dieß nach einer Methode, und nach Regeln ge-

schieht, die er nicht erlernt hat, und daß man dazu Werkzeuge nöthig hat, deren Nahme, Gestalt und Gebrauch ihm ganz unbekannt sind. Weil er also ein Handwerk nicht erlernt hat, so giebt er sich zufrieden, daß er darinn nicht Meister werden kann. Auf einen Minister aber, oder auf die, welche den Staat regieren, kann er neidisch, auch wohl eifersüchtig sein; als ob ein gesunder Verstand, den er mit ihnen gemein hat, hinreichend wäre, den Staat wohl zu regieren, und allen öffentlichen Geschäften vorzustehen, und als ob er Regeln, Vorschriften und Erfahrung ersezen könnte.

Es giebt wenig ganz dumme und stupide, aber auch wenig große und erhabene Köpfe. Der Zwischenraum zwischen diesen beiden Extremen ist mit einer großen Anzahl Menschen von gewöhnlichen Talenten angefüllt, die dem Staate aber sehr nüzlich sind, und sich sowohl auf das Angenehme als auf das Nüzliche legen, auf Handlung, Finanzwesen, Schiffarth, Kriegswesen, Künste und Handwerke. Sie cultiviren ihr Gedächtniß, und sind in Gesellschaft und im Umgange angenehm.

Aller Verstand in der Welt ist dem unnüz, der selbst keinen hat. Er hat keine Einsichten, und ist auch nicht im Stande, die Einsichten anderer zu benuzen.

Ein mittelmäßiger Kopf ist ernsthaft, und ein ewiges Einerlei. Er lacht nicht, scherzt

nicht, und weiß aus Kleinigkeiten keinen Vortheil zu ziehen. Er ist eben so unfähig, sich zum Erhabenen empor zu schwingen, als sich zur Erholung mit Kleinigkeiten abzugeben. Kaum kann er mit seinen Kindern spielen.

Welches Misverständniß zwischen Verstand und Herz! der Philosoph, mit allen seinen Weisheitslehren, führt ein unmoralisches Leben, und der Politiker, voll von Planen und Spekulationen, kann sich selbst nicht regieren.

Der Verstand nuzt sich ab, wie alle Dinge: die Wissenschaften sind seine Nahrung, sie nähren und verzehren ihn.

Die Geringen haben zuweilen tausend ihnen unnüze Tugenden. Sie können sie nicht brauchen.

Ein großer starker Mann, mit breiter Brust und breiten Schultern trägt ohne Anstrengung und mit einem gewissen Anstand eine schwere Bürde, und behält noch einen Arm frei. Ein Zwerg müßte der Hälfte unterliegen. Eben so machen erhabene Bedienungen große Männer noch größer, und kleine, noch kleiner.

Eher könnten sich gewisse Menschen tausend liebenswürdiger Tugenden befleißigen, ehe sie nur einen Fehler abzulegen im Stande wären: und zum Unglück schickt sich dieser Fehler gewöhnlich am wenigsten für ihren Stand, und macht sie ganz lächerlich: er schwächt den Glanz ihrer großen Eigenschaften, und macht, daß sie

und ihr Ruhm nicht vollkommen sind. Niemand fodert von ihnen ausgebreitetere Einsichten, mehr Ordnung, Subordination, Treue in ihren Verrichtungen, Eifer für das gemeine Beste, und mehr Ernst, nur sollten sie — nicht verliebt sein.

Unser ganzes Uebel kommt daher, daß wir nicht allein sind: daher kommt Spiel, Luxus, Verschwendung, Wein, Frauenzimmer, Unwissenheit, Verläumdung, Neid, Vergessenheit seiner selbst und seines Gottes.

Langeweile ist durch Trägheit in die Welt gekommen. Sie ist größtentheils Ursache an dem unaufhörlichen Rennen der Menschen nach Vergnügen, Spiel und Gesellschaft. Wer gern arbeitet, ist sich selbst genug.

Die meisten Menschen wenden die erste Hälfte ihres Lebens dazu an, die andere desselben elend zu machen.

Geront stirbt in seinem hohen Alter, ohne sein dreissig Jahr lang projektirtes Testament verfertigt zu haben. Seine Erben theilen sich in seine Verlassenschaft, und seinem Weibchen, die ihm allein noch das Leben gefristet, und die sich, in ihrer blühenden Jugend, ihm ganz ergeben hatte, die ihn nie aus den Augen verlor, die die Stüze seines Alters war, und die ihm endlich die Augen zudrückte — diesem guten Weibchen hinterläßt er nicht so viel, daß sie ihre

Tage ohne die Hülfe eines zweiten Greises verleben könnte.

Faustus ist ausgelassen, verschwenderisch, liederlich, undankbar und jähzornig, aber sein Onkel Aurel konnte ihn weder hassen noch enterben.

Frontin, Aurels Neffe, konnte sich leztern durch eine zwanzigjährige gute Aufführung, und eine uneingeschränkte Ergebenheit in seinen Willen, nicht geneigt machen, er bekommt von seiner Verlassenschaft nur eine geringe Pension, die ihm Faustus — der Universalerbe — auszahlen muß.

Haß daurt gewöhnlich am längsten beim Menschen, und man kann es als ein Zeichen eines nahen Todes ansehen, wenn der Kranke sich zu versöhnen wünscht.

Ein verliebter Greis ist eine grobe Ausartung der Natur.

Wenige Erwachsene bedenken, daß sie auch jung waren, und wie schwer es ihnen wurde, keusch und mäßig zu sein. Kaum hat ein Mann dem Vergnügen aus Ueberdruß, des Wohlstandes oder seiner Gesundheit wegen entsagt, so tadelt er es an andern. Es mischt sich in dieses Betragen eine gewisse fortwährende Neigung zu den Dingen, die man verlassen hat. Man wünscht: was für uns kein Gut mehr ist, sollte auch für andere keines mehr sein. Es ist eine gewisse Art Eifersucht.

Alte Leute sind nicht deswegen geizig, weil sie einmal Geldmangel zu leiden befürchten, denn einige haben so große Reichthümer, daß sie deswegen ganz ruhig sein können, uud wie dürfen sie befürchten, daß ihnen die Bequemlichkeiten des Lebens in ihrem hohen Alter mangeln werden, da sie sich derselben freiwillig berauben, um ihren Geiz zu befriedigen? Auch die Begierde, ihren Kindern große Reichthümer zu hinterlassen, ist nicht die Ursache ihres Geizes, denn es ist nicht natürlich, daß man andere mehr liebe, als sich selbst, und dann giebt es auch Geizhälse, die keine Erben haben. Dieses Laster ist vielmehr eine Wirkung des Alters, und Greise sind demselben eben so ergeben, als sie in ihrer Jugend den Vergnügungen, und in ihrem männlichen Alter dem Ehrgeize ergeben waren. Zum Geiz gehören weder Kräfte, noch Jugend, noch Gesundheit, und es erfodert wenig Mühe, seine Einkünfte zu sparen. Man darf nur sein Geld in Kasten schließen, und sich alle Bequemlichkeiten auf einmal versagen. Dieß ist alten Leuten sehr bequem, die eine Leidenschaft haben müssen, weil sie Menschen sind.

Es giebt Menschen, die elend wohnen, schlafen und gekleidet sind, erbärmliche Speisen genießen, sich der strengsten Witterung aussezen, keine Gesellschaften besuchen, sondern ihre Tage in der Einsamkeit zubringen. Sie leiden von dem, was ist, war und sein wird, ihr Leben ist

gleichsam eine beständige Büßung, kurz, sie haben das Geheimniß erfunden, auf dem beschwerlichsten Wege ihrem Tode entgegen zu gehen. — Dieß sind die Geizigen.

Die Greise erinnern sich ihrer Jugend mit einem zärtlichen Vergnügen. Sie lieben die Orte, wo sie ihre Jugendjahre verlebten, und die Personen, mit denen sie damals umgiengen. Sie mögen gern Worte aus ihrer obsoleten Sprache anbringen, und halten es mit der alten Art zu singen und zu tanzen. Sie rühmen die damaligen Moden in Kleidung und Hausgeräth, und können selbst diejenigen Sachen nicht misbilligen, die zur Befriedigung ihrer Leidenschaften dienten, zu ihrem Vergnügen so nüzlich waren, und sie an dasselbe erinnern. Wie sollten sie denselben die neuen Gebräuche und Moden vorziehen können, an denen sie keinen Theil haben, von denen sie nichts hoffen, und die von jungen Leuten erfunden worden sind, welche in ihrem Alter sich derselben mit eben so viel Vergnügen erinnern werden?

Zu große Nachläßigkeit, oder zu viel Puz, vermehrt die Runzeln der Greise, und macht ihre Hinfälligkeit desto sichtbarer.

Ein Greis ist stolz, höhnisch, und in Gesellschaften unangenehm, wenn er nicht viel Verstand hat.

Ein Greis, der am Hofe lebte, Verstand und ein gutes Gedächtniß besizt, ist ein un=

schäzbares Kleinod. Er ist voll von Thaten und Maximen; er weiß die Geschichte seiner Zeit genau, und viele dahin gehörige besondere Nachrichten, die man nirgends aufgezeichnet findet; man lernt von ihm Grundsäze und Lebensregeln, die um so sicherer sind, weil sie sich auf Erfahrung gründen.

Philipp ist zwar schon ziemlich bei Jähren, aber noch immer raffinirt er auf Pracht und die ausgesuchtesten Wollüste. Er hat aus Essen und Trinken, aus Ruhe und Bewegung eine Kunst gemacht. Die kleinen Regeln, die er sich zur Beförderung seiner Bequemlichkeit vorschrieb, sind ihm so unverbrüchlich, daß er auch einer Buhlerin zu lieb davon nicht lassen würde, wenn ihm sein Gesundheitszustand erlaubte, noch eine zu halten. Tausend überflüssige Dinge hat er sich auf den Hals geladen, die ihm nun die Gewohnheit unentbehlich gemacht hat. Er verdoppelt und verstärkt also die Bande, die ihn an das Leben fesseln, und er wendet seine übrigen Tage dazu an, sich den Verlust desselben desto schmerzlicher zu machen. Mußte seine Furcht vor dem Tode noch größer werden?

Gnathon lebt nur für sich, und bekümmert sich um andere Menschen so wenig, als ob sie gar nicht da wären. Mit dem obersten Size bei Tische ist er noch nicht zufrieden, sondern er muß allein so viel Plaz haben, als zwei andere. Er vergißt, daß die Mahlzeit für ihn

und die ganze Gesellschaft angerichtet ist, ihm gehört das ganze Tischzeug, und jeder Schüssel bemächtigt er sich. Er bleibt nicht bei einem Gerichte allein, ehe er alle gekostet hat, und er wünschte sie alle auf einmal verschlingen zu können. Statt des Messers und der Gabel bedient er sich der Hände, kehrt das Fleisch einigemal in der Schüssel um, zerstückt und zerreißt es, und — wenn Sie noch Lust haben — können Sie essen, was er übrig läßt. Er verschont Sie mit keiner seiner Unreinlichkeiten, daß auch wohl der Hungrigste den Appetit verlieren muß. Von Gemüße und Brühe triest sein Kinn und sein Bart, und wenn er ein Stück Fleisch aus der Schüssel nimmt, so läßt er es entweder in eine andere Schüssel oder auf das Tischtuch fallen, und man sieht den ganzen Weg, den er damit genommen hat. Er schmazt und verdreht die Augen, wenn er ißt, und die Tafel ist für ihn eine Roßbare: er reinigt mit den Fingern die Zähne, und ißt dann wieder. Wo er ist, ist er zu Hause, und er läßt sich in der Kirche und im Schauspiel so wenig drucken als in seinem Zimmer. In einer Kutsche muß er allemal hinten sizen, denn sobald er rücklings fährt, wird ihm, nach seinem Vorgeben, übel, und er fällt in Ohnmacht. Reist er in Gesellschaft anderer, so ist er immer der erste im Wirthshause, und sucht sich im besten Zimmer das beste Bette aus. Alles weiß er zu benuzen,

seine und seiner Gesellschaften Bediente beschäftigt er zu gleicher Zeit: was ihm unter die Hände kömmt, ist sein Hausgeräthe und seine Equipage. Allen fällt er beschwerlich, er selbst aber thut nie aus Gefälligkeit gegen andere seine Unbequemlichkeit, er beklagt Niemand, und kennt keine andere Uebel als seine Vollblütigkeit und seine Galle. Der Tod anderer Menschen ist ihm gleichgültig, aber daß er selbst sterben soll, das schmerzt ihn, und er würde gerne sein Leben mit dem Untergange des ganzen menschlichen Geschlechts erkaufen.

Kliton hat jeden Tag seines Lebens nur zwei Beschäftigungen — das Mittag- und das Nachtessen. Er scheint nur zum Verdauen gebohren zu sein, und seine Unterhaltung ist immer die nemliche. Er rechnet die Speisen her, die beim lezten Schmause im ersten Gange aufgetragen wurden, sagt, was er getrunken und geschlurft, kommt darauf auf die Braten und Einschiebessen, erinnert sich ganz genau, aus was für Gerichten der andere Gang bestand, und was für Beiessen, Früchte und kleine Teller herum gegeben wurden. Er nennt alle Weine und Liqueurs, von denen er getrunken. Die Küchensprache spricht er so gut, daß er mir Lust macht, an einer guten Tafel zu speisen, wo er nicht dabei ist. Auf seinen Gaumen kann er sich ganz verlassen, und noch nie war er der entsezlichen

Unbequemlichkeit ausgesetzt, eine schlechte Speise zu essen, und einen mittelmäßigen Wein zu trinken. Er ist in seiner Art ein vortreflicher Mann, denn er hat sein Talent, leckerhaft zu speisen, unaufhörlich cultivirt; nie wird man einen Menschen finden, der so viel, und so gut ißt, wie er. Er entscheidet, welches der beste Bissen ist, und, was ihm nicht schmeckt, darf auch andern nicht schmecken. Doch er ist nicht mehr; aber er hat sich bis an seinen letzten Augenblick an die Tafel tragen lassen: noch an seinem Sterbetage hielt er Tafel. Wo er sein mag, so ißt er, und sollte er einmal wieder kommen, so geschiehts nur um zu essen.

Rufin wird alt, aber er ist gesund. Nach seinem gesunden Aussehen, und nach seinem heitern Blick kann er noch zwanzig Jahre leben. Er ist lustig, jovialisch, vertraulich und unbekümmert; er lacht von ganzem Herzen, allein und ohne Ursache. Er ist mit sich, den Seinigen und seinem Glücke zufrieden, und sagt selbst: ich bin glücklich. Sein Sohn — ein Jüngling von der größten Hofnung, der die Ehre seiner Familie geworden wäre — stirbt; er läßt andere weinen, und sagt: „Mein Sohn ist todt; der Kummer wird seine Mutter ins Grab legen" — und er tröstet sich. Er ist ohne Leidenschaften, ohne Freunde und Feinde, Niemand ist ihm beschwerlich; Jedermann ist ihm gut; er spricht mit dem, welchen er zum

erstenmal sieht, eben so frei und vertraulich, als mit denjenigen, welche er seine alten Freunde nennt, und erzählt ihm die Quodlibets, die er gemacht hat, und die Histörchens, die er weiß. Man kommt und geht, ohne daß er darauf merkt, und was er dem einen zu erzählen angefangen hat, erzählt er dem andern vollends aus.

Nibolds Gesundheit ist mehr durch Krankheiten als durchs Alter zerrüttet, denn er hat noch nicht acht und sechzig Jahre zurück gelegt, aber er ist podagrisch und hat ein Reißen in den Lenden. Sein hageres Gesicht, und seine grünliche Farbe drohen ihm den Tod. Er läßt Mergel auf seinen Acker führen, und hoft, daß er ihn wenigstens in funfzehn Jahren nicht wieder werde düngen dürfen. Er pflanzt junge Stämme, und hoft in weniger als zwanzig Jahren unter ihrem Schatten auszuruhen. Er baut ein Hauß von gehauenen Steinen, und versichert hustend, und mit schwacher keichender Stimme, es werde nie ausgebaut werden. Alle Tage geht er auf dem Gerüste herum, lehnt sich auf seinen Bedienten, und zeigt seinem Freunde, was er gemacht hat, und sagt, was er noch machen lassen will. Er baut weder für seine Kinder, denn er hat keine, noch für seine Erben, denn das sind nichtswürdige Leute, mit denen

er in Feindschaft lebt. Er baut für sich, und morgen wird er sterben.

Antagoras hat ein alltägliches Gesicht, jedermann kennt ihn so gut als den Heiligen, der auf dem Hochaltar steht. Des Morgens rennt er durch alle Gerichtsstuben und Kanzelleien, und des Abends durch alle Straßen. Seit vierzig Jahren führt er Processe, und sein Tod ist näher, als das Ende seiner Streitigkeiten. Seit der Zeit ist keine wichtige Streitsache und kein weitläuftiger und verwickelter Proceß vorgekommen, wo er sich nicht wenigstens ins Mittel geschlagen hätte, deswegen führen auch die Advokaten seinen Nahmen immer im Munde, und er schickt sich zum Kläger und Beklagten, wie das Substantiv zum Adjectiv. Da er aller Menschen Vetter ist, und von allen gehaßt wird, so ist fast keine Familie, über die er sich nicht beklagt, oder die sich nicht über ihn beklagt. Er ist wechselsweise beschäftigt, sich bald ein Gut anweisen zu lassen, bald sich einer gerichtlichen Ausfertigung zu widersezen, bald auf die Vollziehung eines Urtheils zu dringen. Alle Tage wohnt er einigen Versammlungen der Gläubiger bei, führt überall das Wort, und verliert bei allen Bankerotten. Die noch übrigen Stunden wendet er zu Besuchen an, und spricht von Processen und Neuigkeiten. Du verliesest ihn am einen Ende der Stadt, und noch bist du nicht am andern, so spricht er daselbst schon wie-

der von Processen und Neuigkeiten. Hast du selbst einen Proceß, und gehst du früh morgens zu deinem Richter, um ihm deine Sache bestens zu empfehlen, so kannst du nicht eher Gehör finden, als bis Artagoras expedirt worden ist.

Man sieht auf den Feldern zerstreut gewisse scheue, schwarze, gelbe und von der Sonne verbrannte Thiere, von beiderlei Geschlechtern. Sie kleben immer an der Erde, die sie mit großer Aemsigkeit umgraben und umwühlen. Sie geben articulirte Töne von sich, und wenn sie aufrecht stehen, so zeigen sie eine menschliche Gestalt, und wirklich sind sie Menschen. Des Abends kriechen sie in elende Hütten, wo sie von schwarzem Brod, Wasser und Wurzeln leben. Sie überheben andere Menschen der Mühe, das Feld zu bestellen, zu säen und zu ärnten. Sie verdienen also doch, sich an dem Brode, das sie gesäet haben, satt zu essen.

Don Ferdinand lebt in seiner Provinz müßig, ist unwissend, höhnisch, zanksüchtig, schurkisch, unmäßig und unbesonnen; aber er zieht auf seinen Nachbar den Degen, und sezt sein Leben um ein Nichts in Gefahr. Er hat Menschen gemordet, und wird auch gemordet werden.

Der Landjunker, der seinem Vaterlande, seiner Familie und sich selbst zur Last ist, oft kein Dach, kein Kleid und kein Verdienst hat, wiederholt zehenmal des Tags, daß er ein Edelmann sei, und behandelt den Staatsmann und

den Gelehrten als gemeine, bürgerliche Seelen. Immer ist er mit seinen Urkunden und Titeln beschäftigt, und er würde sie selbst gegen das Zepter eines Kanzlers nicht vertauschen.

Statt über den Nahmen Philosoph zu erschrecken oder zu erröthen, sollte vielmehr jeder Mensch mit den Lehren der Philosophie sich bekannt machen. Sie schickt sich für Jedermann: ihre Ausübung ist allen Altern, Geschlechtern und Ständen nützlich. Sie tröstet uns wegen der Glückseligkeit anderer, wegen nichtswürdiger Vorzüge, wegen unsers schlechten Glücks, und wegen der Abnahme unserer Kräfte und Schönheit. Sie wafnet uns wider Alter, Armuth, Krankheit, und Tod, wider Thoren und elende Spötter. Sie lehrt uns, ausser der Ehe ohne Frau vergnügt zu leben, und in der Ehe die Frau erträglich zu finden.

Die Menschen können sich an einem Tage über Kleinigkeiten freuen und betrüben. Nichts ist unzusammenhängender und ungleicher, als was in so kurzer Zeit in ihrem Verstande und Herzen vorgeht. Das einzige Mittel gegen dieses Uebel ist: Richtige Schätzung der Dinge dieser Welt.

Zur Erreichung ihrer Endzwecke fehlt es den Menschen nicht an einem muthigen Anfange, sondern an Ausdauren. Durch Weichlichkeit oder Unbeständigkeit verlieren sie die Früchte des besten Anfangs. Oft kommen ihnen andere zu-

vor, die sich nach ihnen auf den Weg machten, und mit Muße, aber beständig, fortwanderten.

Es scheint, die Menschen können leichter die besten Maaßregeln wählen, als ihnen folgen; leichter sich vornehmen, was man thun und sagen soll, als es wirklich thun und sagen. Man nimmt sich fest vor, wenn in Gesellschaften von einer gewissen Sache die Rede ist, einen Umstand zu verschweigen, aber im Feuer des Gesprächs oder im Fluß der Rede entschlüpft uns dieser Umstand gerade zuerst.

Was ihre Pflicht ist, verrichten die Menschen oft sehr nachläßig, dagegen machen sie sich ein Verdienst daraus, solche Dinge mit allem Eifer zu betreiben, die sich weder für ihren Stand noch für ihren Charakter schicken.

Telephon hat Verstand, aber genau gerechnet zehenmal weniger als er sich einbildet; was er also sagt, thut, denkt und entwirft, ist zehenmal über seinen Verstand, folglich zeigt er nie seine wahre Stärke und Einsicht. Er sieht gleichsam einen Schlagbaum vor sich, der ihm nicht erlaubt, weiter zu gehen, und ihn erinnert, stehen zu bleiben, aber er dringt weiter, und erhebt sich über seine Sphäre. Er sieht seine Schwächen, verbirgt sie aber nicht. Er spricht von Dingen, die er gar nicht, oder nur halb versteht. Er unternimmt mehr, als seine Kräfte vermögen. Er strebt nach Dingen, die über seinen Stand sind. Er vergleicht sich mit den

vortreflichsten Männern in aller Art. Er hat gute und löbliche Eigenschaften, aber er verdunkelt sie durch Nachäffung des Großen und Wunderbaren. Man sieht deutlich, was er nicht ist, aber was er ist, muß man errathen. Er ist ein Mensch, der sich und seine Kräfte nicht kennt, und nicht weiß, bei seinem eigenen Charakter zu bleiben.

Selbst der glücklichste Kopf zeigt sich nicht immer stark. Er geräth in Begeisterung, aber sie nimmt wieder ihr Ende. Ist er klug, so spricht er dann wenig, schreibt nicht, entwirft keine Plane, und sucht nicht zu gefallen. Singt man mit einem heisern Halse? Muß man nicht warten, bis die Stimme wieder kommt?

Der Thor ist ein perpetuum mobile, ein Uhrwerk, eine Maschine. Das Gewicht sezt ihn in eine gleiche und einförmige Bewegung. Er ist einförmig und verläugnet sich nie. Wer ihn einmal sah, sah ihn in allen Umständen und Perioden seines Lebens. Er gleicht dem Ochsen, der brüllt, und der Amsel, die pfeift. Seine Seele ist am wenigsten wirksam, sie übt sich nicht — sie ruht.

Der Thor stirbt nicht, sondern fängt erst nach seinem Tode an zu leben. Alsdann erst denkt seine Seele, überlegt, folgert, schließt, urtheilt, sieht vorher, kurz, sie thut alles, was sie vorher nicht that. Sie ist nun von einem Klumpen Fleisch befreit, der sie am Wirken, Bewe-

gen und an allem, was ihrer würdig war, hinderte. Fast möcht' ich sagen, daß sie über ihren eigenen Körper, und dessen sinnlose und unvollkommene Werkzeuge erröthet, mit dem sie so lange verbunden gewesen ist, und doch nur einen Thoren oder Einfaltspinsel bilden konnte. Sie gleicht nun den größten und erhabensten Seelen, und man kann nun die Seele des dummstolzen Landjunkers von der Seele Lessings und Mendelsohns nicht mehr unterscheiden *).

Selten bereut man es, zu wenig, sehr oft aber, zu viel gesprochen zu haben. — Ein altes, abgenutztes Sprüchelgen, der ganzen Welt bekannt, aber — von wem befolgt?

Wenn gewisse Menschen über sich selbst erröthen könnten, wie viel Verbrechen — geheime, öffentliche und bekannte — blieben dann unverübt?

Wenn gewisse Menschen im Guten nicht so weit gehen, als sie gehen könnten, so liegt der Fehler gewöhnlich an ihrem ersten Unterrichte.

Kinder brauchen Ruthe und Züchtigung, erwachsene Menschen aber müssen Krone, Zepter und Ordensbänder in Furcht erhalten. Vom

*) Wie gefällt meinen Lesern diese Hypothese? -- -- Mir gefällt sie nicht, und ich denke, der Unterschied zwischen dem Erkenntnißgrad der Seele Lessings und Mendelsohns, und des dummstolzen Landjunkers wird ewig groß seyn.

Anmerk. des Uebers.

äußern Schmuck entblößt kann sie die Vernunft und Gerechtigkeit weder überzeugen noch erschrecken. Der Mensch, mit einer vernünftigen Seele, läßt sich von Augen und Ohren leiten.

Wer will es wagen, die Menschen zu befriedigen? Sollte es ein Fürst, mit aller seiner Güte und Macht, unternehmen? Er mag es versuchen. Er sorge in allen Stücken für ihr Vergnügen, er öffne den Höflingen seinen Pallast, erlaube ihnen überall den freien Zutritt, auch an Orten, deren Anblick schon ein Schauspiel ist; er lasse ihnen die Wahl der Schauspiele, Geldspiele, Concerte und Erfrischungen, und gebe ihnen ein köstliches Mahl mit dem Genuß der uneingeschränktesten Freiheit. Er folge in der Wahl der Vergnügungen ihrem Geschmacke, der große Mann sei liebenswürdig, und der Held vertraulich — Alles noch nicht genug. Was die Menschen anfangs entzückte, wird ihnen zuletzt zum Ekel. Sie würden endlich von der Göttertafel davon laufen, und der Nektar würde ihnen mit der Zeit nicht mehr schmecken. Aus Eitelkeit oder einem verdorbenen Geschmacke kritisiren sie das Vollkommene. Wenn man ihnen glauben soll, so ist alle Mühe, und selbst ein königlicher Aufwand nicht hinreichend, ihren Geschmack zu befriedigen. Ihre Bösartigkeit würde ihnen nicht erlauben, einem andern das freudige Geständniß zu thun, daß er sie ganz zufrieden gemacht habe. Eben diese gewönlich

so schmeichlerischen und höflichen Menschen verleugnen sich zuweilen; man erkennt sie nicht mehr, und wird sogar den Menschen im Höfling gewahr.

Vernunft und Wahrheit sind eins. Man kommt nur auf einem Wege dahin, entfernt sich aber auf tausenden davon. Das Studium der Weisheit ist nicht so weitläuftig, als wenn man alle Arten der Thoren und Unbesonnenen erforschen wollte. Wer nur gesittete und vernünftige Menschen gesehen hat, kennt den Menschen gar nicht, oder nur halb. So verschieden auch die Sitten und Temperamente sein mögen, so ertheilt doch Umgang und Artigkeit den Menschen einerlei äußeres Ansehen, und macht sie dem Schein nach einander ähnlich. Wer sich aber unter den Pöbel und das Landvolk mischt, macht in kurzer Zeit sonderbare Entdeckungen, wenn er Augen hat. Er sieht neue Dinge, an denen er zweifelte, die er nicht einmal vermuthen konnte. Er bringt es durch seine Erfahrungen in der Menschenkenntniß immer weiter, und kann beinahe berechnen, auf wie viel verschiedene Arten der Mensch unerträglich sein könne.

Urtheile.

Gewohnheit und Neuheit — zwei einander gerade entgegen laufende Dinge — nehmen uns gleich stark ein.

Nichts ist niedriger und mehr Gesinnung des Pöbels, als in erhabenen Ausdrücken von dem reden, den man vor seiner Erhebung kaum bemerkte.

Die Gunst des Fürsten schließt das Verdienst nicht aus, sezt es aber auch nicht voraus.

Lobt ein reizendes Frauenzimmer die Schönheit einer Dame, so darf man sicher schließen, daß sie selbst schöner ist. Empfiehlt ein Dichter die Arbeiten eines andern Dichters, so möchte ich fast darauf wetten, daß der Empfohlne ein elender Reimschmied ist.

Die Menschen genießen einander nur halb, und haben nur eine schwache Neigung, einander Beifall zu geben. Handlung, Betragen, Ausdruck, Gedanke — nichts gefällt, nichts genügt ihnen. Was man ihnen recitirt, sagt oder lißt, vergleichen sie mit dem, was sie unter gleichen Umständen selbst gethan, und was sie über den nemlichen Gegenstand selbst gedacht und geschrieben haben würden. Sie sind so oll von ihren eigenen Ideen, daß die Ideen nderer keinen Eingang mehr bei ihnen finden.

Sei kein Sonderling, sondern thue wie die Andern — ein verdächtiger Saz, der beinahe immer eben so viel sagt, als: thue Böses; wenn er sich nicht blos auf äußerliche Dinge erstreckt, die ohne Folgen sind, und von Gewohnheit, Mode und Wohlstand abhangen.

Wenn die Menschen eher Menschen, als Bären und Panterthiere sind, wenn sie billig denken, und sich und andern Gerechtigkeit widerfahren lassen, wozu dienen dann die Geseze, sowohl der Text, als die ungeheure Menge der Ausleger? Wozu dienen dann die Klagen und Streitigkeiten über Eigenthum und Besitz, und alles das, was man Rechtsgelehrsamkeit nennt? Was wird aus denjenigen werden, die ihr Ansehen und ihren Stolz ganz allein der Gewalt zu danken haben, die man ihnen gab, um eben diese Gesetze aufrecht zu erhalten? Wenn die Menschen redlich, aufrichtig und von Vorurtheilen frei sind, wozu nüzen dann Zänkereien, Spizfindigkeiten und Controverse? Wenn sie nüchtern, mäßig und keusch leben, wozu dient ihnen dann der geheimnißvolle Jargon der Arzneikunst, eine Goldgrube für die, die ihn verstehen? Gesezgeber! Lehrer! Aerzte! Wie tief würdet ihr sinken, wenn wir uns alle bereden könnten, weise zu werden.

Wie viel große Männer im Krieg und Frieden hätte man nicht entbehren können! Auf welchen Grad der Vollkommenheit und Künstelei

hat man nicht gewisse Künste getrieben, die nicht nöthig sein sollten, weil sie nur Mittel wider diejenigen Uebel sind, die aus unserer Bosheit herfließen.

Bei den Römern waren die Schauspieler ehrlos, bei den Griechen aber wurden sie in Ehren gehalten. Wie machen wir es? Wir denken von ihnen wie die Römer, und leben mit ihnen, wie die Griechen.

Aus dem Betragen gewisser Menschen gegen Gelehrte und Künstler sieht man am deutlichsten, was sie von Wissenschaften und Künsten halten, und wie unwichtig in ihren Augen dem Staat ihre Cultur ist. Es giebt keine noch so mechanische Kunst, und so verachtete Handthierung, durch die man nicht ein gründlicheres, sichereres und geschwinderes Glück machen könnte. Der Schauspieler rollt in einer Kutsche vorbei, und sprizt dem großen Corneille, der zu Fuß geht, den Koth ins Gesicht. Bei Vielen ist ein Gelehrter und Pedant einerlei.

Spricht der Reiche von Gelehrsamkeit und Wissenschaften, so müssen die Gelehrten schweigen, hören, und in allen Stücken Beifall geben, wenn sie anders nur für gelehrt gehalten werden wollen.

„Er ist gelehrt, sagt ein Politiker, also zu Geschäften ungeschickt: ich möchte ihm nicht die Aufsicht über meine Garderobe anvertrauen.“ Er hat recht. Herzberg und Zedlitz sind

gelehrt; sind sie geschickt, sind sie gute Minister? „Er versteht Griechisch, fährt der Politiker fort, er ist ein Schulfuchs, ein Philosoph.“ Wirklich, eine Athieniensische Obsthändlerin sprach griechisch, sie war also eine Philosophin. Lessing und Mendelsohn waren bloße Schulfüchse. Wer kann daran zweifeln? Sie verstunden ja Griechisch. — Wie thöricht sagt doch der große, weise und scharfsinnige Antonin, die Völker würden dann glücklich sein, wenn der Kaiser Philosoph, oder ein Philosoph (Schulfuchs) Kaiser wäre.

Still von Dinte, Feder, Papier, Drucker und Druckerei *). Niemand wag' es mehr, zu mir zu sagen: „Du schreibst so schön, Antisthea, schreibe doch mehr. Wirst du nicht bald ein Werk in Folio herausgeben? Handle in einem streng systematischen Werke, das kein Ende hat, (sie sollten hinzusezen: und ewig Ladenhüter bleibt), von allen Tugenden und Lastern.“ Ich thu' auf alles Verzicht, was ein Buch war, ist und sein wird. Beryll fällt beim Anblick einer Katze, und ich beim Anblick eines Buchs, in Ohnmacht. Kann ich seit den zwanzig Jahren, da man meine Werke in allen

*) Brüyere scheint das, in einer üblen Laune, in Bezug auf sich selbst, geschrieben zu haben. -- Ich erinnere meine Leser bei dieser Gelegenheit an Gökingks Epistel an einen jungen Dichter, im ersten Theil seiner Gedichte S. 209.]

Der Uebers.

Buchläden verkauft, einen bessern Tisch halten, und mich prächtiger kleiden, ist mein Zimmer vor dem Nordwind sicher, und hab ich ein Federbette? — „Aber einen großen, berühmten Nahmen hast du“ — o sag' lieber, viel leeren unnüzen Wind. Hab ich nur ein Körnlein von dem Metalle, durch das man sich alles verschaft? Ein schurkischer Advocat bringt in seine Kostenberechnung Auslagen, die er nie gemacht hat, läßt sich alles doppelt bezahlen, und hat einen Grafen, oder eine obrigkeitliche Person zum Schwiegersohne. Ein buntschekigter Livreibedienter wird Einnehmer, und bald darauf reicher als sein Herr. Der lezte bleibt ein ehrlicher Bürger, der ehemalige Bediente aber wird durch sein Geld — Edelmann. Berger ist durch eine Marionettenbude, und Brohm durch den Verkauf des Flußwassers in steinernen Krügen, reich geworden.

Wenn man uns sagte: die Morgenländer trinken hizige Getränke, die ihnen zu Kopfe steigen, sie der Vernunft berauben, und zum Vomiren bringen, so würden wir ausrufen: die Barbaren.

Man beurtheile die Menschen nicht, wie Gemälde und Bildsäulen, nach dem ersten Anblick. Sie haben eine Seele, ein Herz, das man erforschen muß. Der Schleier der Bescheidenheit verbirgt das Verdienst, und die Lar-

ve

ve der Heuchelei versteckt den Bösewicht. Die Anzahl der Kenner, die unterscheiden, und zu urtheilen berechtiget sind, ist sehr gering. Nur nach und nach, und durch Zeit und Gelegenheit gezwungen, giebt sich eine vollkommene Tugend, und ein aufs höchste getriebenes Laster zu erkennen.

Mit unserer polirten Sprache, geschmackvollem Anzuge, cultivirten Sitten, schönen Gesezen und weißen Haut, sind wir in den Augen gewisser Völker — Barbaren.

Auch im Negligé gefällt ein liebenswürdiges Mädchen, denn Jugend und natürliche Schönheit sind ihr größter Schmuck. Die naive Anmuth, die über ihr Gesicht verbreitet ist, beseelt alle ihre Handlungen, und ist gefährlicher, als wenn Schneider und Putzmacherinn ihre Kunst an ihr verschwendet hätten. Eben so gefällt der rechtschaffene Mann um sein selbst willen, und er braucht sich nicht in einen heiligen Schimmer zu hüllen. Erzwungener Ernst, übertriebene Bescheidenheit, eine besondere Kleidung und eine große Perücke, vergrößern den Werth der Rechtschaffenheit nicht, und leihen dem Verdienst gar keinen Glanz, vielmehr verstellen sie es, und lassen Betrug ahnden.

Ein studirter und erzwungener Ernst erregt Lachen: zwischen beiden inne steht — Würde. Wer sich Mühe giebt, ernsthaft zu sein, wirds

nie sein, er spielt die Rolle des ernsthaften Mannes schlecht. Man ist entweder nicht, oder von Natur ernsthaft, und es ist leichter, von seinem Ernst nachzulassen, als ihn zu vergrößern.

Ist ein geschickter und angesehener Mann mürrisch und sauertöpfisch, so schreckt er junge Leute ab, und sie werden denken, die Ausübung der Tugend sei ein verdrüßliches Geschäfte, und erfodere eine gänzliche Umschaffung: ist er aber freundlich und heiter, so dient er ihnen zur Lehre, daß man bei Arbeit froh sein, und wegen ernsthafter Beschäftigungen einem unschuldigen Vergnügen nicht entsagen dürfe. Er ist ihnen ein Muster, dem sie folgen können.

Ein weiser Mann, von allgemein anerkannten Verdiensten ist bei der unförmlichsten Bildung nicht häßlich, oder, wenn er es auch ist, so macht es keinen Eindruck.

Wer übels von uns denkt und sagt, noch eh' er uns recht kennt, thut uns nicht unrecht. Er greift nicht uns, sondern das Fantom seiner Einbildung an.

Es giebt gewisse Regeln, Pflichten und Wohlanständigkeiten, die von Zeit, Ort und Personen abhängen, die der scharfsinnigste Kopf nicht errathen könnte, die man aber durch Uebung ohne alle Mühe lernt. Die Menschen nach solchen Fehlern beurtheilen, ehe ihnen die Convenienzen bekannt sind, ist eben so viel, als sie nach ihren Haaren und Nägeln beurtheilen.

Oft ist das Gegentheil von dem allgemeinen Gerede über Personen und Sachen die Wahrheit.

Wer in Gesellschaften allen gefallen, und keinem widersprechen will, sagt zuweilen in einer Stunde über den nemlichen Gegenstand Ja und Nein, wenn er nicht recht aufmerksam auf sich selbst ist.

Der Partheiische ist mancherlei kleinen Kränkungen ausgesezt, denn da seine Freunde ohnmöglich immer weise und glücklich, und seine Feinde immer unweise und unglücklich sein können, so muß er zuweilen aus seiner Fassung kommen, wenn seinen Freunden ihr Vorhaben nicht gelingt, oder wenn seine Feinde einen neuen Ruhm erlangt haben.

Ein Mensch, der sich leicht einnehmen läßt, und doch nach einer geistlichen oder weltlichen Bedienung strebt, gleicht einem Blinden, der malen, einem Stummen, der eine öffentliche Rede halten, und einem Tauben, der vom Wohlklange urtheilen will. Schwache Gemälde, die das Elend derjenigen, die sich leicht einnehmen lassen, nur sehr unvollkommen darstellen. Diese Krankheit ist beinahe unheilbar, steckt alle an, die sich dem Kranken nähern, und vertreibt Freunde, Verwandte und Aerzte. Sie können ihn nicht heilen, wenn sie ihn nicht bewegen können, seine Krankheit zu erkennen, und ein-

zusehen, daß keine andern Hülfsmittel für ihn vorhanden sind, als hören, zweifeln, sich unterrichten und eines bessern belehren lassen. Schmeichler, Betrüger, Verläumder und Leute, die ihren Mund nur aus Eigennuz und zum Lügen öfnen, sind die Marktschreier, denen er sich anvertraut. Sie können ihm alles eingeben, was sie wollen, sie vergiften und tödten ihn.

Die nemliche Sache ist oft in dem Munde des vernünftigen Mannes ein unschuldiger Scherz oder ein wiziger Einfall, und in dem Munde des Dummkopfs eine Grobheit.

Immer erzählen, ist ein Beweis eines mittelmäßigen Kopfes.

Ein suffisanter Mensch ist der, dem die Besorgung gewisser Kleinigkeiten aufgetragen ist, die man mit dem Namen von Geschäften beehrt, der aber dabei einen sehr mittelmäßigen Verstand hat. — Ein Gran mehr Verstand und eine Unze mehr Geschäfte, als ein suffisanter Mensch nöthig hat, machen den Mann aus, der sich für wichtig hält.

Ein geschickter Mann ist der, welcher seine Leidenschaften verbirgt, seinen Nuzen versteht und ihm vieles aufopfert; der Güter zu erwerben oder zu erhalten weiß.

Ein ehrlicher Mann ist der, welcher keinen Straßenraub und keinen Todschlag begeht, kurz, dessen Laster kein Aergerniß geben.

Der Fromme ist weder ein Heiliger noch ein Heuchler; es genügt ihm, tugendhaft zu sein.

Kann ich den einen Mann von vorzüglichen Talenten nennen, der in einer Kunst oder Wissenschaft sehr geschickt ist, außerdem aber weder Beurtheilungskraft noch Gedächtniß, weder Lebhaftigkeit, noch Sitten, noch Lebensart besitzt? der mich nicht versteht, nicht denkt, und sich schlecht ausdrückt? z. B. einen Musikus, der, wenn er mich durch seine Zaubertöne entzückt hat, mit seiner Violine in sein Futteral sich eingeschlossen zu haben scheint, und ohne sein Instrument weiter nichts ist, als ein abgelaufnes Uhrwerk, von dem man nichts mehr erwarten darf.

Ein Mann scheint plump, grob und dum zu sein, er kann nicht sprechen, und nicht erzählen, was er eben gesehen hat. Sobald er aber schreibt, ist er der musterhafteste Erzähler. Er führt Thiere, Bäume, Steine und alles, was nicht sprechen kann, redend ein, und man bewundert überall seine, fließende, zierliche Schreibart, seine edle Einfalt und seinen Scharfsinn *).

Ein Anderer **) ist einfältig, furchtsam und langweilig im Umgange. Er braucht ein

*) Daß dieses Gemälde auf den lieben Fabeldichter la Fontaine passe, ist bekannt; ob auch auf einige unserer deutschen Dichter? -- lieber Leser, das kann ich dir nicht sagen. Sieh selbst nach.

Der Uebers.

**) Der ältere Corneille, der Vater des französischen Theaters, wie ihn Voltaire nennt.

Der Uebers.

Wort fürs andere, beurtheilt den Werth seiner Werke nur nach dem Gelde, das sie ihm eingebracht haben, und kann sie nicht declamiren. Zeigt er sich aber in seinen Werken in seiner ganzen Stärke, so weicht er weder einem August noch einem Pompejus, weder einem Nicomedes noch einem Heraklius. Er ist König, und ein großer König, Staatsmann und Philosoph. Er läßt Helden reden und handeln. Er schildert die Römer, und in seinen Versen sind sie größer als in ihrer Geschichte.

Nach einer richtigen, festen Urtheilskraft sind Diamanten und Perlen am seltensten auf der Welt.

Jedermann empört sich gegen den jungen Mann, der berühmt zu werden anfängt. Kaum verzeihen ihm seine vorgeblichen Freunde sein hervorsprossendes Verdienst, und seinen Ruhm, der ihn bis zu ihnen empor heben könnte. Erst, wenn der Fürst ihn belohnt hat, läßt man ihm Gerechtigkeit widerfahren. Dann nähern sich ihm alle, und von dem Tage an behauptet er seine Stelle unter den verdienstvollen Männern.

Gewisse Menschen segeln anfangs mit vollem Winde auf dem Glücksmeer; in einem Augenblicke verlieren sie das Ufer aus den Augen, und bahnen sich einen Weg durch die Fluthen. Alles lacht sie an, alles glückt ihnen; Thaten, Schriften — alles wird gelobt, belohnt, und sie zeigen sich nur, um Umarmungen und Glück-

wünsche anzunehmen. Sie gleichen einem am Ufer aufgethürmten unbeweglichen Felsen, an dessen Fuße sich die Wellen brechen. Macht, Reichthum, Gewalt, Schmeichelei, Ansehen, Gunst — kein Wind kann sie erschüttern. Das Publikum ist die Klippe, an der sie scheitern.

Es ist gewönlich, und gleichsam natürlich, die Beschäftigungen anderer nur im Bezug auf unsere eigene Arbeiten zu beurtheilen. Der Dichter — voll von erhabenen Ideen — achtet die Arbeiten des Redners wenig, der sich oft streng an die Wahrheit bindet, und der Vaterlandsgeschichtschreiber kann nicht begreifen, wie ein vernünftiger Mann sein ganzes Leben über sich damit abgeben könne, Erdichtungen zu ersinnen, und einen Reim zu suchen. Eben so hält der Alterthumsforscher alle andere Wissenschaften für eitel, trocken und unnüz, und der Geometer verlacht vielleicht auch seine Bemühungen als unbedeutend.

Herill mag unter guten Freunden sprechen, eine öffentliche Rede halten oder schreiben, so citirt er: Er läßt den größten aller Philosophen sagen, daß der Wein betrunken mache, und den berühmten römischen Redner, daß er durch Wasser temperirt werden könne. Kommt er auf die Moral, so versichert nicht er, sondern der göttliche Plato, daß die Tugend liebenswürdig und das Laster abscheuenswerth ist, und daß beide zur Gewohnheit werden können. Die

gemeinsten trivialsten Dinge, die er selbst zu denken fähig ist, will er Griechen und Lateinern zu danken haben, nicht um seinen Worten mehr Nachdruck zu geben, oder seine Belesenheit zu zeigen: er will nur citiren.

Ein Kaufmann, der durch seine glücklichen Spekulationen reich geworden, kennt einen Philosophen, sein Leben und seine Lehren, und da er keinen andern Beweggrund menschlicher Handlungen kennt, als den, welcher ihn zeitlebens bestimmte, so denkt er in seinem Herzen: „Der Mann ist zu beklagen, er kann mit seiner strengen Sittenlehre nicht weit kommen, er hat sich verirrt, und ist vom Wege abgekommen, denn so wird er nie in den herrlichen Hafen des Glücks einlaufen.“ — Nach seinen Grundsäzen raisonnirt er ganz vernünftig.

Man verkürzt und erspart tausend Untersuchungen und Verdrüßlichkeiten, wenn man denkt, gewisse Menschen seien unfähig, sich ordentlich auszudrücken, und daher alles verwirft, was sie gesagt haben, sagen und sagen werden.

Die besten Rathschläge haben etwas mißfälliges an sich — sie kommen nicht aus unserm Gehirn. Dieß ist hinreichend, sie aus Stolz und Neid zu verwerfen, oder ihnen nur aus Noth und Ueberlegung zu folgen.

Wie außerordentlich glücklich war dieser Günstling nicht in seinem ganzen Leben! Nie war er seinem Fürsten mißfällig, immer war

er sein Liebling! Die glänzendsten Ehrenstellen, das Ohr des Fürsten, unermeßliche Reichthümer, eine ununterbrochene Gesundheit, und ein sanfter Tod: aber welche Rechenschaft muß man von einem in ununterbrochner Gunst durchlebten Leben ablegen! von Rathschlägen, die man gab, vernachläßigte oder nicht befolgte! vom Guten, das man nicht that, vom Bösen, das man entweder selbst verübte, oder andern verüben ließ, kurz, von seinem ganzen Glücke.

Jener hilft den Armen, vernachläßigt aber seine Familie, und läßt seinen Sohn im Elend schmachten: dieser baut ein neues Haus, hat aber sein schon seit zehen Jahren fertiges noch nicht bezahlt: ein dritter theilt reiche Geschenke aus, und ruinirt seine Gläubiger. Sind Mitleiden, Aufwand und Freigebigkeit Eigenschaften eines ungerechten Menschen, oder ist nicht vielmehr Eitelkeit und ein bisarres Wesen an dieser Ungerechtigkeit Schuld?

Der thut Gutes, der thut, was er thun soll; läßt er immer nur von sich sagen, er wird Gutes thun, so handelt er sehr übel.

Man sagt von einem großen Herrn, der jeden Tag zweimal Tafel hält, und sein ganzes Leben mit Verdauen hinbringt, daß er Hungers sterbe, um anzuzeigen, er sei nicht reich, oder seine Vermögensumstände seien zerrüttet. Von seinen Gläubigern ists aber zuweilen wörtlich wahr: Sie sterben Hungers.

Wer wenig spricht, hat immer Vortheil. Man denkt: der Mann hat Verstand, und wenns ihm wirklich daran nicht fehlt, so vermuthet man einen vortreflichen Verstand.

Unglücklich ist der Mann, der eines schweren Verbrechens überführt worden ist, aber nach ihm ist der oft am meisten zu beklagen, der sich wegen eines Verbrechens vertheidigen mußte. Der Richter spricht ihn zwar los, nicht aber das Volk.

Gewöhnlich fragt man, wer wird nach ihm Canzler, Erzbischof oder Pabst werden? Man geht noch weiter: Jeder besetzt die Stellen nach seinen Wünschen oder Einfällen, und zwar nicht selten mit Personen, die älter oder abgelebter sind, als diejenigen, welche gegenwärtig die Stellen bekleiden. Und da ein ansenliches Amt seinen neuen Besitzer eher verjüngt als tödtet, und Leib und Seele neue Kräfte giebt, so ist es gar nicht selten, daß der im Amt stehende seinen vermeinten Nachfolger zu Grabe begleitet.

Will man Personen glauben, die gegen einander aufgebracht sind, und die von Leidenschaften beherrscht werden, so ist der Gelehrte ein Pedant, der Rathsherr ein Spießbürger, der Finanzier ein Blutigel, und der Edelmann ein Strohjunker. Das sonderbarste ist, daß diese Schimpfnahmen, die Haß und Zorn erfanden, bekannt werden, und daß die Verachtung,

so kalt und ruhig sie auch ist, sich derselben bedient.

Du tummelst dich, und hast dann am meisten zu thun, wann der Feind zu fliehen anfängt, und der Sieg nicht mehr zweifelhaft ist, oder vor einer Stadt, die sich bereits ergeben hat. Im Treffen oder bei einer Belagerung sieht man dich an hundert Orten, du bist aber doch nirgends. Den Befehlen des Feldherrn kommst du zuvor, um sie nicht befolgen zu dürfen, und du erwartest und benuzst keine Gelegenheit, sondern kommst ihr zuvor. Sollte deine Tapferkeit auch unächt sein?

Gebt den Menschen solche Posten, wo sie das Leben verlieren **können**, aber nicht verlieren. Sie lieben die Ehre und das Leben.

Da die Menschen das Leben so sehr lieben, sollte man wohl glauben, daß sie etwas noch mehr lieben könnten, als dasselbe? und daß der Ruhm, den sie dem Leben vorziehen, oft nichts mehr ist, als eine gewisse Meinung, die andere Menschen, welche sie weder kennen noch achten, von ihnen hegen.

Diejenigen *), welche weder Soldaten noch Höflinge sind, und doch in Krieg ziehen, und

*) Eine Anspielung auf die Höflinge und Privatpersonen, die im Jahr 1693 der Belagerung von Namur **zusahen**, die bei sehr schlimmer Witterung -- es regnete beständig -- vorfiel.

Der Uebers.

dem Hofe folgen, die keine Belagerung unternehmen, sondern derselben nur beiwohnen, haben ihre Neugierde, eine starke, und fast unüberwindliche Festung, Laufgräben, die Wirkung der Bomben und Kanonen, ein Handgemenge, die Anordnung, und den Ausgang eines Angriffs zu sehen, bald gestillt. Der Feind thut tapfern Widerstand, es regnet beständig, die Beschwerden nehmen zu, man versinkt beinahe im Koth, Feinde und Jahrszeit sind gleich furchtbar, man kann in den Verschanzungen angegriffen und eingeschlossen weeden: welche dringende Gefahr! Man verliert den Muth und murrt. Ists denn so gefährlich, eine Belagerung aufzuheben? Hängt das Wohl des Staats von der Eroberung dieser Festung ab? Muß man sich nicht, sezen sie hinzu, in den Willen des Himmels ergeben, der uns nicht gewogen ist, und die Unternehmung auf eine andere Zeit verschieben? Sie können die Standhaftigkeit, und — wenn sie's zu sagen wagten, den Eigensinn des Feldherrn nicht begreifen, der allen Gefahren trozt, den die Schwierigkeiten noch mehr anfeuren, der die Nacht durchwacht, und sich bei Tag der Gefahr aussezt, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Hat sich aber der Ort endlich ergeben, so erheben diese feigen Seelen die Wichtigkeit dieser Eroberung, verkündigen die wichtigen Folgen derselben, zeigen, wie äußerst nothwendig diese Belagerung gewesen sei, wie

schimpflich und gefährlich es gewesen wäre, sie aufzugeben, und beweisen, daß das feindliche Heer beinahe unüberwindlich gewesen sei. Sie kommen mit dem Hofe zurück, ziehen durch Städte und Flecken, und sind stolz darauf, daß die Bürger aus den Fenstern nach ihnen blicken. Gerade als ob sie die Festung eingenommen hätten, singen sie Siegeslieder, und halten sich für tapfer. Wenn sie zurückgekommen sind, sprechen sie nur von den Flanquen des Bollwerks, von der Brustwehr, vom Ravelin, von der Courtine und vom bedeckten Wege. Sie erzählen, an welche gefährliche Orte sie die Neugierde trieb, und wie leicht sie von dem Feinde auf dem Rückmarsch hätten gefangen oder niedergemacht werden können. Allein von ihrer Furcht hört man kein Wort.

Diejenigen, welche ihre Zeit am übelsten anwenden, beklagen sich am ersten über die Kürze derselben. Da sie sie mit Ankleiden, Essen, Schlafen, leerem Geschwäz, mit dem Berathschlagen, was sie thun sollen, und oft mit Nichtsthun zubringen, so ist freilich die zu ihren Geschäften oder Vergnügungen übrige Zeit immer zu kurz: wer sie aber klug anwendet, behält noch etwas davon übrig.

Kein Minister ist so beschäftigt, daß er nicht jeden Tag ein paar Stunden verschleudern könnte. Das macht in einem langen Leben viel aus. Und wenn dieses Uebel bei den übrigen

Ständen in der menschlichen Gesellschaft noch größer ist, wie entsetzlich groß ist dann nicht der Verlust eines Guts, von dem man nie genug hat!

Es giebt Geschöpfe Gottes, die man Menschen nennt, eine vernünftige Seele haben, und doch in ihrem ganzen Leben mit nichts beschäftigt sind, als mit Marmor sägen. Das ist sehr wenig. Andere wundern sich darüber, sind aber selbst ganz unnüz, und bringen ihre Zeit mit Nichtsthun zu. Das ist noch weniger als Marmor sägen.

Die meisten Menschen vergessen so sehr, daß sie eine Seele haben, und beschäftigen sich größtentheils mit solchen Dingen, wobei die Seele ganz unthätig ist, daß man vortheilhaft von Jemand zu sprechen scheint, wenn man sagt: er denke. Selbst dieser Ruhm ist pöbelhaft, ohngeachtet er allein den Menschen vor Hunden und Pferden einen Vorzug giebt.

Womit divertiren Sie sich? Wie bringen Sie ihre Zeit zu? — So fragen Weise und Thoren. Wenn ich antworte: Ich öfne die Augen und sehe, die Ohren und höre, ich bin gesund, ruhig und frei, so heißt das nichts geantwortet. Die gründlichsten, größten und einzigen Güter werden nicht geachtet, man empfindet sie nicht. — Spielen Sie? gehen Sie auf den Ball? darauf muß man antworten.

Freiheit ist nicht Müßiggang, sondern ein freier Gebrauch der Zeit, und eine freie Wahl der Arbeiten und Uebungen. Kurz, frei sein heißt nicht — nichts thun, sondern aus eigener Entschließung dieses thun, und jenes unterlassen. Wie unschäzbar ist die Freiheit in diesem Verstande!

Cäsar war nicht zu alt, um an die Eroberung des Erdbodens zu denken. Seine einzige Seligkeit war, ein glückliches Leben, und ein großer Nahme nach seinem Tode. Da er stolz und ehrgeizig war, und im Wohlstande lebte, so konnte er seine Zeit zu nichts besserm, als zur Eroberung des ganzen Erdbodens, anwenden. Alexander war zu einem so ernsthaften Unternehmen sehr jung: man muß sich wundern, daß Mädchen und Wein diese jugendliche Unternehmung nicht eher unterbrochen haben.

Wenn die Welt nur hundert Millionen Jahre steht, so hat sie noch alle ihre Kraft, und ist gleichsam erst in ihrem Anfange. Wir selbst gehören zum ersten Zeitalter, zu den Patriarchen, und wie leicht wird man uns nach so vielen Jahrhunderten, mit ihnen verwechseln? Aber — darf man vom Vergangenen aufs Zukünftige schließen — wie viel Neues in Künsten, Wissenschaften, Natur und Geschichte ist uns noch unbekannt? Welche Entdeckungen wird man nicht noch machen? Welche Veränderungen werden nicht mit dem Erdboden, mit Staa-

ten und Königreichen vorgehen? Wie groß ist unsre Unwissenheit, und wie gering eine Erfahrung von sechs= bis siebentausend Jahren.

Wer langsam und ohne Eile lauft, findet keinen Weg zu lang: wer sich mit Gedult waffnet, findet keinen Vortheil zu fern.

Niemand seine Aufwartung machen, und von Niemand eine Aufwartung erwarten dürfen — glückliche Lage, goldnes Zeitalter, natürlichster Zustand des Menschen.

Ein schlechter Mensch kann nie ein großer Mann werden. Lobt seine Unternehmungen und Entwürfe, bewundert seine Aufführung, erhebt seine Geschicklichkeit, daß er sich immer der besten und kürzesten Mittel bediene, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Wenn dieser Zweck schändlich ist, so hat die Klugheit keinen Theil daran, und wo die Klugheit fehlt, da finde ich keine Größe.

O Zeiten! o Sitten! ruft Heraclit, o unglückliches Jahrhundert, Jahrhundert voll böser Beispiele, wo die Tugend leidet, das Laster aber herrscht und triumphirt! Ich will ein Lykaon und Aegist werden, Gelegenheit und Zeit kann dazu nicht besser sein, wenn ich anders glücklich und berühmt werden will! Ein Mensch sagt: ich will über das Meer gehen, meinem Vater Alles rauben, und ihn mit Frau und Kindern aus seinen Ländern und Staaten verjagen. Ge=

sagt,

sagt, gethan. Er hätte die Rache verschiedener Könige befürchten sollen, die er in der Person eines Königs beleidigte. Aber sie stehen ihm bei, und geben ihm den Rath: „Geh über das Meer, beraube deinen Vater, und zeige den Völkern, daß man eben so leicht einen König aus seinem Reiche, als einen Edelmann aus seinem Schlosse, und einen Pachter aus seiner Meierei vertreiben könne, und daß kein Unterschied mehr zwischen uns und einem bloßen Privatmanne sei; denn wir sind dieses Vorzugs überdrüßig. Zeige der Welt, daß die Völker, die Gott unter unsre Füße legte, uns verlassen, verrathen, uns und sich selbst einem Feinde überliefern können, und daß wir mehr von ihnen und ihrer Macht zu fürchten haben, als sie von uns.“ Wer kann diesen kläglichen Verfall ruhig und mit trockenen Augen ansehen? Jedes Amt hat seine Privilegien, die der Besitzer desselben zu vertheidigen und zu behaupten sucht: nur die königliche Würde hat keine Privilegien mehr. Die Könige selbst haben darauf Verzicht gethan. Nur Einer *), immer gut und großmüthig, nimmt eine unglückliche Familie in seine Arme, und alle andere hassen ihn deswegen, und ver-

*) Ludwig der Vierzehnte, der den König von England Jakob den zweiten mit seiner ganzen Familie in Schutz nahm, nachdem er aus seinem Reiche vertrieben worden war.

binden sich wider ihn. O Schäfer, und glückliche Bewohner ländlicher Hütten, fährt Heraclit fort, wenn die Begebenheiten in der großen Welt nicht bis zu euch dringen, wenn euer Herz durch die Bosheit der Menschen nicht beunruhigt wird, wenn man in euren Gegenden nicht mehr von Menschen, sondern nur von Füchsen und Luchsen spricht, so nehmt mich unter euch auf. Ich will mit Freuden euer schwarzes Brod essen, und das Wasser aus euren Quellen trinken.

Moden.

Nichts ist thörichter und kleinlichter, als den Geschmack, die Lebensart, Gesundheit und das Gewissen der Mode zu unterwerfen. Schwarzfleisch ist außer der Mode, daher ist es unschmackhaft. Es wäre wider alle Mode, wenn man das Fieber durch einen Aderlaß vertreiben wollte, und die Reichen sterben ohne den Trost des Predigers; — seine zärtlichen Ermahnungen erquicken nur noch den gemeinen Mann.

Neugierde heißt nicht der Geschmack am Guten und Schönen, sondern am Seltenen und Einzigen, an dem, was man hat, und andere

nicht haben. Sie ist keine Neigung zum Vollkommenen, sondern zu dem, was jezt Mode und Galanterie mit sich bringt. Sie ist nicht Belustigung, sondern eine so heftige Leidenschaft, daß sie der Liebe und dem Ehrgeize nur wegen ihres geringern Gegenstandes nachsteht. Sie ist nicht eine Leidenschaft für alles Seltene, sondern nur für eine gewisse Sache, die selten und doch Mode ist.

Der Blumenfreund läuft noch vor Sonnenaufgang in seinen Garten in der Vorstadt, und kommt erst mit einbrechender Nacht zurück. Sieht man ihn in seinem Garten, so scheints, er sei mitten unter seinen Tulpen gepflanzt worden, und habe Wurzel geschlagen. Besonders entzückt ihn die Einsiedlerinn. Er macht große Augen, klatscht vor Freuden, bückt sich, und betrachtet sie in der Nähe. Nein! so schön war sie noch niemals. Das Herz hüpft ihm vor Freuden im Leibe. Er reißt sich von ihr loß, und geht dann zur Morgenländerinn, zur Witwe, zur Goldstücknen und zur Achatenen, kommt aber doch wieder zur Einsiedlerinn zurück. Hier bleibt er stehen, wird müde, sezt sich und vergißt das Mittagsessen. Aber sie ist auch schattirt, eingefaßt, saftig, ausgezackt und hat einen herrlichen Kelch: er betrachtet, er bewundert sie. Gott und die Natur bewundert er in alle dem nicht. Er bleibt

bei seinen Tulpenzwiebeln stehen, die er jezt nicht für tausend Thaler weggeben würde, die er aber wegschenkt, wenn die Tulpen nicht mehr geachtet werden, und die Nelken Mode sind. Dieser vernünftige Mann, der eine Seele und eine Religion hat, kommt müde und hungrig, aber sehr zufrieden mit seinem Tagewerke nach Hause, denn — er hat Tulpen gesehen.

Moller ist zwar ein Liebhaber von Früchten, aber Sie müssen nicht von der reichen Erndte und der guten Weinlese mit ihm sprechen, sonst versteht er Sie nicht, und Sie sind ihm nicht deutlich genug. Sie sagen ihm, die Feigen und Melonen seien gut gerathen, und die Birn- und Pfersichenbäume brechen fast unter ihrer Last? — Kann sein, aber das intereßirt ihn nicht; er legt sich nur auf Pflaumen. Aber auch von Ihren Pflaumen dürfen Sie nicht mit ihm sprechen, er liebt nur eine Art derselben, und lächelt und spottet über alle andere Arten derselben, die Sie ihm nennen. Er führt Sie endlich zum Baum, pflückt diese köstliche Pflaume künstlich ab, bricht sie auf, und giebt Ihnen die eine Hälfte; die andere genießt er selbst. „Vortreflich, herrlich, ruft er, was für ein Fleisch! Schmecken Sie es auch? Ja, mein Herr, diese Frucht finden Sie nur bei mir in der Güte.“ Seine Naslöcher blehen sich auf, und kaum kann er seine Eitelkeit und Freude unter ein

Bischen Bescheidenheit verbergen. O göttlicher Mann! Mann, den man nie genug loben und bewundern kann! Mann! von dem die späteste Nachwelt noch sprechen wird! Könnte ich dich doch sehen, könnte ich doch die Bildung und Gestalt des Mannes sehen, der unter allen Sterblichen allein eine solche Pflaume besizt!

„Wollen Sie meine Gemäldesammlung sehen?“ sagt Nußberg, nimmt dich bei der Hand, führt dich in seine Gallerie, und zeigt dir alle seine Kostbarkeiten. Unter andern bemerkt man ein Kupfer von einer wirklich schlechten Zeichnung, das eher in einer Trödelbude als in einem Cabinet aufgestellt zu werden verdient hätte. Nußberg gesteht selbst, daß es schlecht gestochen, und noch schlechter gezeichnet sei, versichert aber, es sei von einem Italiener, der wenig gearbeitet habe, es seien wenige Abdrücke davon vorhanden, er besize es allein in Deutschland, er habe es theuer bezahlt, und würde es gegen das vortreflichste Gemälde nicht austauschen. „Nur eins thut mir wehe, fährt er fort, und wird machen, daß ich das Kupferstichsammeln noch ganz aufgebe. Ich habe alle Stücke von Calot, nur eins fehlt mir noch; es ist freilich eins von seinen schlechtesten, aber ich hätte alsdann doch alle seine Stücke. Schon zwanzig Jahre gebe ich mir alle ersinnliche Mühe darum, aber vergebens. Das ist hart!“

Sembeck spottet über diejenigen, welche aus Unstätigkeit oder Neugierde große Reisen unternehmen, und dabei kein Tagebuch führen, und nicht das geringste aufzeichnen, die nur reisen um zu sehen, im Grunde aber nichts sehen, oder das Gesehene vergessen, die nur neue Kirchen und Thürme kennen lernen, und über Flüsse fahren wollen, die weder Donau noch Rhein heissen, die das Vaterland verlassen, um wieder dahin zurück zu kehren, die gerne abwesend sein mögen, um nach einiger Zeit aus fremden Landen zurück zu kehren. Sembecks Spott ist treffend, und läßt sich wohl hören. Aber wenn er sagt, aus Büchern lerne man mehr Welt- und Menschenkenntniß, als auf Reisen, und wenn er mir zu verstehen giebt, er besize eine trefliche Bibliothek, so werde ich neugierig, sie zu sehen. Ich besuche ihn, kaum aber bin ich auf der Treppe, so macht mich der Gestank ohnmächtig, denn alle seine Bücher sind in Corduan gebunden. Vergebens ruft er mir ins Ohr, sie haben alle einen goldenen Schnitt, goldne Leisten, und es sind durchaus die besten Ausgaben. Er mag mir eins nach dem andern nennen, und versichern, sein Saal habe nur noch wenige leere Pläze, und diese seien so natürlich gemalt, daß man schwören sollte, es stünden Bücher da; er mag auch hinzufügen, er lese nie, seze nie einen Fuß in seine Bibliothek, und gehe nur hin, um mir ein Vergnügen zu machen:

ich danke ihm für seine Höflichkeit, mag aber so wenig als er seine Lohgerberei besuchen, die er Bibliothek nennt.

Gewisse Menschen können ihrer Wißbegierde keinen Einhalt thun, und da sie keiner Art von Wissenschaften entsagen können, so umfassen sie alle, und besitzen im Grunde keine. Sie wollen lieber viel als recht wissen, und in verschiedenen Wissenschaften schwache und oberflächliche, als in einer gründliche und tiefeindringende Kenntnisse besitzen. Ueberall finden sie ihren Meister, der sie zurechte weiset, und zum Schweigen bringt. Zu ihrem eigenen Schaden sind sie so neugierig, denn nach einem jahrelangen mühsamen Nachdenken haben sie kaum ihre crasse Unwissenheit abgelegt.

Andere haben den Schlüssel zu den Wissenschaften, öfnen aber nie die Thüre damit. Ihr ganzes Leben bringen sie mit der Erklärung der morgenländischen, nordischen, indianischen, der Polarsprachen und der Sprachen im Monde zu. Die unnüzesten Idiodomen, die sonderbarsten und geheimsten Charaktere sind der Gegenstand ihrer rastlosesten Untersuchungen. Sie beklagen die Schwachköpfe, die blos ihre Muttersprache cultiviren, oder höchstens noch Griechisch und Lateinisch lesen. Diese Pedanten lesen alle historischen Schriften, und sind Ignoranten in der Geschichte, sie durchblättern alle Bücher, und lernen nichts. Sie sind ganz arm an Be-

gebenheiten und Grundsäzen, an Wörtern und Redensarten aber besizen sie eine unermeßliche Last, die sie fast zu Boden drückt; ihr Gedächtniß ist überladen, ihr Verstand aber ist leer.

Der Prediger Prager hat eine erwachsene Tochter, der er kaum Nahrung und Kleider, noch viel weniger eine Aussteuer geben kann, denn er ist arm. Aber die Quelle seiner Armuth ist nicht fern. Er hat eine Sammlung von seltnen, alten, schon halb verfaulten und vermoderten Bildsäulen. Wenn er sie verkaufen wollte, so könnte er reichlich leben, aber wer wird sich zu so etwas entschließen können?

Diphil fängt bei einem Vogel an, und hört bei tausenden auf. Sein Haus ist dadurch nicht verunreinigt, sondern ganz mit Gestank erfüllt worden. Hof, Saal, Treppe, Laube, Zimmer, Cabinetter — alles ist ein Vogelhaus. Man hört keinen Gesang, sondern ein Geschrei. Die Herbstwinde und der höchste Wasserfall machen kein so durchdringendes scharfes Geräusch. Man hört einander nicht, und auch im Besuchzimmer kann man erst sein Compliment machen, wenn die kleinen Hunde ausgebellt haben. Für den Diphil selbst ist's nun keine Ergözung mehr, sondern eine Arbeit, zu der kaum seine Zeit und Kräfte hinreichen. Er bringt seine Tage — die kostbaren Tage, die so schnell dahin sind, und nie wieder kommen, — mit dem Füttern seiner Vögel und mit dem Reinigen ihrer Be=

hältnisse zu. Er hält einen eigenen Menschen, der den Zeisigen vorpfeift, und auf das Brüten der Canarienvögel Achtung giebt. Doch was er auf der einen Seite verschwendet, erspart er auf der andern, denn seine Kinder haben weder Lehrer noch Erzieher. Müde und abgemattet von seinem Vergnügen legt er sich des Abends nieder, kann aber nicht eher ruhen, als bis seine Vögel schlafen, und zu singen aufhören, ob er sie gleich nur des Gesangs wegen liebt. Er denkt auch im Schlaf an sie, ist selbst Vogel, hat eine Haube, er zwitschert, fliegt auf, und es träumt ihm, er mause oder brüte.

Taubold liebt Insekten, und vermehrt seine Sammlung täglich. Seine Schmetterlingssammlung ist vielleicht die größte in Europa, von allen Farben und Größen trift man's bei ihm. Aber zu welcher ungelegenen Stunde besuchen Sie ihn? Er ist in der größten Betrübniß, verdrüßlich und schwermüthig, und läßt seinen Kummer seine ganze Familie entgelten, aber sein Verlust ist auch unersezlich. Sehen Sie die Raupe, die ihm eben in der Hand gestorben ist. „Ach welche Raupe!“

Der Zweikampf ist der Triumph der Mode, und nirgends hat sie glänzender geherrscht als bei uns. Diese Gewohnheit erlaubte einem verzagten Menschen nicht zu leben, er mußte sich von dem Herzhaftern umbringen lassen. Sie legte einer ausschweifenden Handlung Ehre und

Ruhm bei, und wurde öfters durch die Gegenwart des Monarchen gebilligt. Zuweilen war sie sogar eine heilige Handlung: sie entschied die Unschuld der Menschen, und ob die Anklage der Menschen wegen eines Verbrechens gegründet war oder nicht. Sie kam den Menschen so natürlich und vernünftig vor, daß es einer der edelsten Züge in dem Leben eines sehr großen Königs ist, die Menschen von dieser Thorheit befreit zu haben.

Das Ansehen des Mannes nach der Mode daurt nicht lange, denn die Moden sind vergänglich. Ist er zugleich ein verdienstvoller Mann, so verschwindet sein Ansehen nicht ganz, er ist eben so achtenswerth, nur wird er weniger geachtet.

Tugend ist sich selbst genug, sie braucht weder beschüzt noch bewundert zu werden. Mangel an Unterstüzung und Beifall schaden ihr nicht nur nichts, sondern läutern, erhalten und vervollkommnen sie. Sie mag nach der Mode oder außer der Mode sein — sie bleibt Tugend.

Erzählt man den Menschen, besonders großen Herren: Dies ist ein tugendhafter Mann, so antworten sie: möge er's immer sein; — er hat einen gebildeten Verstand, und ist ein angenehmer Gesellschafter: desto besser für ihn; — er weiß sehr viel, wiedmete seine meisten und besten Stunden der Untersuchung der Wahrheit, und ließ sich — Nun sind sie's müde, länger

zuzuhören; sie fragen nach der Zeit oder nach dem Wetter. Sagst du ihnen aber, du kennest einen andern Tigellius, der tapfer trinken, das größte Glas auf einmal leeren, und diese Kunst während der Mahlzeit mehr als einmal wiederholen könne, so fragen sie: „Wo ist er? Bringen Sie ihn doch zu mir, morgen, oder lieber diesen Abend. Darf ich mich aber darauf verlassen?" — Man bringt ihn, und dieser Mensch, der als der erste Säufer und Vielfraß sich ums Geld sehen lassen könnte, wird ihr Vertrauter.

Wer bald unter die geschmackvollen, modischen Männer gerechnet werden will, darf nur hoch spielen. Ob sich wohl der gesittete, muntere und wizige Mann — wär' er auch Catull oder sein Schüler — mit dem vergleichen kann, der auf einen Siz achthundert Pistolen verloren hat?

Der Mann nach der Mode gleicht der blauen Kornblume, die auf dem Acker wild wächst, die Aehren erstickt, die Aernte mindert, und also das Bessere verdrängt, kurz, die nur den Werth, und die Schönheit hat, welche ihr ein unüberlegter Eigensinn, der in einem Augenblicke entsteht und vergeht, beilegt. Heute sucht man sie, und die Frauenzimmer schmücken sich damit. Morgen ist sie verachtet, und taugt nur für den Pöbel.

Der verdienstvolle Mann hingegen gleicht einer Blume, deren Werth nicht blos von der

Farbe abhängt, sondern die man wegen ihrer Schönheit und wegen ihres Geruchs pflanzt, die durch ihren natürlichen Schmuck den Erdboden verschönert, und zu jeder Zeit, bei Vornehmen und Geringen Mode gewesen ist, die unsre Väter schäzten, die auch wir schäzen, und der die Antipathie einiger weniger Personen nichts schadet: einer Lilie oder Rose.

Eustrat fährt in seinem Nachen bei gutem Wetter und heiterm Himmel. Er hat günstigen Wind, der allem Anschein nach noch lange dauren wird. Aber plözlich wird der Himmel mit Wolken überzogen, der Donner rollt in der Ferne, ein Wirbelwind ergreift den Nachen, und Eustrat sinkt unter. Er kömmt zwar wieder in die Höhe, arbeitet aus Leibeskräften, man hoft er werde sich noch retten, und das Ufer erreichen, aber eine Welle bedeckt ihn, und nun giebt man ihn verloren. Noch einmal kommt er in die Höhe, man schöpft neue Hofnung, aber die Fluth reißt ihn wieder in die Tiefe, und nun sieht man ihn nicht mehr. Er ist ertrunken.

Man tadelt die Mode, die den Menschen in zween gleiche Theile theilt, wovon der eine nur den Kopf, der andere aber den ganzen übrigen Körper begreift. Man verwirft die Mode, die den Kopf eines Frauenzimmers zum Grund eines Gebäudes von vielen Stockwerken macht, das nach ihrer Laune erbaut und verändert wird,

eine Mode, welche die Haare, die die Natur zur Bedeckung der Stirne wachsen ließ, wegnimmt, um sie nach Art der Bachantinnen aufzustreuben, kurz, die nur erfunden zu sein scheint, die sanfte, bescheidene Bildung der Frauenzimmer in ein stolzes und kühnes Aussehen zu verändern. Man eifert gegen diese und jene Mode, die, so sonderbar sie auch sein mag, eine Zeit lang doch zum Schmuck und zur Zierde dient. Mir scheint es, man sollte sich mehr über die Unbeständigkeit und den Leichtsinn der Menschen wundern, die in kurzer Zeit nach einander die entgegengeseztesten Dinge schön und wohlanständig nennen, und die den feierlichen Galla-Anzug morgen als belachenswerthes Maskenkleid auf den Carneval anziehen.

Madame Köberinn ist reich, hält eine gute Tafel, und hat ein niedliches Bette, aber der Kopfpuz ändert sich, und ehe sie am wenigsten daran denkt, und indem sie sich noch ganz glücklich preißt, ist der ihrige außer der Mode.

Iphis sieht in der Kirche einen Schuh nach einer ganz neuen Mode. Er blickt auf den seinigen, erröthet, und glaubt nicht mehr gekleidet zu sein. Er war in die Kirche gekommen um sich zu zeigen, aber nun verbirgt er sich, und bleibt der Schuhe wegen den ganzen noch übrigen Tag zu Hause. Seine Hand ist weich, und er wäscht sie mit wohlriechender Seife, um die Haut nicht zu verderben. Er zwingt sich

zum Lachen, um seine schönen Zähne zu zeigen, er zieht den Mund zusammen, und möchte alle Augenblicke lächeln. Er betrachtet seine Füße, steht vor den Spiegel, und man kann nicht leicht zufriedener sein, als er es mit sich selbst ist. Er hat eine sanfte zärtliche Stimme, und zum Glück lispelt er auch. Sein Kopf ist nie ruhig, und ach! sein schmachtendes Auge macht ihm alle Mädchen gewogen. Er geht leise, und seine Stellung ist allerliebst. Er schminkt sich zuweilen, aber doch nicht zu oft. Weil er Hosen, aber keine Ohrgehänge und keine Perlenschnur am Halse trägt, so habe ich seiner im Abschnitte vom Frauenzimmer nicht erwähnt.

Die Menschen affectiren in ihren Porträts, als ob sie die Moden verachteten, mit denen sie ihr werthes Ich so wohlgefällig schmücken, gerade als ob sie's voraus sähen, wie lächerlich und unanständig diese Moden sein werden, sobald sie den Reiz der Neuheit verloren haben. Sie ziehen ihnen einen willkührlichen Puz und Anzug vor, wenn er sich auch zu ihrer Gestalt und zu ihrem Charakter gar nicht schickt. Sie lassen sich gern in einer gezwungenen und unanständigen Stellung, hart, wild und sonderbar malen, daß der junge Abbé einem Großsprecher, der Gerichtsmann einem Stuzer, die Bürgersfrau der Diana, die einfältige furchtsame Frau Pastorin einer Amazonin oder einer Pallas, das

ehrbare Mädchen einer Lais, und der gute und großmüthige König einem Scythen oder Attila ähnlich sieht.

Kaum hat eine Mode eine andere verdrängt, so muß sie schon wieder einer neuern weichen, die auch in Kurzem einer neuern weichen muß, und auch diese wird nicht die lezte sein: ein Beweis menschlicher Veränderlichkeit. Unter diesen Veränderungen verstreicht ein Jahrhundert, das alle diese Moden in die Reihe vergangener Dinge gesezt hat, die nicht mehr sind. Alsdann sieht man die älteste Mode wieder am liebsten. Da sie Zeit und Jahre auf ihrer Seite hat, so ertheilt sie den Bildern eben den Reiz, den eine altrömische Kleidung auf unsern Theatern, oder der Schleier und Bund der Morgenländer auf unsern Gemälden und Tapeten hat.

Ehemals trug der Höfling eine große Krausperücke, weite Hosen, ein weites steifes Kleid, und heuchelte den Frommen: jezt trägt er seine eigenen Haare, ein fest anliegendes Kleid und ist Freidenker: alles richtet sich nach der Mode.

Wozu ist der Höfling nicht fähig, wenn er den Frommen heuchelt, um sein Glück zu machen?

Die Farben sind zubereitet, und das Tuch aufgespannt. Aber wie soll ich diesen unruhigen, leichtsinnigen und unbeständigen Menschen, der tausend und abermal tausend Gestalten annimmt, recht fassen? Nun glaube ich ihn zu ha-

ben, ich male ihn als einen Andächtigen — aber er entwischt mir, und schon ist er ein Freigeist. Wenn er nur wenigstens das bliebe, ich würde die Unordnung seines Verstandes und Herzens doch ganz kennbar darstellen. Aber die Mode eilt, er ist wieder andächtig.

Wer den Hof kennt, weiß, was Tugend und Scheinheiligkeit ist: er kann nicht mehr irren.

Alle Gelegenheiten der Kirche kennen, und wissen, wo man gesehen oder nicht gesehen wird, daselbst an Gott und an sein Geschäfte denken, Besuche annehmen, Befehle ertheilen und die Antworten erwarten, dem Seelsorger mehr glauben als dem Evangelium, seine ganze Heiligkeit, und sein ganzes Ansehen auf den Ruhm seines Seelsorgers bauen, die verachten, deren Seelsorger weniger angesehen ist, und ihnen kaum die Seligkeit zugestehen, seine Predigten den öffentlichen Vorträgen anderer vorziehen, ein den ersten Jahrhunderten unbekanntes Gewäsch lesen oder reden, bei Ablegung der Beichte die Fehler des Nächsten umständlich erzählen, seine eigenen aber bemänteln, von Gedult und Drangsalen reden, seinen geringen Wachsthum in der christlichen Frömmigkeit als eine Sünde angeben, in geheimer Verbindung mit dem einen das Glück der andern untergraben, nur sich und seine Anhänger schätzen, die Tugend selbst aber für verdächtig halten, nur nach eigenem Glück

und Gunst trachten, das Verdienst nicht unterstüzen, durch seine Frömmigkeit seinen Ehrgeiz zu befriedigen suchen, und auf dem Wege des Glücks und der Würden zur ewigen Seligkeit gehen — darinn besteht die Frömmigkeit nach der Mode.

Ein Scheinheiliger ist der, der unter einem atheistischen König ein Atheist wäre.

Die Scheinheiligen halten nur die Unkeuschheit, oder vielmehr den äußern Schein derselben, für ein Laster. Wenn die böse Welt nur glaubt, Simmer habe den Frauenzimmern entsagt, und Crescentia sei ihrem Manne treu, so sind sie schon zufrieden. Mögen sie sich doch in verderbliche Spiele einlassen, ihre Gläubiger zu Grunde richten, sich über das Unglück anderer freuen und es benuzen, die Großen vergöttern, die Geringern verachten, von ihren eigenen Verdiensten trunken sein, am Neid krepiren, lügen, verläumden, Cabalen spielen, andern schaden — das liegt in ihrem Charakter.

Wenn ein Höfling, frei von Stolz und Ehrsucht, sein Glück nicht auf den Ruin aller, die ihm im Wege stehen, gründen, sondern demüthig und billig sein wird, wenn er seinen Untergebenen Gutes thun, seine Schulden bezahlen, weder Schurke noch Verläumder mehr sein wird, wenn er nicht blos mit den Lippen, und nicht blos in der Gegenwart des Fürsten bethen wird, wenn er auch Geringern den Zutritt verstatten,

wenn er heiter, freundlich und weder träge noch tiefsinnig sein wird, wenn er sorgfältigst allen seinen Pflichten Genüge thun, wenn er seinen Verstand und seine ganze Sorgfalt auf große und viele Arbeit erfordernde Geschäfte. und besonders auf solche wenden wird, die dem Volke und dem Staat großen ausgebreiteten Nuzen bringen, wenn endlich sein Charakter mir ihn zu nennen verbietet, und er sich aus Bescheidenheit in diesen Zügen nicht erkennt, dann will ich sagen: der Mann ist fromm, das Muster einer liebenswürdigen Tugend für sein Jahrhundert, und er dient zur Entlarvung des Heuchlers.

Onurph hat um sein Bette nur einen Vorhang von grobem Sarsch, aber er liegt auf Cattun und Eiderdunen. Sein Anzug ist einfach, aber bequem. Im Sommer ist er in leichten Zeug, und im Winter in weiches Tuch gekleidet. Sein Hemde ist vom feinsten Moußelin, aber er verbirgt es sorgfältigst. Er sagt zwar nicht, mein hären Hemd, meine Geißel, sonst würde er für das, was er ist — einen Heuchler — gehalten werden, und er will sein, was er nicht ist — ein frommer Mann. Aber ohne es zu sagen giebt er deutlich zu verstehen, er geißle sich, und trage ein hären Hemd. In seinem Zimmer findest du ausser Arndts wahrem Christenthum, dem Paradiesgärtlein, geistlichen Hahnengeschrei und einigen christlichen Hauspostillen keine Bücher,

denn die Gedichte im Geschmack des Grecourt, Voltairens Pucelli d'Orleans und andere dergleichen obscöne Bücher hat er verschlossen. Erblickt er auf der Straße in der Ferne einen Menschen, vor dem er fromm thun muß, so hängt er den Kopf auf die Schulter, schlägt die Augen nieder, und nimmt einen schleichenden pietistischen Gang an. In der Kirche schaut er zuerst nach allen Seiten, und je nachdem ihn jemand sieht, kniet er nieder und bethet, oder unterläßt beides. Ist ein frommer und wichtiger Mann in der Nähe, der ihn sehen und hören kann, so bethet er nicht nur, sondern vertieft sich in geistliche Betrachtungen, und seufzt tief: sieht er ihn aber wieder fortgehen, so wird er ruhig und rührt nicht einmal mehr die Lippen. Ein andermal dringt er durch alles Volk an einen heiligen Ort, und verrichtet in tiefster Demuth da seine Andacht, wo ihn die meisten Menschen sehen können. Hört er die Höflinge in der Kapelle reden, lachen, und mehr Geräusch machen als im Vorzimmer, so ist er lauter als sie, um sie zum Schweigen zu bringen, worauf er seine Andachtsübungen wieder von vorne anfängt, die immer in Vergleichung dieser gottlosen Menschen mit sich selbst bestehen, wobei er sich auch recht wohl befindet. Nie wird man ihn in einer einsamen und wenig besuchten Kirche sehen, er geht in die Stadtkirche, wo immer viele Menschen sind. Er verfehlt da

seinen Zweck nicht, er wird gesehen. Er wählt jedes Jahr zwei oder drei Tage, wo er fastet und sich des Fleischessens enthält. Wird er bei einem Familienzwist zum Schiedsrichter erwählt, so giebt er immer den Reichen recht, denn er kann sich nicht einbilden, daß ein begüterter Mann Unrecht haben kann. Hat er einen reichen Mann eingenommen, der ihm nüzlich sein kann, und bei dem er schmarozen darf, so verschwendet er bei dessen Frau keine Schmeicheleien, wenigstens macht er ihr nicht zuerst eine Liebeserklärung, ja er würde eher fliehen und seinen Mantel zurücklassen, wenn er nicht seiner Erhörung gewiß wäre. Frömmelei und Scheinheiligkeit sezt er bei solchen Gelegenheiten ganz bei Seite, denn er ist nur fromm, wenn's sein Nuzen erfodert, aber nie, wenn er sich dadurch lächerlich machen würde. Er weiß schon, wo geselligere und folgsamere Damen sind, als die Gattin seines Freundes ist. Er verläßt sie nicht lange, wenn er der Welt nicht weis machen will, daß er sich in die Einsamkeit begeben habe. Wer sollte daran zweifeln, wenn man ihn mit einem ganz verfallenen Gesichte und als einen Menschen, der sich gar nicht schont, wieder zum Vorschein kommen sieht? Nur solche Frauenzimmer, die unter dem Schatten der Scheinheiligkeit blühen und gedeihen, taugen für ihn, doch mit dem kleinen Unterschied, daß er die alten nicht achtet, und von den jungen nur die schönsten und reizendsten besucht. Diese sind

sein Magnet: sie gehen, er geht auch: sie kommen, er kommt auch: sie bleiben, er bleibt auch. Zum Glück kann er sie an allen Orten, und zu jeder Stunde sehen: wer sollte auch dadurch nicht erbaut werden? Sie sind fromm und er auch. Er benuzt die Verblendung seines Freundes, und die gute Meinung, die er ihm von sich beizubringen gewußt hat, bestens. Bald lehnt er ihm Geld, bald richtet er's so ein, daß sein Freund ihm eines anbietet. Er läßt sich den Vorwurf machen, daß er seinen Freunden seine Nóth verberge. Zuweilen will er keinen Pfennig annehmen, ohne darüber eine Handschrift auszustellen, die er aber gewiß nie einlößt; ein andermal sagt er, es mangle ihm nichts, dann nemlich, wenn er nur eine kleine Summe braucht. Ein andermal lobt er die Freigebigkeit eines Mannes öffentlich, um dadurch ein ansenliches Geschenk von ihm zu erhalten. Er sucht nicht die ganze Verlassenschaft dieses Mannes an sich zu bringen, oder ihn zu bewegen, ihm seine sämtlichen Güter zu schenken, besonders wenn er sie dem Sohne, als dem rechtmäßigen Erben entziehen müßte. Ein frommer Mann ist weder geizig noch gewaltthätig, weder ungerecht noch eigennüzig. Onurph ist nicht andächtig, er will nur dafür angesehen sein, und durch eine vollkommene, aber verstellte Nachahmung der Gottseligkeit, in der Stille seinen Eigennuz befriedigen. Er geht daher nie den geraden Weg, und schmeichelt sich

nie in einem Hause ein, wo eine Tochter auszustatten, und ein Sohn zu versorgen ist. Hier sind die Rechte zu stark und unverlezlich. Jeder Angrif auf dieselben wird ruchbar, und davor fürchtet er sich. Wie leicht könnte eine solche Sache nicht zu den Ohren des Fürsten gelangen? vor dem doch Onurph seine Absichten verbergen will, weil er sonst entdeckt und erkannt werden könnte. Er macht sich daher nur an die Seitwärtsverwandten, denn die kann man ungestraft antasten. Er ist ein Schrecken der Vettern und Muhmen, des Neffen und der Nichte; ein Schmeichler, und öffentlicher Freund aller reichen Oheime. Er weiß sich zum rechtmäßigen Erben eines reichen und kinderlosen Greisen zu machen, ja dieser muß ihn namentlich enterben, wenn seine Verwandten sein Vermögen bekommen sollen. Kann er sie auch nicht um die ganze Erbschaft bringen, so entreißt er ihnen wenigstens einen ansenlichen Theil derselben. Eine kleine Verläumdung, allenfalls auch nur eine üble Nachrede ist zu diesem gottseligen Vorhaben hinreichend. Er besizt dieses Talent in der größten Vollkommenheit, und man kann ihm nicht Schuld geben, daß er sein Talent vergrabe. Nach seiner Meinung giebt es Leute, die man zu verleumden in seinem Gewissen verbunden ist, und diese sind gerade die, welche er nicht liebt, denen er schaden will, und die er um das ihrige zu bringen trachtet. Er erreicht seinen Endzweck ohne den Mund aufzu-

thun. Man spricht von Eudoxus, er lächelt und seufzt: man fragt ihn, man dringt in ihn, aber er antwortet nicht. Er hat recht, er hat schon genug gesagt.

Lach, Zelie, sei heiter und aufgeweckt, wie ehemals. Wo ist deine Munterkeit hin? Ich bin reich, sagst du, nun kann ich gemächlich und bequem leben. Deswegen lach' immer mehr und mehr, Zelie, wozu nüzt auch ein grösseres Glück, wenn es Ernst und Traurigkeit mit sich führt? Mach's den Großen nach, die im Schooße des Glücks gebohren sind. Sie lachen zuweilen, und geben ihrem Temperament nach. Folge du also dem deinigen, und laß nicht von dir sagen, daß du wegen einiger Tausend Thaler Einkünfte mehr, von einem Extrem auf das andere verfallest. Ich bin andächtig, sagst du: o nun nichts weiter, Zelie, es fällt mir bei, daß das Bewustsein eines guten Gewissens nicht mehr Freude und Heiterkeit über das Gesicht verbreitet. Traurige und harte Leidenschaften herrschen, und sind in das Gesicht eingegraben. Sie führen noch weiter, und man wundert sich nicht mehr, daß die Scheinheiligkeit ein Frauenzimmer noch stolzer und spröder macht, als Schönheit und Tugend.

Im vorigen Jahrhundert war man in Künsten und Wissenschaften noch ziemlich weit zurück, jezt aber werden sie so hoch getrieben, daß man sogar die Kunst selig zu werden in Regeln und eine Lehrform gebracht, und mit all' dem

Schönen und Vortreflichen vermehrt hat, was der menschliche Verstand hervorgebracht hat. Andächtelei und Geometrie haben ihre eigenen Ausdrücke und Kunstwörter. Der sie nicht weiß, ist weder ein Andächtiger noch ein Meßkünstler. Die ersten Heiligen, sogar die, welche von den Aposteln selbst unterrichtet wurden, wußten nichts von diesen Kunstausdrücken. Es waren einfältige Menschen, die sich am Glauben und guten Werken begnügten.

Es ist an den Höfen eine sehr alte Gewohnheit, dem Musiker, Tanzmeister, Spaßmacher, Flötenspieler, Schmeichler und Schuhpuzer Gnadenbezeugungen und Pensionen zu ertheilen. Sie haben anerkannte Verdienste, und besizen das glückliche Talent, die Großen zu vergnügen und zu erquicken, wenn sie ihrer Hoheit müde sind. Vestris ist als guter Tänzer und Lolli als großer Violinist und Componist bekannt, aber wer weiß, ob der Andächtige auch tugendhaft ist? Für ihn ist nichts in der Kasse und in der königlichen Schatoulle, und das mit Recht. Denn da viele Menschen die Gebehrdenkunst aus dem Grunde verstehen, ohne Engels Mimik auch nur dem Nahmen nach zu kennen, so müßte der Fürst Verstellung und Schurkerei ehren, und der Heuchelei Pensionen reichen.

Ich bin überzeugt, daß ächte Frömmigkeit die Quelle der Zufriedenheit ist. Sie macht das Leben angenehm und den Tod süß. Heuchelei kann das nicht wirken.

Jede Stunde ist, für sich, und in Bezug auf uns, einzig. Ist sie einmal verflossen, so ist sie unwiederbringlich dahin, und Millionen Jahrhunderte können sie nicht wieder zurück bringen. Tage, Monate und Jahre verfließen, und sind ewig in dem Abgrund der Zeit vergraben. Die Zeit selbst wird einmal nicht mehr sein: sie ist nur ein Punkt in dem unermeßlichen Raum der Ewigkeit, und dieser Punkt wird verschwinden. In der Zeit giebt es flüchtige, schnellvorbeirauschende Dinge, die ich Moden nenne; Größe, Gunst, Reichthum, Macht, Ansehen, Unabhängigkeit, Vergnügen, Freude, Ueberfluß gehören dahin. Was wird nach Verfluß der Zeit aus diesen Moden werden? — Tugend allein, die so wenig nach der Mode ist, überlebt die Zeit; Tugend allein ist ewig.

Einige Gebräuche.

Gewissen Menschen fehlt's an Mitteln, adelich zu werden. Andere wären's gewiß geworden, wenn ihre Schuldner nur noch sechs Monate gewartet hätten. Noch andere schlafen bürgerlich ein, und wachen adelich auf.

Wenn ein gemeiner Mann lange versichert, er habe ein Wunder gesehen, so glaubt er's zulezt wohl selbst. Wer lange die Zahl seiner ver-

lebten Jahre verringert, glaubt zulezt selbst, er sei nicht älter, als er andern glauben machen will. Eben so gehts auch dem Bürgerlichen, der bei jeder Gelegenheit versichert, er stamme von einem Baron oder Edelmann ab — er hat zulezt das Vergnügen es selbst zu glauben.

Bist du nicht in einer Stadt, sondern in einer auf freiem Felde stehenden Strohhütte, oder unter den Trümmern eines alten, verfallenen, an einem Sumpfe stehenden Hauses — Schloß genannt — gebohren, so darfst du dich getrost einen Edelmann nennen. Man glaubts.

Um keinen Mangel zu haben, führen gewisse Menschen drei Nahmen, einen auf dem Lande, einen andern in der Stadt, und einen dritten an dem Ort ihrer Bedienung. Andere zieren ihren Nahmen durch das edle Wörtchen von, und noch andere verändern einen Buchstaben, und machen aus — Syrus, Cyrus. Viele unterdrücken ihren Nahmen, der ihnen gewiß keine Schande machen würde, und wählen einen schönern, wobei sie aber zuverläßig verlieren, denn man vergleicht sie mit den großen Männern, die ehemals eben diesen Nahmen führten. Andere — mitten in Deutschland gebohren — wollen für Ausländer gehalten werden, und geben deswegen ihrem Nahmen eine ausländige Endung, in der Meinung, fremd und vornehm sein sei einerlei; — als ob es nicht überall Bürger und Handwerker gäbe.

Geldmangel hat Adeliche mit Bürgerlichin vermischt, und die Ahnenprobe aufgehoben.

Es giebt wenig Familien, die nicht bei genauer Untersuchung mit dem Fürsten und dem Taglöhner verwandt wären.

Wenn der Adel in der Tugend besteht, so verliert man ihn durch alles, was nicht tugendhaft ist, besteht er aber nicht in der Tugend, so hat er einen sehr geringen Werth.

Es ist erstaunlich und unbegreiflich, wie sehr gewisse Menschen sich von ihrer ersten Stiftung und Bestimmung entfernt haben. Wer sollte wohl glauben, daß gewisse Abbés, die's allen Geschlechtern und Ständen an Puz, Weichlichkeit und Eitelkeit zuvorthun, die bei Frauenzimmern mit Markisen und Finanzpächtern um den Vorzug streiten, und beide ausstechen, nach ihrer eigentlichen Bestimmung Väter und Vorsteher heiliger Mönche und demüthiger Einsiedler sind, und ihnen zum Muster dienen sollen? Wie tyrannisch herrscht nicht die Gewohnheit? Muß man nicht befürchten — ohne noch grösserer Unordnungen zu gedenken — in einiger Zeit einen blosen Abbé, als eine Eminenz in geblümten Sammet gekleidet, oder als ein geschminktes und mit Schönpflästerchen versehenes Frauenzimmer zu sehen?

Das Schöne ist weniger schön, wenn es nicht an seiner rechten Stelle steht: der Wohlstand drückt ihm die Vollkommenheit auf, und die Vernunft bestimmt den Wohlstand. Deswegen

hört man in der Kirche keine Tänzchen spielen und keinen Prediger mit theatralischer Action Gottes Wort verkündigen, deswegen sieht man nicht erbauliche und profane Gemälde neben einander hängen (z. B. Christus und das Urtheil des Paris), und deswegen suchen's Personen, die sich der Kirche gewidmet haben, nicht dem Minister an Pracht und Ansehen zuvor zu thun *).

Titus ist zwanzig Jahre lang zweiter Prediger, und doch der ersten Stelle, die durch den Tod des Superintendenten erledigt worden ist, noch nicht würdig. Weder seine Talente noch seine Lehre, weder sein unsträfliches Leben, noch die Wünsche seiner Pfarrkinder können ihm dazu verhelfen. Plözlich erscheint ein anderer Geistlicher, und wird Superintendent. Titus ist zurückgesezt, auch wohl abgedankt: er beklagt sich nicht — es geschah nichts ungewöhnliches.

„Ich, sagt der Küster, ja ich bin Herr vom Chore. Den will ich sehen, der mich zwingen wird, in die Frühmetten zu gehen. Mein Vorfahr, Gott hab ihn selig! gieng nicht hin, und bin ich weniger als er? Soll ich etwas von meinem Ansehen vergeben, oder es unversehrt in die Hände meines Nachfolgers über-

*) Wer hier keine Ironie wittert, dem rathen wir die Brille zu nehmen, denn traun! er hat schwache Augen.

Anmerk. des Uebers.

liefern?" — Ich sag' es nicht meinetwegen, spricht der Canonicus, sondern die Würde meines Amts nöthigt mich, daß ich rede. Das wäre hart, wenn ein Domherr in Chor gehen müßte, da der Schazmeister, Vikar, Kapellan und Verweser davon frei zu sein glauben. Mit allem Recht kann ich die Gebühren einfodern, sagt der Probst, ohne dem Gottesdienste beizuwohnen. Zwanzig volle Jahre hab' ich das Recht, bei Nacht zu schlafen, ich will aufhören, wie ich angefangen habe, und man soll's nicht erleben, daß ich meine Rechte vergebe. Was würd's mir sonst auch nüzen, das Haupt des Kapitels zu sein? Mein Beispiel berechtigt keinen, das nemliche zu thun. Kurz, alle streiten mit einander, wer Gott nicht loben soll, und wer am besten ex usu beweisen kann, daß er dazu nicht verbunden sei. — Der Nacheifer, dem Gottesdienst nicht beizuwohnen, kann nicht lebhafter und brünstiger sein. Die Glocken ertönen beim Schweigen der Nacht, und ihr melodischer Klang, der den Cantor und die Chorschüler ermuntert, wiegt die Domherren in süßen Schlaf, und erweckt holde Träume. Sie stehen spat auf, und gehen in die Kirche, um sich dafür bezahlen zu lassen, daß sie geschlafen haben.

Kaum könnte man es glauben, wenn man es nicht täglich vor Augen sähe, wie viel Ueberwindung den Menschen der Entschluß kostet, glücklich zu werden, und daß man gewisser beson-

ders gekleideter Personen nöthig hat, die durch eine studirte, zärtliche und pathetische Rede, durch Thränen und Bewegungen, die sie in Schweis sezen und entkräften, einen vernünftigen Menschen, einen Christen, der an einer unheilbaren Krankheit darnieder liegt, zu dem Entschluß nöthigen müssen, sich nicht zu verderben, sondern auf sein Wohl bedacht zu sein.

Es giebt tugendhafte, gesunde, blühende und gute Mädchen, die aber nicht reich genug sind, um in einer reichen Abtei das Gelübde der Armuth abzulegen.

Heuratheſt du die junge schöne, kluge und wirthschaftliche Louise, die dir gefällt und die dich liebt, und ziehst du sie Sophien vor, die man dir anträgt, und die nebst einer großen Aussteuer zugleich das glückliche Talent besizt, dein und ihr Vermögen durchzubringen, so sagt man, du seist ein Thor, und heurathest aus überspannter Romanenliebe.

Ehemals war's um's Heurathen eine bedenkliche Sache. Es war eine Verbindung von langer Dauer, eine ernsthafte Sache, die des Nachdenkens werth war, denn man war zeitlebens der Mann seiner Frau, sie mochte gut oder böse seyn. Tisch, Wohnung, Bette — alles war eins. Man konnte sich die Frau nicht durch Reichung eines gewissen Jahrgehaltes vom Halse schaffen, und bei Kindern und einer vollständigen Wirthschaft die Reize des ehelosen Standes genießen.

Ich tadle den nicht, der erröthet, wenn man ihn mit der Frau eines Andern allein sieht, und der in der Gesellschaft einer Person, die nicht im besten Rufe steht, verwirrt ist. Aber warum erröthet der Mann über seine Frau, warum schämt er sich mit ihr in Gesellschaften zu erscheinen, mit seiner unzertrennlichen Gefährtin, die seine einzige Freude, Wonne und Gesellschaft sein sollte, mit der, die er liebt und hochschäzt, die seine Zierde ist, und deren Verstand, Verdienste, Tugend und Verwandtschaft ihm Ehre machen? Warum erröthet er nicht zuerst über seine Heurath?

Ich kenne die Macht der Gewohnheit, und weiß, wie sehr sie die verstand- und grundlosesten Dinge autorisirt. Indessen merke ich doch, daß ich so unverschämt sein würde, mit einer Person, die meine Frau wäre, bei Hofe zu erscheinen, und mich den tadelsüchtigen Augen desselben auszustellen.

Ein junger Mann beschimpft sich nicht immer, und begeht nicht immer einen Fehler, wenn er eine bejahrte Frau heurathet, zuweilen ist es Klugheit oder Vorsicht. Aber schändlich ist's, seiner Wohlthäterinn durch eine unwürdige Behandlung zu spotten, wodurch sie sieht, daß ein Heuchler, ein Undankbarer sie hintergangen hat. „Aber sie lebt zu lange.“ Hat sie dir denn versprochen, sie wolle sterben, sobald sie dein Glück gemacht, und deine Schul-

den bezahlt habe? Soll sie, nach Vollendung dieses großen Werks, den Athem zurück halten, und Opium oder Schierling nehmen? Ist ihr's verboten, zu leben? Ja! wenn du gar vor derjenigen stirbst, deren Leichenbegängniß du bereits veranstaltet hattest, und der zu Ehren du die große Glocke läuten lassen wolltest, ist sie daran Schuld?

Du hast etwas Silbermünze oder einige Goldstücke; nicht genug — nur die Zahl wirkt. Scharre also davon einen großen pyramidenförmigen Haufen zusammen, und laß mich für das Uebrige sorgen. Es fehlt dir an Geburt, Verstand, Talenten und Erfahrung — thut nichts. Verringere nur deinen Haufen nicht, und ich will dich so empor bringen, daß du dich in Gegenwart deines Herrn — wenn du ja noch einen hast — nicht entblößen darfst. Ja! er müßte sehr erhaben sein, wenn ich es mit deinem Metall, das sich immer mehrt, nicht so weit bringen könnte, daß er vor dir den Huth abnehmen muß.

Die Pflicht der Richter ist: den Partheien Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, ihr Gewerbe aber, sie zu verzögern. Einige wissen ihre Pflicht, treiben aber ihr Gewerbe.

Ein verliebter oder galanter Richter ist schlimmer als ein liederlicher. Der leztere verbirgt seine Verbindungen und seinen Umgang, und man weis oft nicht, wie man ihn gewinnen kann. Der erstere hat seine Schwachheiten

schon tausendmal an Tag gelegt, und man kann durch alle Frauenzimmer zu ihm gelangen, denen er zu gefallen sucht.

Jedes Handwerk muß erlernt sein, und wenn man vom niedrigsten Stande bis zum höchsten geht, so bemerkt man in allen, daß es Lehr- und Uebungsjahre giebt, wo Fehler ohne Folgen sind, und vielmehr zur Vollkommenheit führen. Aber wo ist die Schule der Richter? „Es giebt Gewohnheiten, Geseze, Gebräuche.“ Aber wo ist die Zeit, die hinreichend wäre, sie vollkommen verstehen zu lernen? — Das erste Probestück eines aufwachsenden Jünglings, der die Ruthe mit dem Purpur vertauscht, und um sein Geld Richter wird, ist: über das Wohl und Wehe, und über das Leben eines Menschen, ein unumstößliches Urtheil zu fällen.

ſchon tauſendmal als Tag geſagt, und man dann durch alle Frauenzimmer zu ihm gelangen, denen er zu ſchlafen ſuchte.

Jedes Handwerk muß erlernt ſeyn, und wenn man vom niedrigſten Grade bis zum hoͤchſten geht, ſo bemerkt man in allen, daß es Lehr- und Meiſterjahre giebt, wo Fehler ohne Folgen ſind, und vielmehr zur Vollkommenheit fuͤhren. Aber wo iſt die Schule der Fuͤrſten? „Es giebt Gewohnheiten, Geſetze, Gebraͤuche.“ Aber wo iſt die Zeit, die hinreichend waͤre, ſie vollkommen verſtehen zu lernen? Das erſte Werk Verſuch eines aufwachſenden Juͤnglings, der die Wuͤrde mit dem Purpur vertauſcht, und um ſein Geld Meiſter wird, iſt aber das Recht und Wohl, und uͤber das Leben eines Menſchen, ein unumſchraͤnktes Urtheil zu faͤllen.

Inhalt.

Zu Brüyere Sittengemälde.

Vom Frauenzimmer,	S. 11
Von Gesellschaft und Umgang,	36
Von den Glücksgütern,	71
Stadtsitten,	97
Hofsitten,	113
Vom persönlichen Verdienste,	142
Vom Herzen,	158
Die Großen,	171
Regent und Republik,	195
Der Mensch,	220
Urtheile,	268
Moden,	290
Einige Gebräuche,	313

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MIDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

La Bruyère, Jean <<de>>,

La Brüyere's Sittengemälde Für die Deutschen

Leipzig 1790

P.o.gall. 1117
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10093034-4
VD18 15351149